
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1864

Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben
von

M. Dr. A. Niederhöffer.
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde

Erster Band.



Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1857.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Inhaltsverzeichniss des ersten Bandes.

Vorwort.

So Manches, was die Geschichte nicht aufgezeichnet, erzählt uns die Sage, in jenem mystisch märchenhaften Dufte gehüllt, in jenem heimlich dunklen und doch so einfachen und religiösen Tone. Alles, was dieselbe erzählt, hat seine Tiefe, seine Moral; sie beweiset, daß das Schlechte bestraft, das Gute belohnt wird. Sie wirkt nicht schädlich oder wol gar entwürdigend, sondern belehrend und wohlthuend auf das Gemüth des Menschen. Sie beschützt und vertheidigt das Wahre und Edle; sie warnt vor dem Bösen und der Missethat. Sie erzählt von Gottes Güte, von Seiner Gerechtigkeit, aber auch von Seinem Zorne, der den Frevler gewiß trifft!

Alles Das, was sich nun von vaterländischen Volkssagen bis auf unsere Zeit erhielt, sich auf die jetzt lebende Generation fortpflanzte, zu sammeln, daraus nach und nach ein Ganzes zu bilden und es so dem etwanigen Untergange und Vergessen zu entreißen, ist meine Absicht und Bestreben.

In der Hoffnung und dem Vertrauen, daß dies mein Unternehmen Anklang und mithin die nöthige Theilnahme findet, habe ich frisch damit begonnen. Hat dasselbe auch wol nur für Mecklenburg specielles Interesse, so hoffe ich doch, daß es auch diejenigen im weiteren deutschen Vaterlande, die Sinn für Alterthum und Sagen haben, in Etwas interessiren werde.

Möchte nun das Lesen meiner Sammlung nicht allein eine einfache Unterhaltung gewähren, sondern auch zugleich für Manchen von sittlichem Nutzen sein. Ebenfalls würde es mich innig freuen, wenn ich hierdurch auch noch dazu beitragen könnte, bei diesem oder jenem der älteren Leser, alte liebe Erinnerungen wieder wach zu rufen und neu zu beleben. Denn Mancher derselben wird gewiß im Laufe der Fortsetzungen längst bekannte, wol schon in frühester Jugend und seitdem nicht mehr vernommene Sachen wiederhören, und damit zusammenhängend, an vergangene Zeiten und liebe, vielleicht zum Theil schon in Frieden ruhende Personen, die ihm zuerst hiervon sprachen — war's nun der alte freundliche Großpapa oder die alte fromme Großmama; waren's die theuren Eltern oder sonstige liebe Verwandte; oder war's die alte treue Wartefrau, die Amme, das Kindermädchen oder eins der Jugendgespielen — erinnert werden. Doch nicht allein dem in Mecklenburg, sondern auch dem fern von dort lebenden Landsmanne — der vielleicht auswärts eine neue Heimath gefunden und sich einen Herd gebaut, das traute Heimathland aber dennoch nicht vergessen hat, — möge dies Büchlein eine kleine Freude bereiten.

Indem ich nun schließlich hierdurch noch allen denjenigen, die mich bereits auf die entgegenkommendste und freundlichste Weise durch Ueberlieferung von Materialien und fertigen Arbeiten erfreuten, meinen herzlichsten Dank ausspreche, richte ich zugleich an sämmtliche Freunde meines Unternehmens, die etwa im Besitze dergleichen Sachen sein sollten, die freundliche und dringende Bitte, mich gütigst für die nachfolgenden Hefte meiner Sammlung recht kräftig zu unterstützen, damit es mir gelinge, mein Vorhaben möglichst vollständig, also so auszuführen, wie ich es beabsichtige*).

Leipzig, im Februar 1857.

Der Herausgeber.

*) Da ich für jetzt nicht bestimmen kann, wo ich mich zukünftig bleibend aufhalten werde, so bitte ich: etwaige geschätzte Beiträge, Materialien rc. mir gütigst unter meiner Adresse nach Röbel in Mecklenburg zugehen zu lassen; auch das Kleinste ist mir lieb und erwünscht und wird dankbarst von mir angenommen.

Inhalts-Verzeichniss.

Erklärung der Titel-Vignette.

Zu Füßen und im Schatten der düstern, aber ewig jung und frischen Fichte, dem Baume des Nordens, sitzt die Sage; eine hohe, edle Gestalt. Das aufgelöste dunkle Haar, mit immer grünem Epheu bekränzt, flattert im Winde; den kräftig schönen Leib bedeckt ein langes weißes Gewand, antiken Schnittes; die Linke lehnt auf einem Schilde, die Wappen der unter mecklenburgischen Sceptern vereinigten, ehemals selbstständigen Fürsten- und Bisthümer, Graf- und Herrschaften, — das jetzt gebräuchliche großherzoglich mecklenburg-schwerinsche und strelitzsche Landeswappen, — zeigend; die Rechte streckt sich erzählend aus über einen Stein, mit der Inschrift „Old Mecklenborg". Denn davon, von der Vergangenheit des Vaterlandes, spricht sie zu uns die Sage; das deuten auch die zu ihren Füßen liegenden Ueberreste des Alterthums und Mittelalters an.

Zur Seite der Fichte erhebt sich über gestürzten und verwitterten heidnischen Götzenbildern ein mächtiges, aus Stein und Felsen gehauenes Kreuz. — Die finstern Zeiten des Heidenthums sind längst dahin; ihre Götzen, aus Holz und Thon geformt, sind zerstört und mit dem Moose der Vergessenheit bewachsen. Ein schöner, kräftiger Bau, das Kreuz,

das Zeichen des Christenthums, ist über ihren Trümmern aufgerichtet, und felsenfest, Sturm und Zeiten trotzend, die Welt beherrschend, steht er da, der aus einem Senfkorne emporgewachsene Baum! —

Und so erzählt uns denn die Sage — ihre Stimme, ihren Sang gleichsam vermischend mit dem melancholisch geisterhaften Rauschen der Fichte — von alten, vergangenen Zeiten und Geschlechtern, dabei unserem geistigen Auge deren Begebenheiten und Bilder vorführend. Und solche, die beiden Hauptepochen repräsentirend, denen sie ihre Mittheilungen entnommen, gewahren wir im Hintergrunde:

Zuerst, in weiter Ferne, das Alterthum, die graueste, heidnische Vorzeit. Unter hundertjährigen Eichen — diesem stets, bis auf den heutigen Tag heilig gehaltenen Zeichen und Stolze der deutschen Nation, diesem schönen Symbole deutscher Treue und Biederkeit, deutscher Kraft und Stärke — erblicken wir die Riesengestalten unserer Urahnen, die alten Obotriten und Wenden, bedeckt mit Thierfellen und mit Keulen und Steinschwertern bewaffnet. Auf der andern Seite aber, zu Seiten des Kreuzes, tritt uns das christliche Mittelalter in näherer Ferne entgegen. Dort sehen wir die Nachkommen der ersteren, die alten Ritter, hoch zu Roß, in Stahl und Eisen gekleidet, mit Schild und Lanze ausgerüstet, und hinter ihnen die festen Schlösser und Burgen damaliger Zeit.

Die dambecker Glocke im Thurme der neustädter St. Nicolai-Kirche zu Röbel.

Im Norden Deutschlands, im fruchtbaren Lande der Mecklenburger, am schönen und fischreichen Landsee die Müritz, liegt das bescheidene Städtchen Röbel, — mein Geburtsort, — mit seinen gegen 4000 Einwohnern, deren größter Theil auch noch heutiges Tages, wie früher seine Urväter, Ackerbau, Viehzucht und Fischerei treibt, und sich dadurch die nöthigen Mittel zu einer, im Allgemeinen recht guten und sorgenfreien Existenz erwirbt.

Sitten und Gebräuche der Einwohner des Städtchens haben sich, da dasselbe ziemlich isolirt liegt und nicht durch Schienenwege mit der großen Welt in Verbindung steht, bis jetzt einfach und schlicht erhalten, und ein biederer, ehrlicher Menschenschlag ist's auch noch heute, der die gute Stadt Röbel bewohnt.

Wie jedes Land, jede Stadt, ja jedes Dorf seine eigenthümlichen Trachten, Sitten und Gebräuche, oft aus uralter Zeit stammend, mehr oder weniger erhalten; wie jeder Ort seine Sagen, theils älteren, theils neueren Ursprungs, von Geschlecht zu Geschlecht auch auf die jetzt lebende Generation übertragen, so hat auch das kleine Röbel seine besonderen

Bräuche, seine Sagen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Von letzteren will ich dem freundlichen Leser vorläufig eine erzählen und damit zugleich meinen mecklenburgischen Sagenkreis eröffnen.

Von allen den Sagen meiner Vaterstadt, die ich schon als Kind fast alle zuerst durch den Mund meiner seligen Großmutter — einer alten, braven, frommen Frau, die mich so innig lieb hatte, die ich so wahrhaft hochverehrte, bei deren Andenken noch jetzt Thränen stiller Dankbarkeit und Rührung mein Auge füllen — hörte, ist mir besonders die von der dambecker Glocke lebhaft im Gedächtnisse geblieben. Es machte dieselbe einen so eigenthümlichen Eindruck auf mein jugendliches Gemüth, daß ich noch jetzt im Stande bin, sie fast ebenso wiederzugeben, wie sie mir mitgetheilt wurde. Obgleich schon lange her, so erinnere ich mich auch noch ebenfalls genau der Zeit, als ich sie zuerst hörte, genau noch des Ortes, wo dies geschah.

Es war an einem rauhen Dezemberabende, draußen heulte der Sturm und peitschte den Schnee gegen die mit Laden wohlverschlossenen Fenster, während ich drinnen weilte im traulichen Stübchen der jetzt Seligen, in der Nähe des warmen Ofens, worin ein lustiges Feuer prasselte und knitterte und die Stube mit ihren alten Meublen nur theilweise schwach beleuchtete; sie, die alte Frau, in ihrem alterthümlichen Lehnstuhle, ich zu ihren Füßen sitzend, fest mich an sie schmiegend und die eine ihrer lieben Hände mit den vielen alterlichen Falten und Runzeln in den meinen haltend, aufmerksam ihren Worten lauschend. Liebevoll mit der andern Hand den Lockenkopf ihres Enkelchens streichelnd, begann sie in folgendem Sinne etwa zu erzählen:

„Vor vielen, vielen Jahren, in den ersten Anfängen des

Christenthums, das nur langsam bis zum Norden Deutschlands vordrang und sich nur langsam dort Eingang verschaffte; wo die größte Zahl der Bewohner der jetzigen Großherzogthümer Mecklenburg, damals Königreiche der Obotriten und Wenden genannt, noch Heiden waren und in düstern Tempeln und Höhlen ihren Göttern grausige Opfer brachten, da war's, als sich auch in unserm Röbel eine Christengemeinde bildete. Dieselbe, anfänglich nur klein, zwar vielfach angefeindet und verfolgt, dennoch aber brüderlich und fest zusammenhaltend, Alles mit Christensinne tragend und duldend, wurde nach und nach immer größer und zahlreicher, ja konnte sich sogar später selbst ein eigenes Gotteshaus bauen, in welchem sie dem einzigen Gotte als Christen, nicht durch Blut- und Brandopfer, wie ihre heidnischen Mitbürger, sondern durch Demüth, Duldung und gegenseitige Liebe und Hingebung opferte.

Um diese Zeit traf die Nachricht ein, daß der kleinen christlichen Gemeinde zu Röbel, von liebender und wohlwollender Hand aus fernem Lande, eine Glocke geschenkt worden sei, und sich dieselbe bereits auf dem Wege nach dem Orte ihrer Bestimmung befinde. Schnell verbreitete sich diese Mähr durch die Stadt, innige Freude und Dankbarkeit bei den Christen, Wuth und Rache aber bei den heidnischen Bewohnern erregend. Den Heiden war es nämlich ein Greuel, wenn die Glocken der Christen, gleichsam über sie triumphirend, mit hehrem, hellem Klange weit und breit zu des einigen Gottes Lob und Preis ihre ehernen Zungen erschallen ließen, aller Welt verkündend, daß man hier dem Gotte der Christen diene, ihm hier eine Stätte errichtet habe. Obgleich auch bedeutend stärker an Zahl, ja wol um das Zehnfache den Christen überlegen, durften die Heiden es jetzt doch nicht mehr, wie noch kurz zuvor, wagen, öffentlich feindselig handelnd gegen ihre christlichen Mitbürger

aufzutreten; denn der Landesherr Pribislav*), letzter König der Obotriten und erster Fürst von Mecklenburg, hatte sich selbst taufen lassen, war ein Christ geworden und beschützte also seine glaubensgenossentlichen Unterthanen. Finsterer Zorn und Tücke erfüllte das gereizte Gemüth der Heiden, und sie alle schwuren, in ihrer Machtlosigkeit wenigstens im Geheimen, ewige Rache gegen die Christen zu üben.

Die Wahrheit scheut nicht das Licht, nur Bosheit und Lüge verbirgt sich in Nacht und Finsterniß! Hell und leuchtend stand das kleine Gotteshaus der Christen, Liebe, Duldung und Versöhnung Jedem, der sich ihm nahte, entgenwinkend; finster und dunkel die Tempel der Heiden da, Grausen und Entsetzen dem Nahenden aus ihren düstern Hallen entgegengrinsend.

Hinter Nacht und Dunkel verkroch sich also die Rache und Tücke der Heiden, und es gelangen leider nur zu gut ihre sündlichen Anschläge. Denn kurz vor Röbel glückte es den Teufelskünsten der heidnischen Zauberer, die Glocke der Christen in ihre Gewalt zu bekommen und dieselbe in die Tiefe des dreiviertel Meilen von Röbel entfernten sogenannten dambecker Sees zu versenken.

Wie aber bei allem Teufelsspuck und allen Anschlägen des Bösen dem Christenmenschen noch immer ein Ausweg offen bleibt, so auch hier; denn alle Jahre am Johannistage, Mittags von 12 bis 1 Uhr, war der die Glocke gefangen haltende Bann auf eine Stunde gelöset. Sie kam dann aus der Tiefe, hinauf an die Oberfläche des Sees und schwamm umher auf dessen

*) Woizlava, der Ueberlieferung nach eine norwegische Königstochter, — gest. 1172 — bekehrte ihren Gemahl, Pribislav II, zum Christenthume. Derselbe, gest. 1178, ließ sich 1166 feierlichst taufen.

klaren Wellen, weithin, traurig und melancholisch klagend, ihre Töne sendend.

Die Christen eilten dann sämmtlich hinaus an das Ufer des Sees, Alles versuchend und aufbietend, die Macht und Gewalt des Bösen zu brechen und die Glocke wieder in ihre Hände zu bekommen. Doch alle Gebete und Bitten, alle angewendeten Mittel waren umsonst. Mit dem Schlage Eins sank sie wieder hinab, hinab mit herzergreifenden Tönen in die schaurige Tiefe, wieder hinab in die Gewalt der bösen Mächte, um wiederum bis zum nächsten Johannistage darin zu verbleiben.

So hatte man sich denn viele Jahre hindurch vergeblich bemüht, die bezauberte Glocke zu erlösen. Besonders aber wurde von Seiten der reichen christlichen Bewohner der Stadt Alles aufgeboten, dieselbe wieder zu erlangen; wie sie denn auch schon eine neue, größere und schönere Kirche mit einem hohen Thurme zur Aufnahme der Glocke aus ihren Taschen erbaut hatten, so sparten sie auch für die Folge keine Mittel, kein Geld, immer noch hoffend, das Ziel ihrer Wünsche und Anstrengungen zu erreichen und dieselbe endlich doch den Krallen der Feinde zu entreißen. Auf's Neue wurde wiederum alles Erdenkliche versucht, alle möglichen Anstalten und Vorrichtungen getroffen, aber immer und immer umsonst; nichts half, nichts wollte glücken, und unverrichteter Sache, mit betrübtem Herzen kehrte jedesmal die auf die Glocke Jagd gemacht habende Christenschaar in die Stadt zurück.

Viele, viele Jahre war man nicht mehr hinausgegangen nach dem dambecker See, denn man hatte schon längst den Muth und die Hoffnung verloren, je den Zauber lösen zu können.

Da, es war wieder nach langer Zeit am Johannistage,

als kaum noch Jemand an die versenkte Glocke dachte, begab es sich, daß zwei kleine, in der warmen Mittagssonne am Ufer des dambecker Sees unschuldig und harmlos spielende Mädchen ihre Strümpfchen auszogen und heiter scherzend und singend, um hübsche Kiesel und Muscheln zu suchen, in das Wasser wateten. Während sie dort mit kindlicher Lust herumplätschern, rückt unbemerkt die zwölfte Stunde des Tages heran und mit ihr die Zeit, wo die in der Tiefe trauernde Glocke, auf eine Stunde des sie gefangen haltenden Teufelsbannes ledig, hinauf an die Oberfläche des Sees eilet.

Schön und herrlich läutend schaukelt sie sich auf sanft bewegten blauen Wellen, schwimmt sie umher im hellen Sonnenscheine und kommt auch so in die Nähe der noch immer im Wasser watenden Kinder. Das eine derselben möchte nun gern mit dem so himmlisch tönenden und so herrlich glänzenden Wesen, das sich so traulich und furchtlos ihnen nahte, spielen, es löset schnell sein Schürzchen ab und wirft es auf die gerade in seiner Nähe schaukelnde Glocke. Da plötzlich verstummt das Geläute, ruhig und still steht sie mit einem Male da, nicht weit vom Ufer des Sees; der Zauber war gebrochen!

Bald verbreitete sich diese frohe Kunde nach dem nahen Röbel; mit Blitzesschnelle durchfliegt sie die Stadt. Alles zweifelt an der Wahrheit; aber Alles, Jung und Alt, Männer und Frauen, Greise und Kinder, eilt doch hinaus an den See. Jeder will sich selbst überzeugen, will selbst sehen, ob sie wirklich wahr die Nachricht; ob es wirklich möglich, daß endlich Das gelungen, was so viele, viele Jahre trotz aller Mühe, trotz alles Nachsinnens, trotz aller Bitten und Gebete nicht zu erreichen gewesen. Und richtig, dem war so. Die Glocke stand, ihres Bannes ledig, am Ufer und schien der endlichen Abholung zu warten.

Die Reichen der christlichen Einwohner, die schon so viele Opfer gebracht, die schon so viel Geld vergeblich wegen Erlangung der Glocke verausgabt hatten, nahmen auch jetzt wieder eifrigst die Sache in die Hand. Sie beauftragten einen reichen Fuhrmann des Ortes, seinen neuen Wagen mit sechs der herrlichsten Rappen, echt mecklenburger Race, zu bespannen, und die Langersehnte für sie zur Stadt zu schaffen.

Oh schon damals, mein liebes Kind," sprach die alte Großmama betrübt, „schon damals verkannte man das Christenthum, wie es leider ja auch jetzt so häufig geschieht; schon damals glaubten also die Reichen besser vor Gott zu sein, als ihre ärmeren Glaubensgenossen, während doch die neue Lehre predigte, daß vor Gott Alles gleich, daß vor Ihm kein Ansehen der Person gelte! —

Der reiche Fuhrmann fuhr also mit seinem neuen Wagen, mit grünen Zweigen und bunten Bändern festlich geschmückt, davor die prächtigen, vor Muth und Kraft hell wiehernden Race-Pferde, im sausenden Galoppe hinaus zum Thore nach dem dambecker See.

Anfangs ging Alles gut; die Glocke war bereits aufgeladen und stand bekränzt auf dem Wagen und mit einem: „„All tau glieck, dei Klock sall gahn för dei Riek!""*) hieb der Fuhrmann in sündlich strafbarem Uebermuthe auf seine Rosse ein. Aber oh Wunder! wie Zwirnsfäden zerrissen die neuen Hanfstränge; der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Wie angeschmiedet stand er da, weder vor- noch rückwärts könnend. Neue, noch stärkere Stränge wurden geholt, noch mehr Pferde davor gespannt, aber Alles umsonst; die Stränge rissen wieder, der Wagen wich keiner Gewalt, er war und blieb unbeweglich fest.

*) All' zugleich, die Glocke soll gehen für die Reichen!

Durch die Menge drängte sich jetzt ein alter Mann; sein weniges Haar ist gebleicht, sein ärmlicher Anzug ist zwar reinlich, aber alt und geflickt. Es ist ein alter, sogenannter Ackerbürger Röbels, der sich und seine Familie durch die Bebauung einiger weniger Aecker, mit Hülfe seiner beiden magern Kühe, — die ihm nicht nur den täglichen Nothschilling verdienen helfen, sondern auch noch die nöthige Milch für Butter und Käse liefern müssen, — stets ehrlich und redlich ernährte. Der spricht zur Menge: „„Wer Gott vertraut, wer auf Ihn baut, den wird Er nicht verlassen! und so gestattet es mir denn, lieben Mitbürger, mit meinen Rindern, die, wie ich, alt und gebrechlich sind, einmal mit Gottes Hülfe den Versuch zu wagen; vielleicht gelingt es mir, die Glocke nach der Stadt zu schaffen!““ Lächelte auch der Fuhrherr, sowie mancher seiner Auftraggeber wol höhnisch, zuckte auch wol Mancher zweifelnd die Achseln, so gewährte man doch ruhig des Alten Bitte und ließ ihm seinen Willen.

Dieser holte nun schnell seine Kühe herbei und spannte sie vor den Wagen, auf den man die Glocke gehoben hatte. Dann entblößte er andächtig sein ehrwürdiges Haupt, fiel auf die Knie, gläubig aufblickend zum Himmel, stille und inbrünstig vor sich betend: „„Allmächtiger Gott stehe mir bei, hilf und laß Alles wohlgelingen! gepriesen sei Dein Name in Ewigkeit, Amen!“

Es war ein erhabener, ein rührender Anblick, der sich den Blicken der umstehenden Volksmenge jetzt darbot: auf dem schweren neuen Wagen des Reichen thronte, reich mit Blumen und Blättern geschmückt, die Glocke, vor demselben die beiden magern Kühe des alten armen Ackersmannes, zur Seite derselben er selbst, kniend, sein kahles, nur spärlich noch mit weißen Locken bedecktes Haupt entblößt und andächtig, mit Zuversicht und wahrem Gottvertrauen betend.

Und Alles wurde ergriffen ob dieser Scene; selbst dem reichen Fuhrherrn erstarben die Worte des Hohnes auf der Zunge, und auch er beugte sich ebenfalls, wie all die andern Spötter und Zweifler, demüthig vor Gott. Und sie alle die Umstehenden fielen auf die Knie, Gottes Beistand, Gottes Hülfe anrufend.

Tiefe, heilige Stille herrschte ringsum; deutlich hörte man das leise Murmeln der betenden Volksmenge, das leise Wogen der Wellen und das heimliche Säuseln der Blätter des nahen Waldes, die ein sanfter West bewegte. Alles fühlte das Großartige des Augenblicks, Alles ahndete die Nähe des Höchsten!

Zuerst erhob sich aus der betenden Christenschaar der alte Ackersmann. Getrosten Muthes, voller göttlicher Zuversicht, nahm er die Zügel seiner beiden, geduldig und wiederkäuend dastehenden Rinder in die Hand, — eine Stimme hatte ihm ja während seines stillen Gebets, und sie kam von Gott, zugeflüstert: „„Sei getrost, habe Hoffnung und Vertrauen!““ — Noch einen Blick nach Oben sendend und seine Thiere sanft antreibend, rief er laut: „„All tau glieck, dei Klock sall gahn för Arm u Riek!““*) und siehe da! federleicht bewegte sich der Wagen von der Stelle, schnell und ohne Mühe fuhr er dahin. Mit Freudengeschrei, unter Jubel und Dank zog das Volk zurück nach Röbel, in seiner Mitte den die Glocke fahrenden alten, frommen Ackerbürger.

Nicht lange und die Glocke hing in dem für sie erbauten Thurme. Und tiefgerührt stimmte das Christenvolk, bei dem ersten feierlichen Geläute derselben, lobsingend mit ein: „„Ehre sei Gott in der Höh', Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen!““

*) All' zugleich, die Glocke soll gehen für Arm und Reich!

Die alte gute Frau schwieg jetzt. Fromm hatte sie ihre Hände gefaltet und eine Thräne leuchtete aus ihren Augen; und auch ich faltete in kindlicher Einfalt still die kleinen Hände mit zum Gebet.

Ist auch das Kirchchen und der Thurm, worin ehemals die Glocke hing, nicht mehr vorhanden, entstand auch an deren Stelle ein größeres und schöneres Gotteshaus, die noch jetzt stehende „neustädter= oder St. Nicolai=Kirche", so ist doch noch die „dambecker Glocke" erhalten, und noch heute erzählt man sich die Legende vom armen Ackerbürger. Hoch im Thurme der neueren Kirche hängt sie und läßt noch heute ihre ernsten, feierlichen Töne weit und breit hin erschallen zum Lobe und Preise des Gottes der Christen, zur Erinnerung und zur Ehre für Arm und Reich! Denn schweigen bei dem Tode des Armen auch sonst die andern Glocken der Stadt alle, — indem vielleicht die Hinterbliebenen die Gebühr für das Läuten derselben nicht zahlen konnten, — so tönt doch — unbezahlt — auch ihm wenigstens zu seiner Erinnerung und Ehre, diese Glocke nach auf dem letzten Gange, auf dem Wege zur Stätte der ewigen Ruhe! — Geachtet und geehrt hat man also bis auf den heutigen Tag die Worte des armen, frommen Ackersmannes, bewahrheitet hat sich sein Wort: „Die Glocke soll gehen für Arm und Reich!"

„Worüber die Glocken gehen, das ist heilig!“

Volkssage aus Alt-Strelitz.

„Das schöne Wetter“ — so erzählte mir eine befreundete, liebe Person — „hatte Schwester L... und mich vor die Hausthür gelockt; wir freuten uns recht innig des langentbehrten milden Sonnenscheins, denn schon seit geraumer Zeit war es immer gar unfreundliche und naßkalte Witterung gewesen. Heute war's dafür aber auch ein ganz herrlicher, ein prächtiger Tag! Die liebe Sonne schien so erquickend und warm; der Himmel, noch gestern so grau und trübe, wölbte sich so blau und klar über unsrer lieben Stadt; kein Lüftchen regte sich; gleich hohen, ungehindert in's Unendliche entschwindenden Säulen entstieg der Rauch den Schornsteinen der friedlichen Nachbarhäuser, und munter mit einander spielend und neckend, flatterten lustig die kleinen Spatzen auf der Straße und den Dächern umher. Die Natur schien gleichsam mit uns Menschenkindern den heutigen Sonntag feiern zu wollen, denn auch sie hatte sich ja wie wir geschmückt und ein Festkleid angelegt.

Daß noch Viele unsere Freude theilten, bewiesen die frohen Gesichter und lebhaften Unterhaltungen der Bewohner unserer Straße, welche in größeren und kleineren Gruppen vor den Thüren standen und saßen, um ebenfalls die erquickende, milde Luft einzuathmen. Auch unsere alte Nachbarin, Frau L....w, hatte ihr kleines Stübchen verlassen, und auch sie trat eben im einfachen Sonntagsputze, mit zufriedener Miene aus ihrer Wohnung auf die Straße. Dieselbe, eine biedere

Alte von etwa 60 Jahren, hat stets eine besonderes Interesse für unsere Familie an den Tag gelegt; schon seit Jahren geht sie fast täglich bei uns aus und ein, und hilft und arbeitet in unserm Hause, wenn wir weiterer Hülfe bedürfen. — Auf unser freundlich ihr zugerufenes „guten Tag!" kam sie sogleich zu uns herüber und begann in gewohnter treuherziger Weise über Dies und Jenes mit uns zu plaudern.

So mochte es etwa 4 Uhr Nachmittags geworden sein, als plötzlich das Läuten der Kirchenglocken das Nahen eines Leichenzugs ankündigte. Bald erschien auch derselbe. Feierlich und gemessen bewegte er sich durch unsere Straße, hinaus zum Brandenburger Thore, nach dem Friedhofe. Wie es hier in Alt-Strelitz fast immer noch gebräuchlich, eröffneten auch diesmal die Chorknaben den Zug, das schöne Lied: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben!"*) unter Leitung des Cantors singend. Dann folgte, von 12 Männern getragen, der mit einem schwarzen Todtentuche bedeckte und mit einem Cruzifix und Kranze geschmückte Sarg, und diesem schlossen sich die Leidtragenden mit dem Prediger, die sonstigen Angehörigen und Freunde des Verstorbenen an. — Gerührt hatte die alte Frau ihre Hände zusammengelegt, und stille und insichgekehrt sah sie gleich uns dem ernsten Schauspiele zu.

Als der Leichenzug schon lange unsern Augen entrückt, die Glocken aber noch immer forttönten, ließ ich zufällig die Aeußerung fallen, daß ich eigentlich das Geläute bei solchen Gelegenheiten nicht recht liebe. „„Oh Fräulein,"" versetzte darauf eifrig die Alte, „„und wenn ich auch das Letzte hingeben müßte,

*) Bekanntlich von Luise Henriette von Oranien, Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gedichtet. — Geb. 1627 zu Haag, gest. 1667 zu Berlin.

so sollen doch bei meinem Tode und Begräbnisse gewiß die Glocken läuten, denn worüber die gehen, das ist heilig! Zum Beweise, daß dem wirklich so ist, will ich Ihnen doch gleich einmal eine Geschichte erzählen, die sich hier früher zugetragen hat."" Schwesterchen und ich waren damit einverstanden, wir setzten uns alle Drei auf eine Bank vor unserem Hause, und Mutter L....w hub ungefähr also an:

„„Wie Sie wol schon öfter gehört haben, stand in alten Zeiten vor dem brandenburger Thore ein Galgen. Vor vielen Jahren ist nun einmal in der Nacht ein alter hiesiger Fischer, Namens Eichholz, an demselben vorbei gekommen, gerade als noch der Körper eines Hingerichteten daran gehängt hat. Der alte Mann kam von dem Dorfe Thurow, wo er wol etwas mehr getrunken hatte, als ihm gut und dienlich war, und so kam es denn, daß er in seiner übermüthigen Laune, ohne weiter etwas Arges dabei zu denken, den im Winde Baumelnden spottend aufforderte, doch einmal herunter zu kommen und mit ihm Abendbrod zu essen. Kaum hatte der Fischer diese frevelhaften Worte ausgesprochen, da stieg auch schon das Gerippe von dem Galgen und kam zu seinem größten Entsetzen geradenwegs auf ihn zu. Schauerlich mit der dürren Hand drohend, sprach es dann mit hohler Stimme: „Bist Du morgen Nacht zwölf Uhr nicht pünktlich wieder hier, so hole ich Dich!" und damit entfernte es sich wieder.

Halb todt vor Angst und Schrecken, mit klappernden Zähnen und über und über mit Schweiß bedeckt, kam der alte Fischer zu Hause an. Sofort eilte er in seiner großen Noth zu dem damaligen Prediger, beichtete selbigem Alles genau und ausführlich, und bat ihn flehentlich um seinen Rath und Beistand. Der Pastor, ein sonst sehr kluger und gelehrter Herr, sann viel hin und her; trotz alles Nachdenkens und Kopfbrechens

wußte er aber keine rechte Hülfe ausfindig zu machen und keinen andern Ausweg anzugeben, als daß Eichholz thun müsse, wie ihm der Erhängte geheißen; doch werde er selbst mitgehen und ihn zu retten versuchen.

Am andern Abende spät trat nun mit Zittern und Zagen der reumüthige Fischer seinen schweren Gang an. Der Pastor sowie noch einige Freunde begleiteten den Armen und hatten ihn zwischen sich in ihre Mitte genommen, und so schritten, unter dem Geläute der Kirchenglocken, ernst und schweigend die Männer durch die stille Nacht dahin. — Schon von ferne sahen sie im Mondenscheine den Galgen und darunter den Erhängten, wie er grinsend mit den Knochenfingern winkte.

Als die Wanderer dem Hochgerichte ziemlich nahe waren, machten sie Halt. Noch einmal fiel hier der Fischer mit dem Pastor auf die Knie und rief laut Gott um Seinen Schutz und Beistand an. Nachdem er nun auch noch das heilige Abendmahl empfangen hatte, gab er gestärkt und gekräftigt dem Pastor und jedem seiner Freunde die Hand zum Abschiede, und ging dann, seine Seele dem Allmächtigen empfehlend, gefaßt und ergeben, allein dem Gerippe entgegen. Doch als er dasselbe beinahe erreicht, winkte es ihm zurück und sprach: „Das Gebet und das heilige Abendmahl haben Dich nicht gerettet, wol aber die Glocken, denn worüber die gehen, das ist heilig; und so kehre denn wieder heim in Frieden, laß aber künftig die Todten in Ruhe!“ Darauf ist das Gerippe verschwunden und der alte Fischer unangefochten wieder mit seinen Begleitern nach Hause zurücke gekehrt.““

Mutter L. hatte ihre Geschichte beendet; die Kaffeezeit war längst da; sie mußte jetzt nur eilen, nach Hause zu kommen, denn schon kam ihr kleines pausbackiges Enkelchen, Lining, angehüpft, um zum Kaffeetrinken zu rufen. Kaum daß die Alte

uns noch Adieu sagen konnte, die Kleine hatte Großmutters Hand und Schürze bereits gefaßt und zog sie in kindlicher Ungeduld eiligst mit sich fort in das nahe elterliche Haus."

Beregter Galgen hat früher nicht weit von der Stadt, vor dem brandenburger Thore, auf einer kleinen Anhöhe gestanden. Noch bis vor kurzer Zeit waren Ueberreste davon vorhanden; seitdem aber die betreffende Stelle mit zum Chausseebau verwendet werden mußte, sind auch die letzten Spuren gänzlich verschwunden.

Der Kreuzstein bei Passow und die ehemalige Martensmühle daselbst.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

In alten Zeiten waren die Wege nicht sicher wie jetzt; überall lauerten Räuber auf, welche den Reisenden, bei dem sie Schätze vermutheten, niederwarfen, ihn beraubten, und von Glück hatte der Beraubte zu sagen, wenn er mit dem Verlust seiner Güter sich seine Freiheit, sein Leben erkaufte, denn gar oft ward er in tiefe Keller geworfen, aus denen er sich nur durch großes Lösegeld befreien konnte, oder mußte auch sein Leben lassen. Besonders waren es die Kaufleute aus Lübeck,

auf welche die Schnapphähne lauerten, denn die brachten viel Gold und schöne Waaren in ihre siebenthürmige Stadt von ihren weiten Reisen zurück.

So zog denn auch einmal ein reisender Kaufmann über Dassow seiner Heimath zu; da wurde er auf der Straße von zwei Räubern angefallen, welche ihn beraubten und erschlugen. Weit umher war Niemand zu sehen, den er als Zeugen seiner Ermordung anrufen konnte, nur drei Kraniche zogen hoch in der Luft; nur diese konnte er zu Zeugen bestellen. Nach zehn Jahren kamen die Räuber wieder an diese Stelle, und sie erinnerten sich einander beim Anblick einiger daherziehender Kraniche an den begangenen Mord. Ein Mädchen, das ihre Worte gehört, ward ihre Angeberin; des Ermordeten Anverwandte wandten sich an den strengen Fürsten, der überall die Räuber verfolgte, sie wurden ergriffen, gestanden und starben eines schmählichen Todes. An die Stelle des Mordes aber ward ein Kreuzstein gesetzt, welcher noch steht und die Worte in lateinischer Sprache hat, die vielleicht des Getödteten letzter Gedanke gewesen: „Erbarme dich meiner, oh Gott!“

Nicht weit davon stand späterhin eine Mühle, von der aber jetzt kaum noch die Spur zu finden ist, die Martensmühle heißt noch die Stelle. Ein Müller hatte einen einzigen Sohn, der in die Fremde ging und lange hörten Vater und Mutter nichts von ihm. Diese aber vergaßen Gott und sein Gebot und mordeten die Fremden, die bei ihnen einkehrten und gossen ihnen geschmolzenes Blei in die Ohren und nahmen zu sich, was sie bei ihnen fanden. Von diesen Greuelthaten wußte der Sohn nichts, welcher nach Jahren, reich mit Schätzen beladen, zurückkehrte und seine Eltern überraschen wollte, als er des Abends ankam und ihnen nicht sagte, wer er sei. Sie erkannten ihn nicht und ermordeten ihn im Schlafe. Am andern

Morgen kam sein Freund, der nach Schlutup gegangen war, und wollte sich mit ihm des Wiedersehens zwischen Eltern und Sohn erfreuen. Ach die Unglücklichen, sie hatten den Sohn ermordet! ihr Jammer ließ sie die Unthat bekennen, sie erlitten die verdiente Strafe. Darum soll es auch dort gar nicht geheuer sein, und als einst spät Abends Vorbeifahrende ein Geplätscher im Wasser vernahmen und riefen: „Wat platscht dor denn so?" antwortete ihnen eine Stimme: „„Ick wasch den Möller den Dust ut de Hoor!""

Die Kette an der Kirchenthüre zu Wesenberg.

An der Kirchenthüre zu Wesenberg befindet sich ein Schmuck ganz eigener und seltener Art, eine recht geschickt gearbeitete und construirte Kette, die weder Anfang noch Ende zu haben scheint. Ueber den Ursprung derselben lebt im Munde des Volkes nachstehende Sage fort, die mir von meinem lieben Karl P., dessen Heimath das gute Wesenberg ist, mitgetheilt worden, und den ich deßhalb also selbst reden lasse:

„Vor langen Jahren wünschten die ehrsamen Bürger von Wesenberg ihre Kirche auf irgend eine besondere Weise zu verzieren. Zu diesem Zwecke wurde ein dortiger Schmiedemeister (Andere erzählen, daß es ein Schlossermeister war) beauftragt, eine lange stattliche Kette anzufertigen, die dann an der Kirchenthüre befestiget werden sollte.

Der Meister machte nun darauf eine derartige und zeigte sie dann, sich im Stillen selbst über das eigene Werk, das ihm so manchen Tropfen Schweiß gekostet hatte, freuend, der verehrlichen Ortsobrigkeit vor. Aber oh Schreck! man tadelt dieselbe nicht nur, sondern weiset sie sogar ganz zurück, mit dem Bedeuten, eine zweite, bessere zu arbeiten. Der arme verblüffte Mann geht, sich vor Verdruß in den Kopf kratzend, wieder nach Hause; läßt es sich aber dennoch nicht verdrießen, frisch bei einer neuen Kette zu beginnen. Endlich ist auch diese wieder fertig und triumphirend bringt er sie den Repräsentanten der Stadt. Aber was geschieht, auch diese wird getadelt, ist hier und da nicht gut genug ꝛc., kurz es heißt: ändere und mache sie besser! Noch einmal geht der bestürzte Schmied unermüdet an die Arbeit, bessert die hervorgehobenen Mackel und Mängel auf das Sorgfältigste aus, putzt sie auf das Sauberste und bringt sie nun zum dritten Male auf's Rathhaus, sich endlich des Sieges und des darauf folgenden Lohnes ganz gewiß glaubend. Doch die mäckligen Senatoren sind auch jetzt noch nicht damit zufrieden und befehlen, nochmals eine ganz andere zu machen. Das scheint unserm betrogenen Meister aber doch allzu toll; zornig wirft er den Herren die Kette vor die Füße, und fluchend ausrufend: „„So möge Euch der Teufel eine bessere machen!““ geht er davon.

Und oh Wunder! was er gesagt, geschah, sein Ausspruch ist erfüllt; denn als am andern Morgen die Wesenberger frisch erstehen, sehen sie mit Staunen und Grausen eine Kette, ohne Anfang und Ende, an der Thüre ihrer Kirche hängen, und sich bekrenzend raunt das Volk einander in die Ohren, daß sie der Teufel dort über Nacht befestiget habe.“

Wird dies auch heute noch von Vielen geglaubt, so giebt es doch auch schon lange Zweifler, die da annehmen und be-

haupten, daß der Schmied selbst derjenige war, der in der Nacht dies Wunder gethan und die Kette dort selbst, wo sie noch heutiges Tages sich befindet, befestiget habe.

Der eidbrüchige Handwerksbursche von Parchim.

1. Der Lehrbrief.

Freundlich schien die Mittagssonne durch das kleine Fenster einer dürftig ausgestatteten Dachkammer, in welcher wir einen bleichen jungen Mann beim Anzuge erblicken. Es war Fritz, Lehrbursche des wohlhabenden, aber harten und geizigen Bürgers und Schuhmachermeisters D. in Parchim — der auch zugleich die Würde eines Altermannes seiner dortigen Gewerksinnung bekleidete und sich auf Letzteres nicht wenig einbildete. — Ein Freudestrahl blitzte heute aus den sonst so trübe und traurig blickenden Augen des Schuhmacherburschen; eine eigene, sonst nie an ihm wahrzunehmende Glückseligkeit war über sein ganzes Wesen ausgegossen, in allen seinen Zügen und Bewegungen ausgeprägt. Und gewiß, er hatte auch Ursache froh und glücklich zu sein, — eine schreckliche Zeit lag hinter ihm, — denn heute sollte er endlich nach überstandener fünfjähriger, harter und schwerer Lehrzeit zum Gesellen seines Gewerkes erklärt werden.

Früh schon hatte Fritz die Eltern verloren; zuerst raubte ihm der Tod die beste Mutter und bald darauf auch den

bravsten der Väter. Verlassen, vater- und mutterlos, eine Waise, stand er von jetzt an da, so ganz allein auf Gottes weiter Welt. — Sein Vater, ein biederer und guter Bürger der Stadt, hatte in früheren Jahren durch Krieg und Plünderung und sonstige Unklücksfälle oft und viel gelitten, trotzdem aber durch Fleiß und Geschicklichkeit immer hinreichend Brod für sich und die Seinen erworben und so kam es denn, daß, als der Tod denselben in den besten Jahren dahinraffte, er seinem geliebten Kinde kein Vermögen hinterlassen konnte, wol aber einen ehrlichen und rechtschaffenen Namen. Ja recht verlassen stand der arme Knabe da; besaß er auch wol im Orte einen alten reichen und kinderlosen Onkel, so war ihm dieser doch stets fremd geblieben. Derselbe hatte sich nie um Fritzens Eltern bekümmert, nie mit denselben verkehrt und Umgang gepflegt, denn er war ein gefühlloser und geiziger Mann und schämte sich seiner so rechtlichen, aber armen Verwandten. Natürlich war es also, als Fritz zuletzt schluchzend am Sarge des heißgeliebten Vaters stand, er seinen reichen Onkel kaum von Ansehen kannte; doch bald sollte er ihn näher kennen lernen. Der hochweise Rath erklärte nämlich den kinderlosen und vermögenden Mann für gesetzlich verpflichtet und verbunden, seinen verwaisten Neffen sofort zu sich zu nehmen, denselben bis zur Confirmation bei sich zu behalten und bis dahin für ihn zu sorgen. Trotz alles Protestirens wurde der reiche Geizhals gezwungen, sogleich den Befehlen hohen Rathes zu gehorchen und den Knaben zu sich in's Haus zu nehmen. Aber welch ein Leben begann hier für denselben; der Contrast gegen früher und jetzt war in der That ein zu schrecklicher. Die roheste und liebloseste Behandlung wurde ihm hier zu Theil, nie wurde ihm ein freundliches Wort oder Blick; stets nur gab es Schelte und Schläge, ohne sie verdient zu haben

und dabei karge, elende Kost und selten nur soviel davon, um satt zu werden. Wie oft wurde ihm von dem herzlosen Oheime vorgeworfen, daß er ein Betteljunge sei; wie oft mußte er die schändlichsten Verwünschungen und niedrigsten Anschuldigungen gegen seine seligen, so guten und braven Eltern — daß sie faul gewesen, nichts gespart hätten u. s. w. — hören, und zerriß es ihm auch das Herz, er mußte stets schweigen und Alles mit Geduld für sich allein tragen; denn ach, er hatte ja Niemanden, keine Seele, der er sein Leid klagen durfte und konnte. Als Fritz das 14. Jahr zurückgelegt und confirmirt worden war, kam er, wie wir schon gehört, bei dem Meister O. in die Lehre. Auch jetzt hatte er es um kein Haar besser wie bei dem Onkel; denn auch hier gab es kein gutes Wort, wenig und schlecht zu essen, viel Schelte, Schläge und Arbeit, und so war denn auch nun sein Leben während der schweren Lehrjahre, eine Kette von Angst und Leiden, — in ähnlicher Weise dahin geflossen. —

Eben hatte Fritz das letzte Stück seines neuen Anzuges — den er am Morgen erst vom Schneider bekommen und den er sich selbst so mühsam hatte anschaffen müssen, für den Ertrag der kleinen, jahrelang aufgesparten Trinkgelder, die er mitunter von den Kunden des Meisters, wenn er ihnen ein neues Stück Arbeit gebracht, erhalten, — mit Wohlgefallen angelegt und war schon im Begriffe, so ungeputzt, sein Kämmerchen zu verlassen, als er nochmals zurückkehrte. Noch einmal tritt er vor seinen Toilettenspiegel, — ein kleines Stückchen Spiegelglas, welches er früher so glücklich gewesen war, auf der Straße zu finden, und das nun seitdem die Stelle eines solchen versah, — zufrieden lächelnd betrachtete er sich nochmals von allen Seiten in demselben, ordnete zum letzten Male noch hier und dort bei dem Anzuge, um dann endlich zu gehen. Ach wie behaglich

fühlte sich der arme Junge jetzt, ihm war's so wohl und so weh um's Herz, denn seit dem Tode der Eltern hatte er sich ja nur mit Lumpen bedecken und kleiden können. — Da plötzlich ertönen schwere Tritte; Fritz erbleicht, schnell drückt er noch den neuen Hut auf den Kopf und eilt aus der Thüre. Wie er vermuthet, traf er seinen bösen Meister schon auf der Treppe an, von welchem er sofort mit einem Schlage in das Gesicht empfangen und mit einer Fluth Scheltworte und bitterer Vorwürfe — daß er, der dumme „Lumpenjunge" sich so lauge putze u. s. w. — überhäuft wurde. Wie immer, schwieg Fritz auch jetzt und folgte zitternd seinem Meister in das Amtslocal des Gewerkes. Hier wurde er nun, sowie noch einige andere, ebenfalls jetzt ausgelernt habende Schuhmacherlehrlinge, vor „geöffneter Amtslade" und sämmtlich versammelten Meistern, den beiden Alterleuten und dem Herrn Patrone der „ehrbaren und löblichen" Schuhmacherinnung, nach altem Gewerksbrauche „ausgeschrieben und losgesprochen" und darauf unter dem üblichen Ceremoniel, durch Ueberreichung des betreffenden Diploms, seines sog. „Lehrbriefes", feierlichst als „ehrsamer" Schuhmachergeselle proklamirt.

2. Das Gefängniß.

Munter und vergnügt ging es am Abende dieses Tages auf der Schuhmachergesellen Herberge her. Fritz hatte auch hier erscheinen müssen, um nach altem Brauche ebenfalls von der versammelten Gesellenschaft begrüßt und als neuer Genosse aufgenommen zu werden. Er fühlte sich hier so recht wohl und frei, wie schon lange nicht mehr in seinem Leben; auch durfte

er ja von nun an jeden Gesellen als Kameraden betrachten und ihn wieder dutzen, konnte ungehindert rauchen und, statt der Mütze, jetzt einen Hut tragen, was ihm früher als Bursche alles nicht erlaubt war. Und so beschloß er denn, nun auch einmal recht vergnügt mit zu sein.

Zu Abend wurde in pleno flott gespeiset, dabei auch gehörig der Flasche zugesprochen; auf's Wohl der neuen Gesellen angestoßen und diesen scharf zugetrunken. Und so kam es, daß auch Fritz etwas mehr trank, als er sich vorgenommen, und nach und nach immer lustiger und aufgeregter wurde. Nach aufgehobener Tafel stellten sich die „Liebchen" der verschiedenen Gesellen ein und mit ihnen auch noch andere tanzlustige Mädchen aus dem Orte. Nach kurzer Zeit erschallten denn auch aus dem nahen Tanzsaale die heiteren Melodien eines Walzers, und in froheſter Laune drehte sich bald Alles nach dem Tacte der Musik umher. Auch unser, sonst so blöde Fritz hatte sich in seiner feurigen Weinlaune dreist ein Mädchen geholt, und tanzte nun ebenfalls so gut es gehen wollte. Dem ersten Tanze folgte ein zweiter, ein dritter und noch viele nach; dazwischen wurde getrunken und mit der neuen Bekanntschaft angestoßen, und so eilten denn die Stunden schnell und im Fluge dahin, und fast schon hatte Fritz das Gebot seines Meisters vergessen, „nicht zu spät nach Hause zu kommen", als er zufällig durch das Fenster blickt und zu seinem nicht geringen Schrecken gewahrt, daß Mitternacht längst vorüber und der neue Morgen bereits zu dämmern beginnt. Schnell greift er nach Hut und Stock, um sich möglichst rasch zu entfernen, wird aber von seinen Kameraden bemerkt und zurückgehalten. Er erzählt diesen die strenge Weisung seines Meisters, was er für Folgen zu erwarten, und bittet wieder und wiederum ihn gehen zu lassen; aber Alles lacht über seine Aengstlichkeit und versperrt ihm den

Ausweg. Auch der riesenhaft große Altgeselle, — eine bedeutende Autorität, — trat jetzt herzu und erklärt dem Fritz mit seiner Stentorstimme, daß er jetzt kein Bursche mehr, sondern Geselle sei, sein Meister ihn also nun auch anders als früher behandeln werde und müsse. Wenn derselbe aber dennoch sich mehr herausnehmen, ja wol gar thätlich gegen ihn werden solle, dann müsse er sich wehren, das erfordere die Ehre jedes braven Schuhmachergesellen, und damit Punctum! Fritz blieb also, tanzte und trank mit den Andern weiter fort, und verließ mit ihnen erst die Herberge, als schon der helle Morgen angebrochen war. Recht aufgeregt und angetrunken klopfte er bald darauf an die Wohnung des Meisters. Schäumend vor Wuth trat ihm dieser entgegen, packte den Armen sofort bei der Gurgel und schleuderte ihn, fluchend und schimpfend, in die Ecke. Unser Fritz, noch zu erregt und eingedenk der Worte des Altgesellen, greift nach einem, in seiner Nähe liegenden Stücke Holz und wirft es gegen den Kopf des Rasenden, den er unglücklicher Weise so gut traf, daß derselbe sofort besinnungslos hinstürzte. Der große Lärm hatte eine Menge Menschen vor dem Hause zusammengelockt, und diese erregten wieder die Aufmerksamkeit der Polizei. Gerade traten zwei Polizei-Sergeanten auf die Hausflur, als Meister D. zu Boden gestürzt und regungslos dalag. Von dem großen Schrecken plötzlich nüchtern geworden, stand Fritz todtenbleich und wie vom Schlage gelähmt da, und ließ sich willig und ohne Widerstreben von den Dienern der Justiz in das Gefängniß führen.

Einen schrecklichen Tag, eine gräßliche Nacht verlebte Fritz in der düstern Strafzelle. Am Mittage des folgenden Tages hieß ihm der Gefängnißschließer mitkommen, um vor den Gerichtsschranken zu erscheinen. Mechanisch dem Voraufgehenden folgend, wird er in den Gerichtssaal geführt. Fritz zitterte vor

Angst und Furcht; er hatte noch nie an einem solchen Orte gestanden. Aller Augen richteten sich auf ihn; nicht allein sämmtliche Justizbeamte, welche ihn ernst und strenge anblickten, sind versammelt, auch sein harter Lehrmeister, mit verbundenem Kopfe, wüthende Blicke auf ihn schleudernd, ist zugegen. Das Verhör war kurz; Fritz wagte kaum auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Desto mehr aber sprach sein Meister, der nicht allein sich ganz unschuldig hinstellte, sondern auch Fritz noch allerlei Schlechtigkeiten beschuldigte und die schändlichsten Unwahrheiten und Uebertreibungen gegen ihn anbrachte. Wagte er nun auch zuletzt noch, auf's Tiefste über die Frechheit des Meisters empört, den wahren Sachverhalt, seine damalige Aufgeregtheit, vielleicht Unzurechnungsfähigkeit, zitternd, mit einigen abgerissenen, unzusammenhängenden Worten und Lauten anzuführen, er wurde nicht weiter gehört und zu acht Tagen Gefängniß, bei Wasser und Brod, und hundert Stockprügeln verurtheilt. Zugleich wurde ihm noch weiter zudecretirt, nach überstandener Strafe sofort die Stadt zu verlassen, seine dreijährige Wanderzeit anzutreten und sich vor Ablauf derselben nicht wieder in Parchim sehen zu lassen.

Als Fritz sein Urtheil vernommen, sank er laut schluchzend in die Knie; in demselben Augenblicke packten ihn aber auch schon die nervigen Fäuste des rohen Schließers. Unbarmherzig wurde er fortgeschleppt und in ein noch grausigeres Gefängniß, als das frühere, gestoßen.

3. Der Eidschwur.

Ein kalter Wind, schwere Regentropfen mit sich führend, blies aus Nordost und brauste, dichte Staubwolken und falbe

Blätter in die Höhe wirbelnd, durch die heute so öden Straßen der Stadt Parchim. Es war einer der trüben, naßkalten Herbsttage, wie sie um diese Zeit, — Ende September, — im Norden Deutschlands schon so oft und häufig vorkommen. Wer jetzt nicht nothgedrungen auf der Straße zu thun hatte, blieb daheim im traulichen Stübchen, und hatte sich Jemand draußen befunden, so eilte er mit verdoppelten Schritten über das Straßenpflaster dahin, um möglichst bald die schützende Behausung zu erreichen.

Ebenso düster und trübe als da draußen, sah es auch jetzt in dem Gemüthe eines armen Gefangenen aus, der in dem Stadtgefängnisse seiner heutigen Entlassung entgegenharrte. Ausgestreckt, tief athmend liegt der schwergeprüfte Fritz — denn er war es — auf dem wenigen, halbverfaulten Stroh, in seinem engen Kerker da. Kein Tisch, kein Stuhl befindet sich in demselben, nur ein Krug mit Wasser steht auf dem Boden, ein Stück hartes, verschimmeltes Schwarzbrod liegt dabei, — die Kost des Gefangenen. — Sein thränenfeuchtes Auge drückt tiefen Seelenschmerz und Zerknirschung, seine eingefallenen, bleichen Wangen und scharf markirten Gesichtszüge, Entbehrung, Kummer und Gram aus. Sein neuer schöner Anzug, den er sich so unendlich mühsam erworben, wofür er so lange, lange gespart, ist durch den Aufenthalt in dem engen, schmutzigen Gefängnisse abgescheuert und zerrissen und durch die erhaltenen Stockhiebe mit Blut getränkt. — Das kleine Fenster, hoch oben an der Decke, mit starken Eisenstäben fest vergittert und, wie der ganze übrige Raum der schaurigen Zelle, mit Spinngeweben über und über bezogen, läßt kaum am hellen Mittage das Tageslicht hineinfallen. Jetzt aber, wo es draußen auch so trübe und schon zu dunkeln beginnt, ist hier bereits völlige Nacht eingebrochen.

Da ertönt vom nahen altehrwürdigen St. Georgenkirchthurme, mit ernsten, weithin schallenden Schlägen, die fünfte Stunde des Abends; Fritzens Strafzeit geht mit ihr zu Ende, bald war er wieder frei. Seine Kerkerthüre öffnet sich, convulsivisch schreckt er zusammen; doch schon packen ihn wiederum die Fäuste des Schließers und zerren ihn mit sich fort an das Tageslicht. Nachdem er nun auch noch den Rest der ihm zuerkannten Stockhiebe auf entblößtem Leibe, so arg und erbarmungslos vom Schließer ausgetheilt, daß auch jetzt wieder das Blut darnach heruntertropfte, erduldet, wird er von zwei Polizei-Sergeanten in die Mitte genommen und, gleich dem gemeinsten Verbrecher, hinaus zum Thore transportirt. Zerknirscht, vernichtet, bis zum Tode erschöpft, geht der Arme zwischen seinen Begleitern einher, er wagt nicht sein Auge aufzuschlagen; oh er hätte vor Scham und Schimpf in die Erde sinken mögen, ach selbst die Steine mußten ihn ja jetzt anblicken. — Plötzlich aber weckt ihn teuflisches Hohngelächter aus seiner Lethargie, es kam von seinem Lehrmeister D., an dessen Hause sein Weg gerade vorüberführte. „Glückliche Reise, in Teufelsnamen, schändlicher, undankbarer Betteljunge!" kreischt der Wüthende und spuckt ihm dabei seinen Geifer in das bleiche Angesicht. Vor Zorn und Empörung knirscht Fritz mit den Zähnen, aber ungerächt muß er weiter schreiten, spotteten und höhnten seiner doch selbst auch die ihn begleitenden Polizeimänner. So wird er noch eine Strecke weiter zum Thore hinausgebracht; nochmals wird ihm hier der Befehl, vor Ablauf dreier Jahre nicht zurückzukehren, wiederholt und er dann von seinen Begleitern verlassen.

Allein und von aller Welt gemieden, zitternd vor Kälte und Schwäche, steht er jetzt da, in Regen und Wind, auf öder, einsamer Landstraße. Geschunden und beschimpft mußte er die

Vaterstadt verlassen; herzlos stieß man ihn hinaus, ohne Geld und sonstige Hülfsmittel, elend und rathlos, hinaus in die weite, weite Welt. Alles hat man dem Aermsten geraubt, selbst sein größtes Kleinod, die Ehre, sein guter Ruf und Namen ist dahin. — Nur sein neuer Anzug, so schwer und mühsam verdient, ist ihm geblieben, und auch der ist jetzt verdorben und zerrissen. — Oh hatte Fritz das Alles, hatte er eine solche Behandlung verdient!? — — — Bis in's Innerste der Seele erbittert und vernichtet, steht er jetzt da; Wuth, Haß und Rache tobt in seinem Herzen. Unwillig stampft er mit den Füßen, krampfhaft ballen sich seine Fäuste, seine Pulse klopfen und vibriren. Gottes Fluch und Rache ruft er herab über seine Verfolger und Peiniger, und mit gräßlich schrecklichen Eiden schwört er, niemals wieder Parchim, die Stadt, wo er so unendlich viel erduldet und gelitten, zu betreten. Was sollte und konnte ihn auch wol wieder dahin zurücke ziehen? — Ach! die guten Eltern lebten ja nicht mehr, und seit diese der stille Grabhügel deckte, hatte er keine frohe und glückliche Stunde mehr erlebt. Alles war stets hart und gefühllos, ja grausam und ungerecht gegen ihn gewesen; keine Seele lebte in dem Orte, die ihn lieb, die Mitleid und Erbarmen mit ihm gehabt, die gut und freundlich gegen ihn gewesen war. — Und nochmals schwur er, nie wiederkehren, nie wieder seinen Fuß über die Thorschwelle der Vaterstadt setzen zu wollen.

Der Mensch aber soll nie unüberlegt, nie in seinem Zorne schwören; so lautet Gottes heiliges Gebot! denn des Herrn Wege sind unbegreiflich, und wunderbar sind Seine Fügungen, und wehe, wehe dann dem Uebertreter des zweiten Gebots! —

4. Die unerwartete Kunde.

Viele Jahre sind vergangen; aus dem blassen Jünglinge war ein hübscher und kräftiger Mann geworden. Schon manche Stadt hatte Fritz gesehen, schon vieler Herren Länder durchwandert und allenthalben, wo er in Arbeit gestanden, sich durch Fleiß und Solidität die Achtung und Liebe seiner Meister erworben. Wenn auch gerade wol keine Schätze, so hatte er doch immer soviel verdient und erübrigt, um sich ordentlich und anständig kleiden zu können, und war es dann Sonntag oder sonst ein Feiertrag und Fritz ging aus, so sah man es ihm kaum an, daß er nur ein schlichter mecklenburgischer Schuhmachergeselle sei.

Da kam, — Fritz arbeitete gerade im Böhmerlande, — eines Tages ein großer Brief, mit einem mächtigen Wachssiegel, für ihn an. Ganz verwundert, einen solchen zu bekommen, besieht er das Dings von allen Seiten, ehe er es wagt zu öffnen. Wol zehnmal liest er die Aufschrift; es war richtig, sie lautete an ihn. Jetzt buchstabirt er auch bei dem Namen des Poststempels, Parchim kommt heraus! Wie ein Blitz fährt es ihm durch die Seele. „Aus meiner Heimath!" ruft er aus, „ich habe ja keine Seele dort; — meine Eltern sind todt; was kann das bedeuten!" „„Aber so öffnen Sie doch und lesen!"" sprach der nicht weit von ihm sitzende, schon ganz neugierig gewordene Meister. Fritz öffnet endlich und liest, doch bald entsinkt das Papier seinen Händen. Der Rath der Stadt Parchim zeigte dem Fritz darin an, daß sein Onkel plötzlich und ohne Testament verstorben. Da derselbe keine weiteren

legitimen Erben als ihn hinterlassen, so sei er, nach mecklenburgischen Erbgesetzen, alleiniger Erbe des ganzen, nicht unbedeutenden Vermögens des Verstorbenen. Um nun aber sicher seine Identität feststellen zu können, sei es nöthig, vor Ablauf zweier Jahre sich persönlich sub poena praeclusionis (bei Strafe der Ausschließung) vor dem hohen Rathe der Vaterstadt zu gestellen.

Unvermuthet und schnell, vom Schlagflusse plötzlich getroffen, war der Onkel verschieden; sein hinterlassenes Vermögen betrug mehrere Tausend Thaler, nach damaligem Geldwerthe eine sehr bedeutende Summe, ein wahrer Crösus-Reichthum.

5. Die Vergeltung.

Einige Wochen vor Ablauf der vom Rathe festgesetzten Frist begegnen wir, an einem heißen Sommer-Nachmittage, einem einsamen wandernden Handwerksburschen auf der nach Parchim führenden Landstraße. Nachdenkend, mit zur Erde gesenktem Haupte schreitet er langsam daher, in kurzen, abgebrochenen Sätzen vor sich hinsprechend: — „Ich habe aber einen Eid geschworen, nicht wieder meinen Fuß über die Thorschwelle der Stadt setzen zu wollen; — — es geschah dies jedoch in meiner großen Erbitterung, in jugendlicher Unbedachtsamkeit und Uebereilung und Gott wird mich deshalb nicht strafen können, er hat mir das gewiß schon lange verziehen. — Aber dennoch — — wenn ich in die Stadt gehe, bin ich dann nicht meineidig? — — und doch, ich will, ich muß hinein! — Sobald ich mein Geld habe, will ich auch sogleich wieder fortreisen und nie, nie wiederkehren. Weit, weit von hier werde

ich mir eine Heimath gründen, ich kann das gewiß, ich bin ja reich und allenthalben wird man mich dann gerne aufnehmen!" So sprach der Wanderer, in welchem der freundliche Leser gewiß schon unsern Fritz wieder erkannte. Unschlüssig steht er oft stille, und doch ging er immer weiter fort auf der Landstraße, sich immer mehr der Vaterstadt nähernd. Er kämpfte einen schweren Kampf; in seinem Innern stritten zwei feindliche Gewalten, Furcht und Hoffnung, Habsucht und Gewissen, das Gute mit dem Bösen. —

Die Sonne, die den ganzen Tag klar und heiß geschienen, verschleiert sich nach und nach, schwere, düstere Wolken thürmen sich auf am Firmamente, ein lauer Wind erhebt sich und schon beginnen einzelne Tropfen die Erde zu feuchten. Erst jetzt bemerkt Fritz die Nähe des Unwetters; mechanisch verdoppelt er seine Schritte.

Mehr und mehr zieht sich das Gewitter zusammen, der Regen wird stärker, dumpf rollt in der Ferne der Donner und zuckende Blitze zertheilen das dunkle Gewölk. Ohne Rast und Ruh eilt Fritz dahin. Schon sieht er aus der Ferne, durch die Dämmerung, die wohlbekannten Thürme der Stadt blinken; nicht lange mehr und er wird sie erreicht haben.

Immer ärger wird das Wetter. Rabenschwarze Nacht senkt sich hernieder auf die empörte Natur, wild brausend tobt ein Orkan daher, in Strömen stürzt der Regen vom Himmel, schrecklich brüllt der Donner, Blitze auf Blitze kreuzen die Lüfte, Schlag auf Schlag folgt; die Erde scheint in ihren Grundfesten zu erbeben. Dem Fritz vergehen fast die Sinne; war er auch sonst nicht furchtsam, jetzt war's ihm doch so unendlich beklommen, so ängstlich in der Brust.

Wiederum erhellt ein zischender Blitzstrahl mit geisterhaftem Lichte die ganze Gegend. Unwillkürlich wendet der

Wanderer den Kopf zur Seite; ha, welch ein Anblick! Er befindet sich gerade dem Kirchhofe gegenüber; schaurig beleuchtet liegt derselbe da mit seinen Leichensteinen und Grabkreuzen; — es war der Gottesacker vor den Thoren der Stadt, wo auch die Gebeine seiner braven Eltern ruheten, an deren Gräbern er so oft geweint. — Eiskalt rieselt es ihm durch Mark und Bein, und durch das Tosen der Elemente tönen ihm jetzt die warnenden Worte entgegen: „Geh nicht hinein, gedenke deines Schwurs!“ Aber es ist zu spät; der Dämon der Habsucht und des Mammons hatte Fritzens Sinne bereits umgarnt und das Gewissen zum Schweigen gebracht. Schneller und schneller eilt der Verblendete dem Stadtthore zu, wo er Schutz zu finden hofft. Endlich hat er es erreicht; ermattet sinkt er hin auf einen dort liegenden Stein. Da, — oh gräßliches Schauspiel, oh rächende Nemesis — da erreicht Gottes Zorn, Gottes Gericht den Meineidigen! Ein furchtbarer Donnerknall, ein grausig leuchtender Blitzstrahl, ein schrecklich gellender Angstschrei und mit gespaltenem Schädel sinkt Fritz zu Boden, eine gräßlich entstellte Leiche liegt er da, auf der Thorschwelle der Vaterstadt.

Zur Erinnerung an vorstehende Tragödie und zur Warnung für Jedermann wurde die Scene, als der Handwerksbursche*) auf einem Steine unter dem Thore sitzend, gerade im Begriffe, den Riemen einer seiner Schuhe fester zu ziehen,

*) Ob derselbe „Fritz“ geheißen und Schuhmachergeselle gewesen, darüber schweigt die Geschichte; es ist dies nur eigene Annahme. Die Sage erzählt nur von einem „Handwerksburschen“.

plötzlich vom Blitze getroffen wird, in Oelfarben gemalt und dies Bild über dem innern Eingange desselben, das „wocker“ Thor genannt, befestigt. Dasselbe, zwar schon sehr beschädigt, dennoch aber recht gut zu erkennen, habe ich selbst noch vor etwa zwölf Jahren an Ort und Stelle gesehen. Wie man denn damals auch noch in der Nähe benannten Thores einen Stein des Straßenpflasters, mit einem großen runden Loche in der Mitte, zeigte, und von diesem behauptete, daß der Blitzstrahl, nachdem er den Handwerksburschen erschlagen, hierdurch in die Erde gefahren sei.

Vor einigen Jahren sind indeß die ehemals bedeutenden, nach und nach verfallenen Festungswerke der Stadt, und mit ihnen zugleich auch die dazu gehörenden alterthümlichen „wocker“ Thorgebäude, gänzlich abgetragen und zu friedlichen, schönen Promenaden umgewandelt worden. Existirt also jetzt auch Bild, Thor und Stein nicht mehr, so wird doch die alte Sage „vom eidbrüchigen Handwerksburschen“ gewiß auch ferner noch fortleben, deren Moral, nicht leichtfertig und unüberlegt zu schwören, Jeder beherzigen möge!

Der spukende Mann auf dem Feldwege zwischen Alt- und Neu-Rhese bei Neubrandenburg.

Welch schweres Unrecht es ist, wenn der Mensch eine gute freundliche Sitte nicht fein in Ehren hält, sondern sie aus ar-

gem Trotze, oder geringschätzender Gleichgültigkeit gegen seine christlichen Mitmenschen, vernachlässigt oder verunstaltet, beweist folgende seltsame Geschichte, die sich auf dem Feldwege zwischen Alt- und Neu-Rehse, unweit Neu-Brandenburg, zugetragen haben soll.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren erzählten sich die Leute, wenn zuerst das Gespräch auf solche Dinge kam, daß es wol nicht recht rathsam sei, diesen Feldweg Nachts oder am frühen Morgen, wenn der Tag erst zu grauen angefangen, zu passiren. Zwar wußte Niemand von etwas Schlimmen zu berichten, das sich dort zugetragen hätte; soviel aber, hieß es, stehe fest, daß dem Einen oder Andern bei so früher oder später Zeit ein Mann begegnet wäre, der nicht geheuer ausgesehen und der in unheimlicher Weise die Vorübergehenden angerufen habe und dann wieder verschwunden sei.

Wie es nun in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, so gab es neben den Vielen, welche der Sache Glauben schenkten, auch Einige, die sie bezweifelten, weil sie selbst nichts davon wahrgenommen, obgleich auch sie zur Nachtzeit öfter den Weg gekommen waren. Aber diese sollten bald von ihrem Unglauben geheilt werden. Die Geschichte ist übrigens schon sehr, sehr lange her, und ich erzähle nur Dasjenige nach, was mir Andere vorerzählt haben.

Die Umstände nämlich brachten es so mit sich, daß einst ein Bursche, Gottlieb, aus Alt-Rehse bei einem Tischlermeister zu Neu-Rehse in die Lehre ging, und weil er daheim bei seinen Eltern sein Nachtlager hatte, täglich am frühen Morgen und späten Abend über jenen Feldweg mußte, wobei es ihm wol manchmal recht gruselig zu Muthe geworden sein wird. Arges war ihm in der ersten Zeit nicht begegnet, wie gerne er auch, wenn er wieder gemächlich zu Hause saß, davon hätte erzählen mögen.

So wanderte er denn nun eines schönen Morgens wieder, singend und pfeifend, den einsamen Weg. Heute hatte er sich etwas früher auf die Sohlen gemacht, denn die ersten Zeichen des dämmernden Tages begannen sich kaum zu zeigen. Graue Nebel zogen über Feld und Wiesen, und der kalte Frühthau näßte sein struppiges Haar. Eben hatte er den halben Weg zurückgelegt und war bei einem alten Hecken angekommen, welcher ehemals dazu diente, das Besitzthum eines Bauern abzutrennen, den man bei seinen Lebzeiten, weil er immer gar kurz in seiner Rede angebunden, überhaupt nicht vom höflichsten Ende abgefallen war, den „barschen Kunzen" zu nennen pflegte, als unserm Gottlieb plötzlich ein Mann in den Weg trat und ihm in hartem Tone die Worte zurief: „Morgen! Morgen!" Der arme Junge erschrak, daß ihm die Knie schlotterten, sprang aber in seiner Angst fix auf die Seite, worauf die geisterhafte Erscheinung ebenso spurlos wieder verschwand.

Dieselbe Geschichte begegnete ihm am folgenden und dritten Tage, uud jedesmal verschwand der Mann, ohne daß er hätte sagen können, wo er geblieben. Zitternd und bebend erzählte er diese Begebenheit seinen Eltern, seinem Meister, dessen Frau, kurz allen Bekannten, die ihm zuhören mochten. Da durchrieselte es denn Viele kalt und Manchem sträubte sich das Haar, als ob er den Geist leibhaftig vor sich gesehen hätte.

Endlich, und weil der geängstigte Junge sich weigerte, ferner den Weg allein in so früher Morgenstunde zu gehen, kam man überein, des Pastors Rath und Beistand zu erbitten. Dieser, ein gar würdiger Mann, der ein reines Gewissen hatte und ein tugendsames Leben führte, vermeinend und hoffend, es könne hier wol an einer armen Seele ein heilsam Werk gethan werden, erklärte sich bereit, den Lehrburschen zu begleiten.

Am folgenden Morgen früh machten sie sich nun selbander auf den Weg. Der Prediger hatte die heilige Schrift, der Lehrbursche aber sein Gesangbuch mitgenommen. Als sie sich dem alten Hecken naheten, flüsterte der Junge: „Sehen Sie nur, Herr Pastor, dort kommt er schon!" Und wirklich, er hatte recht. Der Geist, — denn als solchen erkannte ihn der Seelsorger sofort, — trat ihnen alsbald entgegen und sagte zweimal mit barscher Stimme: „Morgen! Morgen!" „„Heut ist nicht Morgen,"" entgegnete der Pastor beherzt, „„aber ich sage Euch einen christlichen guten Morgen!""

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Geist in mildem Tone erwiederte: „Dank Euch tausendmal, ehrwürdiger Herr! schon seit dreißig Jahren habe ich auf diese Worte gewartet, denn wißt, während meiner Lebenszeit habe ich immer nur „Morgen" und „Tag", statt „guten Morgen" und „guten Tag" gesagt, und mußte deßhalb, zur Strafe dafür, so lange umgehen, bis mich Jemand erlösen werde, wie Ihr es jetzt gethan habt."

Darauf verschwand er, und von der Zeit an ist es bei Tag und bei Nacht auf dem Feldwege zwischen Alt- und Neu-Rehse wieder geheuer.

Sage vom heiligen Bischofe Ludolfus von Ratzeburg*).

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Vor sechshundert Jahren war in Ratzeburg der Bischof Ludolfus, ein frommer, mit allen Tugenden gezierter Mann, welcher das Stift mit großer Weisheit und Gottesfurcht regierte und die Klosterbrüder, welche bei der Domkirche wohnten, zu strenger Zucht und Heiligkeit anhielt. Er hatte ein schönes Schloß zu Varchow am ratzeburger See, und dies begehrte der Herzog von Lauenburg, Albrecht hieß er, von ihm; aber Ludolf wollte es ihm nicht abtreten, denn ein Haus des Herrn sollte nicht in eine Räuberhöhle verwandelt werden.

Als Herzog Albrecht immer dringender ward, wollte Ludolf lieber das Aeußerste ertragen, als in die Zerstörung seiner Kirche willigen. Daher wurde er, als er von Wenigen begleitet, ausgereiset war, sein Amt zu verwalten, von Erich vom Walde, einem lübeckischen Ritter, gefangen genommen, verspottet, hart behandelt, ins Gefängniß geworfen, in Wälder geführt und, an Händen und Füßen gebunden, den Stichen der Mücken preisgegeben, und da er Alles geduldig ertrug, ward er den Juden in Hitzacker verpfändet; dann in die Wälder zurückgebracht und endlich befreiet. Er ging nicht nach Ratze-

*) Ludolfus regierte von 1236 bis 1250. Bis zum westphälischen Frieden, im Jahre 1648, war Ratzeburg ein selbstständiges, von Bischöfen verwaltetes Bisthum, auf demselben wurde es aber in ein weltliches Fürstenthum verwandelt und dem herzoglichen Hause Mecklenburg überwiesen.

burg zurück, denn er wußte, daß der Herzog ihm dies Alles bereitet hatte, sondern nach Wismar, zum Fürsten Johann*) von Mecklenburg. Hier belegte er, nicht aus Haß, sondern damit ein solches Vergehen nicht ungestraft bliebe, den Herzog Albrecht und seine Nachkommen bis ins vierte Geschlecht mit dem Banne und segnete Johann von Mecklenburg und seine Nachkommen. Er blieb in Wismar und fiel, von Nachtwachen, Fasten und Alter geschwächt, in eine Krankheit und wünschte seine Auflösung. Da kamen in einer Nacht seine frommen Vorfahren, die Bischöfe Evermodus und Isfridus**), zu ihm und trösteten ihn und reichten ihm den Kelch des Heils. Am folgenden Tage that er, matt und krank wie er war, was sein Amt von ihm forderte, und als man in der Kirche sang: „Kommt ihr Gesegneten meines Vaters“, sprach er: „oh großer, gütiger Gott, laß mich unnützen Knecht unter den Deinigen sein“, und verschied.

Seine Leiche ward nach Ratzeburg zurückgebracht. Da gaben die Glocken in Schlagsdorf, welche von selbst anfingen zu läuten, das erste Zeichen seiner Heiligkeit. Auf Befehl des Herzogs, der nun bereuete, was er ihm Leides zugefügt, wurde seine Leiche durch Edelleute von der Brücke zum Kirchhof getragen und von da trugen sie die Domherren bis mitten in die Kirche.

Nach seinem Tode that er viele Wunder. Ritter Hartwig von Ritzerow hatte ein Stück von einem Pfeil im Kopfe, welches ihm beständig Schmerzen verursachte. Ein betrügender

*) Johann I., Herr zu Mecklenburg 1227, gest. 1264.

**) Evermodus regierte von 1154 bis 1178, Isfridus von 1180 bis 1204.

Anmerk. des Herausgebers.

Wundarzt hatte ihn getäuscht, indem er ihm erst viele Schmerzen machte und dann ein Pfeilstück hervorzog, es für das hervorgezogene ausgab und sich mit der vorher bedungenen Belohnung davonmachte. Jedoch bald ward er den Betrug inne und, an menschlicher Hülfe verzweifelnd, wandte er sich an die Heiligen, und da vom heiligen Ludolfus viele Wunder erzählt wurden, so flehete er, Gott möge auf sein Fürbitten ihn von seinen Schmerzen und Qualen befreien. Und bald darauf kam das Eisen von selbst in der Wunde hervor, so daß er's mit eigener Hand herausziehen konnte. Durch kostbare Geschenke bewies der Ritter der Kirche seine Dankbarkeit.

Das zu Röbel auf dem Marktplatze hingerichtete Edelfräulein und deren Nachlass in dortiger St. Nicolai-Kirche.

Obgleich es ein Alltag und noch ziemlich früh am Tage ist, obgleich auch der Wind stürmt und tobt und vom Himmel herab dunkle, regenschwangere Wolken jeden Augenblick loszubrechen drohen, so herrscht dennoch ein ungewöhnlich reges Leben und Treiben in den Straßen der sonst so ruhigen und stillen Stadt Röbel. Nicht allein die ganze Einwohnerschaft derselben hat die Wohnungen verlassen und befindet sich draußen, auch vom Lande und aus den nahen Städten: Waren, Malchow, Mirow,

Plau und Wittstock, kurz von Nah und Fern sind schon viele Fremde eingetroffen und füllen und beleben zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen die Straßen. Alles eilt dem Markte zu, Alles will dort frühzeitig genug eintreffen, um Zeuge eines Gott Lob seltenen, aber gräßlichen Actes zu sein.

Ein in Röbel wohnhaftes, junges adliches Fräulein, die beschuldigt war, ein Kind umgebracht zu haben, — ob nun mit Vorsatz oder aus Unvorsichtigkeit, wußte man nicht genau, — sollte nämlich heute öffentlich durch das Schwert hingerichtet werden, und um dies nun mit anzusehen, war man von allen Gegenden herbei geströmt.

Trotzdem auch von den verschiedensten Seiten alles Mögliche aufgeboten worden, eine Milderung oder Aufhebung des harten Urtheilspruches zu erwirken, wenngleich auch selbst von der Stadtbehörde ein Gnadengesuch für die Verurtheilte höchsten Ortes eingereicht, und nichts von deren Angehörigen und Freunden unversucht geblieben, so waren doch alle Bemühungen erfolglos gewesen; das einmal gesprochene Erkenntniß, so lautete der allerhöchste Bescheid, solle und müsse vollzogen werden! Die zuletzt vom wohlwollenden Magistrate dem Bruder des Edelfräuleins, einem jungen Ritter, nochmals bewilligte Frist von fünf Tagen war schon seit einer Woche abgelaufen, derselbe war nicht wiedergekehrt; man konnte also gewiß annehmen, daß auch seine wiederholten Bemühungen ebenso erfolglos wie die früheren geblieben und daher auch keine weitere Hoffnung auf Rettung der Unglücklichen vorhanden sei. Länger durfte nun nicht mehr gezögert werden, den allerhöchst bestätigten Ausspruch des obersten mecklenburgischen Gerichtshofes zu vollziehen, da der Magistrat in seiner Milde fast schon die äußerste Grenze seiner Befugniß, die Vollstreckung des Urtheils hinauszuschieben, überschritten hatte.

Auf dem Marktplatze wogte und drängte es schon lange auf und nieder. Eine ungeheure Menschenmasse ist dort versammelt; sämmtliche Fenster und Thüren der umliegenden Häuser sind mit Schaulustigen dicht besetzt und selbst auf einigen Dächern erblickt man einzelne Wagehälse. In der Mitte des Marktes aber hat man einen großen Haufen Sand zusammengefahren und auf demselben steht bereits der schwarz verhangene Block, mit einer Oeffnung, gerade groß genug, um bei der fürchterlichen Operation den Hals der Deliquentin aufzunehmen. — Immer näher und näher rückt die Zeit des peinlichen Gerichts; bald werden auch die letzten Minuten verstrichen sein. —

Endlich ist er da, der mit gespannter Aengstlichkeit erwartete Augenblick, und hernieder schallt vom nahen neustädter St. Nicolai Kirchthurme die neunte Stunde des Tages. Eine athemlose Stille tritt alsbald ein; aller Augen richten sich nach dem Rathhause. Schon öffnen sich die schweren Pforten desselben; schauerlich ertönt das Geläute der Sterbeglocke; der düstre Zug erscheint. — Schweigend und willig macht das Volk Platz, ohne erst von den voraufschreitenden Polizeidienern hierzu aufgefordert zu werden. Diesen folgt das verurtheilte Edelfräulein. Ein schönes, bleiches Dulderingesicht, geht sie daher, gesenkten Blickes, aber gefaßt und ergeben. Ein weites, weißes Gewand mit schwarzen Schleifen umschließt ihren schlanken, zarten Leib; das aufgelöste, üppige Haar flattert ungezügelt und vom Winde leicht gehoben in langen, blonden Locken um Stirn und Nacken; in der Rechten hält sie ein kleines Kruzifix, welches sie oft und innig an die wogende Brust drückt; die Linke stützt sich auf ihren, ihr zur Seite wandelnden ehrwürdigen Beichtvater, den Prior des röbeler Dominikaner-Mönchs-

klosters*). Einige Mönche und Geistliche folgen dann mit Weihwedel und Rauchfaß, endlich den Zug beschließend, den Bürgermeister an der Spitze, die Mitglieder des Magistrats; alles würdige Männer und Greise.

Auf dem Richtplatze angekommen, den kurz zuvor schon der finster blickende Scharfrichter mit seinen beiden Knechten, von einer andern Seite kommend, bestiegen hatte, tritt zuerst der Bürgermeister hervor, — ein wegen seiner Rechtlichkeit, Güte und Milde allgemein geliebter und geachteter Greis, — und verliest hier, nach gesetzlicher Bestimmung, nochmals das vom Landesfürsten bestätigte Todesurtheil. Hörbar zitterte die Stimme des alten Herrn bei dieser Publikation, man sah es demselben an, zu deutlich stand es auf seinem Gesichte geschrieben, wie schwer es ihm wurde, als Mensch Das zu vollziehen, wozu ihn sein saures Amt als Justizbeamter zwang. — Als hierauf noch das übliche Zerbrechen eines schwarzen Stabes über dem Haupte der Verurtheilten stattgefunden, kniet sie mit ihren geistlichen Begleitern noch einmal zum Gebet nieder, Gott um Stärke und Kraft in dieser schweren Stunde anflehend.

Und Gott der Herr hatte das Gebet erhört, das fühlt und sieht Jedermann. Denn plötzlich zertheilt ein heller Lichtstrahl das dunkle Gewölk; die Sonne zeigt sich mit einem Male in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit der staunenden Menge, und beleuchtet lieblich und mild die kniende Gruppe.

Fromm lächelnd wie eine Heilige erhebt sich die dem Tode

*) Vor 1552, dem Jahre der öffentlichen Annahme der lutherischen Confession in Mecklenburg, wo also Röbel und ganz Mecklenburg noch katholisch war. Erst einige Jahre später soll dies Kloster säcularisirt worden sein.

Geweihte jetzt wieder, gleich einer schon Verklärten leuchtet ihr schönes, bleiches Gesicht, himmlischer Friede ist über ihre ganze Gestalt ausgebreitet; — sie hatte bereits das Bittere des Todes überwunden. — Alles ist gerührt und bewegt, kein Auge bleibt trocken; selbst das des Harten und Unempfindlichen füllt eine Thräne. Alles ist von tiefstem Mitleiden erfüllt; Alles beklagt und bedauert das Geschick des Edelfräuleins. Und oh, wen hätte auch ein solcher Anblick nicht rühren, wen hätte er nicht ergreifen müssen? — Ach, die Unglückliche war ja so jung und schön, so reuevoll und inbrünstig hatte sie gebetet, so sanft und geduldig litt sie Alles, so ruhig und gottergeben ging sie, gleich einem zur Schlachtbank geführten Lamme, in den Tod! —

Nachdem nach altem Brauch und Sitte der Scharfrichter vor der Verurtheilten ein Knie gebeugt und um Verzeihung desjenigen, wozu ihm sein trübes Amt zwinge, gebeten hatte, treten dessen Knechte herzu und schneiden ihr mit scharfer Scheere das schöne, volle Lockenhaar hinweg. Als darauf aber einer derselben ihr auch noch die Augen verbinden will, da tritt wehrend der ehrwürdige Prior dazwischen und entnimmt die Binde seiner Hand, denn er selbst will diesen letzten Liebesdienst verrichten.

Noch einmal küßt das Edelfräulein demüthig das ihr dargereichte Kruzifix, dann geleitet sie, sanft tröstend und ihr Muth zusprechend, der Seelenhirte an den verhängnißvollen Block. — Gefaßt kniet sie vor demselben nieder, umfaßt ihn mit gefaltenen Händen, legt willig den schlanken Hals in die Oeffnung und erwartet so in frommer Ergebung den Todesstreich. Während der Prior segnend das Zeichen des Kreuzes über die Kniende macht und ihr mit lauter, feierlicher Stimme Gottes Gnade und Verzeihung verkündet, wirft der Scharfrichter schnell seinen

Mantel ab, entblößt das bis dahin verborgen gehaltene Schwert und naht sich leise seinem Schlachtopfer. — Grausig schwingt er das blanke Mordwerkzeug, mit kräftig gewandtem Arme, einige Male über seinem Kopfe, daß es funkelnd, zischend und schwirrend die Lüfte durchschneidet; dann aber senkt er es mit Blitzesschnelle plötzlich hernieder und auf zum Himmel spritzt auch schon ein hoher, rother Blutstrahl. Ein jäher allgemeiner Schrei des Volkes, und hin rollt in den Sand das entstellte Haupt der Vollendeten. —

Aber horch! in demselben Augenblicke ertönt von der einen Seite des Marktes, von den Dächern und Fenstern, aus Hunderten von Kehlen, der laute Ruf: „„Halt! Gnade, Gnade, Pardon!““ Und zugleich sprengt auch schon, herunter aus der „hohen Straße“ kommend, hoch zu Roß, mit Schaum und Staub bedeckt, im rasendsten Carriere, ein Ritter auf den Platz; unabläßig mit der Rechten ein flatterndes weißes Tuch schwenkend und mit fast schon erstickter Stimme „Pardon! Pardon!“ rufend. — Es war der Bruder der eben Hingerichteten. Er hatte endlich Gnade des Fürsten für die geliebte Schwester erwirkt und brachte den Befehl, dieselbe sofort auf freien Fuß zu setzen. Doch er kam zu spät, — nur eine Minute eher und die Schwester wäre gerettet gewesen, denn gerade bog er um die Ecke des Marktes, als das Haupt derselben fiel. —

Todtenbleich und bis in's Innerste vernichtet, hält er einen Augenblick an. Verzweifelt betrachtet er den blutigen, noch zuckenden, verstümmelten Leichnam der Theuren; dann wendet er sein Pferd und verschwindet eben so schnell wieder, wie er gekommen. —

Sämmtliche Sachen der Hingerichteten wurden darauf von ihren hinterbliebenen Verwandten in einen Koffer verpackt und derselbe dann in der neustädter oder St. Nicolai Kirche aufgestellt, um dort zur steten Sühne und zum ewigen Angedenken zu verbleiben.

Dieser Koffer, — über dessen Ursprung die Volkssage das eben Mitgetheilte erzählt, — aus starkem eichenen Holze gefertiget und über und über mit Eisen beschlagen, befindet sich bis auf den heutigen Tag noch in genannter Kirche; derselbe ist jedoch schon lange leer, da wohl der Zahn der Zeit den Inhalt zernagt und vernichtet haben mag.

Die Kindesmörderin von Gross-Lukow bei Penzlin.

Wenn's draußen stürmte und tobte, wenn der Wind pfeifend durch die hohen Pappeln sauste und kreischend sich die Wetterfahne auf dem Dache herumdrehte, wenn der Regen gegen die alten Fenstern schlug, daß sie klirrend erbebten, dann hörte man früher oft in später, finsterer Stunde aus einem Zimmer des alten Herrenhauses zu Groß-Lukow ein Stöhnen und Klagen, ein Kindergeschrei und Aechzen kommen, daß es Einem gar unheimlich und grausig zu Muthe wurde und dabei eiskalt durch die Glieder rieselte.

Vor mehreren Jahren ist jedoch das alte Herrenhaus theilweise niedergerissen und vollständig durchgebauet und verändert worden und seitdem ist auch das Zimmer nicht mehr

vorhanden, wo's ehmals nicht recht richtig war, und auch das Stöhnen und Kindergeschrei, das sonst in demselben ertönte, hat man nach dieser Zeit nicht mehr vernommen. Mit dem Aufhören dieses Zimmers ist auch eine eiserne Krampe, die sich in der Wand desselben befand, verschwunden. An dieser Krampe nun, so erzählt die Sage, war vor vielen, vielen Jahren eine Kindesmörderin so lange festgeschlossen, bis man sie auf den Richtplatz führte und dort öffentlich enthauptete.

Obgleich noch jung an Jahren, war Anna doch schon ein wildes, liederliches und gottloses Geschöpf. Ja sie war so schlecht und verdorben, daß sie ihr neugeborenes Kind heimlich in den Schweinestall ihrer Dienstherrschaft trug und es dort auf die roheste Weise den Säuen vorwarf, die es gierig zerrissen und auffrassen. — Gefühllos hatte die Rabenmutter dem gräßlichen Schauspiele so lange zugesehen, bis ihr zarter Säugling vollständig von den gefrässigen Thieren verschlungen war; dann erst entfernte sie sich, in der festen Meinung, daß Niemand ihren Mord gesehen, Niemand denselben jetzt mehr entdecken könne. Und hatte ihr nun hierbei auch wol kein Menschenauge zugeschauet, so hatte doch Gott, der Allgegenwärtige, ihre schwarze That gesehen und Er war's, der sie auch durch Seine weisen und allmächtigen Fügungen an das Tageslicht brachte.

Eine dichte Bretterwand schied den Schweinestall von der Schenne; nur eine einzige kleine Spalte hatte sich im Laufe der Zeit durch Zusammentrocknen des Holzes in derselben gebildet. Auf der Tenne waren Drescher beschäftigt, und diese sahen mit Schaudern und Entsetzen die Finger der einen, von den Schweinen unverschlungen gebliebenen Hand des Kindes durch diese Spalte stecken, gleichsam als forderten sie auf, den begangenen gräßlichen Mord zu rächen.

Die Gutsherrschaft erhielt sofort Nachricht von dieser grauenhaften Entdeckung; Anna wurde ergriffen, und es gelang, sie sogleich, in ihrer großen Bestürzung und unerwarteten Ueberraschung, zum Geständnisse der abscheulichen That zu bringen.

In das bereits erwähnte Zimmer des alten großlukowschen Herrenhauses brachte man die Kindesmöderin und schloß sie dort an der eisernen Krampe so lange fest, bis ihr der Prozeß gemacht und sie zum Richtplatze geführt werden konnte, wo ihr durch Henkers Hand der verdiente Lohn wurde.

Als Annas Haupt gefallen, flocht man ihren Leichnam auf das Rad und stellte ihn öffentlich aus, zur Warnung für Jedermann, den Raben aber zum Frasse.

Den Ort, wo die Kindesmärderin endete, zeigt man noch heutigen Tages. Etwa tausend Schritte von Groß-Lukow, nach Marin*) zu, liegt ein kleiner Hügel, der in dortiger Gegend Jedem bekannte und noch allgemein sogenannte „Gerichtsberg.“

In dunkler Abendstunde und des Nachts sieht man noch jetzt auf diesem Hügel oft Irrlichter tanzen, was merkwürdig genug ist, da man dieselben sonst nur an feuchten Orten und auf Mooren anzutreffen pflegt. Die Leute sagen, es sei das der Geist der Anna, deren Seele noch immer keine Ruhe gefunden habe, und Jeder meidet daher auch zur späten Zeit so viel als möglich diesen Ort. Führt Einen sein Weg dann aber doch noch nothwendiger Weise dort vorbei, so eilt er furchtsam

*) Ebenfalls ein Dorf in der Nähe Penzlins.

und mit raschen Schritten vorüber, um möglichst schnell aus dieser unheimlichen Gegend zu kommen und bald die schützende Behausung zu erreichen.

Die Jungfrau im pinnower See unweit Schwerin.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Es war einer jener stürmischen Novemberabende im Jahre 1812, wo es dem Menschen am gastlichen häuslichen Heerde so wohl ist, als um den Kamin eines ludwigsluster Hauses mehrere Männer saßen. Der Ernst der Zeit, des engeren und weiteren Vaterlandes Schmach und tiefe Erniedrigung lastete auf allen Gemüthern und machte auch diesen Männern das Herz schwer. Aber gerade in so trüber Zeit tritt die Erinnerung an die Vergangenheit lebendig vor die Seele; Jedem ist das, was ihre friedlichen Tage ihm Frohes und Trübes brachten, doppelt werth; er fühlt sich zu offener Mittheilung angeregt, durchlebt in der Theilnahme Anderer noch einmal sein eigenes Leben und vergißt über der Vergangenheit die Leiden der Gegenwart.

So hatte auch dieser Abend jene Männer vereint. Unter ihnen ist der Fischer aus dem Kirchdorfe Pinnow, ein ehrwürdiger Greis, über dessen Haupt fast 70 Jahre dahingegangen sind. Das von ihm an jenem Abende erzählte Erlebniß ward mir von einem Ohrenzeugen mitgetheilt, und ich gebe dasselbe hier getreu wieder.

Das Kirchdorf Pinnow liegt an der Straße, die von Criwitz nach Schwerin führt. Es ist von schönen Wiesen und Laubwaldungen prächtig eingefaßt und hat in seiner Nähe einen nicht großen Landsee, der fast ringsum von hohem Schilf umgeben ist; die Ufer sind mit Weiden und Birken geschmückt, die ihre langen Zweige auf den Wasserspiegel herab hängen lassen. Aus seiner Mitte erhebt sich eine Insel, Borgwerder genannt, nicht gar hoch über das Wasser, von einem schönen, weichen Rasen überzogen, von Bruchweiden und anderem niedrigen Gesträuch umstanden.

Zu den Bewohnern Pinnows gehört auch ein Fischer, der die Fischerei des Sees gepachtet hat. In den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es eben jener Mann, dessen schon vorher Erwähnung geschah, und der damals in dem Alter von etwa 26 Jahren stand.

Schon von frühester Jugend an war das Fischen auf dem See seine tägliche Beschäftigung, und es gehörte zu den täglichen Vorkommenheiten seines Berufes, am Abend die Netze über das Gebüsch des Borgwerders zum Trocknen auszubreiten.

Es war an einem Abende im Spätsommer, als er mit eben dieser Arbeit beschäftigt war. Die Sonne ist so eben untergegangen; der Himmel erglüht im Westen noch in der Pracht des Abendroths; Frieden und Schweigen ruhet auf der Natur. Da läßt sich ein leises Plätschern und Rauschen in dem Schilf des Borgwerders hören; die schlanken Halme des Rohres neigen sich tief herab, und hervor steigt aus des Wassers Tiefen ein schönes, liebliches Frauenbild. Furcht und Grauen bemächtigen sich des Fischers, als er so in stiller Abenddämmerung dem See ein menschliches Wesen entsteigen und vor sich stehen sieht. Er will in den Kahn springen, um schnell dem unheimlichen Orte

zu entfliehen, wird aber von einer sanften, klagenden Stimme angeredet, die ihn beruhigt und zum Bleiben nöthigt. Der Fischer, nicht ohne Furcht, aber angezogen von der sanften Gewalt der Worte und von der tiefen Wehmuth, die aus ihnen spricht, legt das schon ergriffene Ruder nieder und tritt näher. Er sieht vor sich, beleuchtet von dem matten Schimmer des Abendroths, eine jugendlich schöne weibliche Gestalt in weißem Gewande, das den Leib bis auf die Fußspitzen einhüllt und in weiten Falten umwallt. Das dunkle Haar ist aufgelöst und fällt vom Nacken und Schulter auf die Brust herab. Das Gesicht hat den Ausdruck großer Lieblichkeit, ist aber umdunkelt von Trauer und dem Gefühle großer Wehmuth. Das Auge ruht fragend und bittend auf dem Fischer. Nachdem sie ihn einige Augenblicke unverwandten Blickes angesehen, hebt sie also an:

„Auch ich lebte einst, wie Du, unter frohen, fleißigen Menschen und hatte Theil an ihrem Leid und ihrer Lust. Vater und Mutter liebten mich, und ich war glücklich in dieser Liebe. Aber eine unselige Macht, deren Namen ich nicht nennen darf, stürzte mich in namenloses Elend und führte mich in die Tiefe dieser Insel, wo ich, fern von allen menschlichen Wesen, freudlos meine Tage vertrauern muß. Ein Zauber lastet auf mir und hat mich in die Gestalt einer Kröte verwandelt. Nur alle hundert Jahre wird an dreien Abenden der schreckliche Zauber gelöset, und ich darf zu dieser Zeit in meiner früheren Gestalt auf der Insel einige Stunden verweilen. Jeden Abend während dieser drei Tage werde ich nach jenen Stunden wieder in eine Kröte verwandelt, kann dann aber bis zum nächsten Abend auf der Insel bleiben; sind die drei Tage aber zu Ende, dann muß ich wieder hinab in die Tiefen der Insel. Nur Ein Mittel giebt es, den Zauber auf immer zu bannen und mich zu befreien, und ich will es Dir nennen: Kömmt zu jener Zeit, wo ich auf der Insel sein darf, ein Mann, dessen

Herz nie von sträflicher, sündlicher Leidenschaft entflammt ward, und entschließet sich, in einer von diesen drei Nächten, zur Mitternachtstunde dreimal auf seinen Knien um die Insel zu kriechen und mich, die ich ihm jedesmal als Kröte begegne, zu küssen, so bin ich erlöset aus den Fesseln, die mich gefangen halten."

Die Jungfrau hielt nach diesen Worten ein und sah den Fischer forschend und fragend an. Dann fuhr sie fort: „Du weißt nun, in welchem Elend ich schmachte und wie meine Bande zu lösen sind. Laß Dich meine Noth rühren und entschließe Dich zu meiner Befreiung. Du darfst für Leben und Sicherheit keine Furcht hegen; Dich umgiebt eine schützende Macht, der auch mein Widersacher unterthan ist. Ich werde Dir folgen auf Deinem Wege und die Hindernisse beseitigen helfen, die Dir entgegenstehen. Und hast Du mich gerettet, dann wird Dir ein reicher Lohn werden, in dessen Besitz Du großen Glückes genießen wirst."

Die Jungfrau schwieg. In dem jungen Fischer kämpften die verschiedensten Gefühle. Er war von tiefem Mitleid für das Schicksal der Unglücklichen erfüllt. Aber es schien ihm ihre Befreiung ein großes Wagniß zu sein, und fürchtete er, selbst in die Bande zu gerathen, die er sprengen sollte. Deßhalb weigerte er sich standhaft, und als er mit flehender Geberde wiederholt gebeten ward, gab er das Versprechen, die Sache in stille Ueberlegung zu ziehen und am nächsten Abend wiederzukommen.

Der Abend dämmerte; das Abendroth umsäumte wieder den westlichen Himmel mit seinem Purpur. Der Fischer hängte mit banger Erwartung seine Netze auf das Gebüsch des Borgwerders. Da vernimmt sein Ohr wieder das leise Plätschern des Wassers; das Schilf flüstert und neigt sich, und hervor aus dem Wasser steigt die weiße Jungfrau, den Fischer mit ihrem sanften Auge anblickend. Das Antlitz ist nicht mehr so

von Trauer umdunkelt, es wird belebt von einem Strahl von Hoffnung. Sie richtet an den Fischer die Frage, ob er sich entschließen wolle, in der nächsten Mitternachtsstunde das Werk ihrer Befreiung auszuführen. Er will es, aber nur unter der Bedingung, daß er einen Freund mitbringen dürfe, der ihm bei etwa drohender Gefahr helfend und schützend zur Seite stehe. Bei diesen Worten tritt sie mit rührender Geberde vor den Fischer hin und spricht: „Deinem Leben drohet keine Gefahr, da es schützend von dem Arm eines Mächtigen umgeben wird, dem auch mein Peiniger weichen muß. Meine Errettung ist aber an die Bedingung geknüpft, daß Du allein kömmst und ohne Furcht und Hülfe aufopfernden Sinnes Dich meiner Befreiung hingiebst. Nur so kann der Zauber gelöst und mein Gefängniß gebrochen werden.“ Dem jungen Fischer ist's aber so bange um's Herz; gerne möchte er der flehenden Jungfrau helfen, — aber ein Grauen hält ihn ab, zur Geisterstunde die Insel zu umkriechen, wo es nach alter Sage um die mitternächtliche Stunde nimmer geheuer sein soll und Geister ihren Umgang halten. Er wiederholt seine Weigerung und die Bedingung, unter der er mit dem Schlage 12 auf den Borgwerder kommen will. Die Jungfrau läßt nicht ab mit dringender Bitte; sie schildert ihm wiederholt ihre Noth und das entsetzliche Elend ihres Zustandes. „Hast Du das Werk ausgerichtet und mich der Hand meines Peinigers entrissen, dann harret Deiner großer Lohn: eine goldene Tafel wirst Du empfangen, die Dir und Deinen Nachkommen reichen Segen bringen wird bis in die fernste Zeit.“ Dem Fischer ist's so weh und so bange um's Herz; schon glaubt er, in der Abenddämmerung tanzende, drohende Kobolde auf dem Borgwerder ihr neckendes Spiel treiben zu sehen; er spricht's zum letzten Male aus, nur in der Begleitung des Freundes kommen zu wollen.

Da füllt sich das Auge der Jungfrau mit Thränen und sie bricht in die Klage aus: „So muß ich denn wieder hinunter in Nacht und Grauen und darf nicht weilen im Licht der Sonne, darf nicht sein, wo Menschen sich freuen! Muß wieder 100 Jahre in Finsterniß des Tages harren, wo es mir vergönnet, in meiner eigenen Gestalt zu erscheinen und nach einem Retter umzuschauen!" —

Das Abendroth ist verschwunden; der Frieden der Nacht hat seine stillen Flügel über Dorf und Feld ausgebreitet. Wieder läßt sich das Plätschern des Wassers und das Schwanken und Flüstern des Schilfes vernehmen. Die Jungfrau steigt unter das Wasser, und ihr letzter Klageton verhallt mit der zerrinnenden Welle.

Die Papendönken-Kuhl im Ratzeburgischen.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

In uralten Zeiten, als die Wälder noch so dicht waren, daß man kaum hindurch kommen konnte, lebte im Ratzeburgischen in einer Grube im Papenholze, zwischen Campow und Römnitz, ein Mörder, Papendöne genannt, sicher und ohne Gefahr entdeckt zu werden. Als er nicht länger allein leben mochte, griff er sich eine lübeckische Frau, welche ihm nach und nach sieben Söhne gebar. Aber die ließ er nicht leben, er schnitt den armen Kindlein die Köpfe ab, zog sie auf einen Strick und tanzte damit umher und sang:

„So dantzet, so dantzet, miene leeben Söhnken,
Dat Dantzent hat makt ju Varer Papedönken.“*)

Einstmals erlaubte er auch seiner Frau, die Ihrigen in Lübeck zu besuchen, aber zuvor mußte sie ihm schwören, daß sie wiederkommen und keinem Menschen das Geringste von ihrem Aufenthalt und Schicksal entdecken wolle. Da kaufte sie sich ein Faß Erbsen, winkte ihren Freunden, ihr zu folgen, und streute die Erbsen in den dicken Wald, um so den Weg zu bezeichnen, den sie gegangen war. Und als sie müde geworden, setzte sie sich auf einen Stein und klagte dann ihr großes, unsägliches Leid, wie der Räuber sie ergriffen, ihre Kinder getödtet und ihr es durch einen Eid unmöglich gemacht, sich bei irgend einem Menschen Trost zu suchen. — Die Freunde merkten auf ihre Worte und auf den Weg, holten sich Beistand und ergriffen den Mörder, der dann auch den Lohn erhielt, den seine Thaten werth waren.

Die rothe Kuh bei Marlin, zwischen Neu-Brandenburg und Friedland.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Wie es im ganzen Land geschah,
Wenn just der erste Mai war da,

*) „So tanzet, so tanzet, meine lieben Söhnchen,
Das Tanzen das macht euer Vater Papedönken.“

So liess man auch im Dorf Warlin
Die Kuhheerd dann zu Felde ziehn.

Und jedesmal gesellte sich
Von einem Hügel eilendlich
Zur Heerde eine rothe Kuh
Und sprach der Weide wacker zu.

Mit jedem Abend schwand sie fort
Zum Hügel, ihrem Wohnungsort;
Und jeden Morgen früh erschien
Sie bei der Heerde von Warlin.

Das ging den ganzen Sommer durch,
Und wer da kam von Brandenburg
Zu reisen hin nach Friedeland,
Dem ward die rothe Kuh bekannt.

Im Herbst, wenn's Futter schon gebrach,
Stellt sich am letzten Weidetag
Die Kuh mit gold'nem Halsband ein,
Das sollt des Hirten Löhnung sein.

Hat er genommen es ihr ab,
Alsbald sie sich zum Hügel gab,
Und für den Winter unsichtbar
Die rothe Kuh für Jeden war.

Einstmals zog dieses Weges hin
Ein Wanderer mit frohem Sinn;
Da bei dem Hügel sterbenskrank
Die rothe Kuh lag breit und lang.

Dem nahen Hirten rief er zu:
„Geht doch zur kranken, rothen Kuh,
Versehet besser Eure Pflicht,
Sonst rettet Ihr vom Tod sie nicht!“

Als schnellen Schritts der Hirt sofort
Sich hinbegab an jenen Ort,
War von der Kuh auch keine Spur,
Und wähnt er sich genarret nur.

Doch nimmer wieder sie erschien,
Um mit der Heerd zu Feld zu ziehn.
Und als den Hügel man trug ab,
Entdeckte man ein Hünengrab.

Lohn und Ende des Kirchenschänders Henneke von M. auf Ludorf bei Röbel.

Das eine halbe Meile von Röbel entfernte Gut Ludorf mit seinen fruchtbaren Aeckern, schönen Wiesen und Waldungen, gehörte früher der nun schon längst ausgestorbenen Familie von M.... Ein Sprosse dieses alten mecklenburgischen Adels-

geschlechts, Ritter Henneke, war ein gar arger und gottloser Mensch, der nicht den Titel eines Edelmannes verdiente und im höchsten Grade den guten Ruf und Namen seiner in der That edlen Vorfahren schändete und befleckte. Er preßte und drückte nicht nur seine Leute auf die härteste Art, sondern er verleugnete und lästerte auch Gott und sein heiliges Wort und führte ein wildes, sündhaftes Leben.

Wie schon seit uralten Zeiten und so auch noch heutigen Tages das Patronat der dortigen kleinen Dorfkirche immer die Gutsherrschaft ausübt und zugleich auch dafür zu sorgen hat, daß das Gotteshaus in baulichem Zustande erhalten und durch einen in der Nähe wohnenden Prediger mitversorgt wird, so lagen also auch damals dem Henneke von M...., als derzeitigen Besitzer Ludorf's, diese Pflichten ob. Doch er vernachläßigte sie nicht allein, sondern trat sie sogar noch auf das Frevelhafteste mit Füßen, indem er, als ihm dieserhalb von gutmeinenden Leuten Vorstellungen gemacht wurden, im sündhaften Trotze äußerte: er wolle der Welt zeigen, daß er hier auf seinem Gute allein nur Herr sei und ihm Niemand, gleichviel ob Gott oder Menschen, zu befehlen und Vorschriften zu machen habe.

An Gottesdienst oder sonstige christliche Feierlichkeiten war also auch während der ganzen Zeit seiner Herrschaft nicht zu denken. Glaubte und kümmerte er sich doch selbst nicht um Gott und Religion, das Heil und Seelenwohl seiner Tagelöhner und Dienstleute aber lag ihm natürlich erst recht nicht und ebensowenig als ihr leibliches Wohlbefinden am Herzen.

Die jetzt so sinnig geschmückte, so sauber und lieblich dastehende ludorfer Kirche gewährte zu Henneke's Zeiten einen höchst trüben und düsteren Anblick; überall Spuren von Roheit, Gefühllosigkeit und Entweihung. Der Thurm war eingestürzt,

die Ziegel auf den Dächern größtentheils verwittert und heruntergefallen, die Gräber geöffnet und durchwühlt, der Altar, die Kanzel und das Gestühl umgestoßen und wild durcheinandergeworfen; durch die zertrümmerten Fenster pfiff der Wind, Regen und Schnee hatten ungehinderten Zutritt und zerstörten so völlig, was bis dahin noch von ruchloser Menschenhand verschont geblieben war. Wo sonst Gotteswort verkündet wurde, wo sonst fromme Gesänge erschallten und Andächtige beteten, da wohnete jetzt das Grauen, da nistete allerlei Ungeziefer und Gewürm, da ertönte in dunkler Abendstunde das heisere Gekrächze eines Uhu und das unheimliche Zirpen der schnell dahinhuschenden Fledermäuse; wo ehemals heilige Bilder hingen und geweihete Kerzen brannten, da flatterten jetzt dichte Spinnengewebe und vom Zuge bewegte Fetzen. Staub, Schutt und Trümmer bedeckte Alles, und Modergeruch erfüllte die verwüstete, öde Stätte des Herrn.

Viele Jahre hindurch lebte Henneke in Saus und Braus, in Sünden und Laster; er sank immer tiefer und ging mit schnellen Schritten seinem geistigen und leiblichen Untergange entgegen. Da er sich wenig um die Bebauung der sonst so ergiebigen Felder seines Gutes bekümmerte, überhaupt die ganze Ackerwirthschaft sehr darniederlag und fast gar nicht beaufsichtiget wurde, so verminderte sich seine Einnahme auch von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr. Trotzdem aber trieb er es immer ärger, verpraßte und verbrauchte täglich mehr Geld, und so kam es denn, daß er später Schulden machen und zuletzt gar sein Gut verpfänden mußte.

In dieser Zeit erschien eines Tages ein fremdländischer Pferdehändler auf dem Hofe zu Ludorf; Niemand kannte denselben, Keiner wußte, woher er gekommen, aber Alle, die ihn sahen, fürchteten sich, so unheimlich und abenteuerlich sah der

Mann aus. Dieser ließ sich nun sofort bei Henneke anmelden und ihm zugleich dabei sagen, daß er eigens deshalb gekommen, um dem Herrn Ritter von M.... einen ganz ausgezeichneten und sehr seltenen Renner vorzustellen. Henneke, ein großer Pferdeliebhaber und wilder, verwegener Reiter, erschien sogleich, um das angebotene Thier in Augenschein zu nehmen. Dasselbe, kohlrabenschwarz, mit langen, starken Mähnen, von riesigem, kräftigem Wuchse und Körperbaue und wildem Ansehen, hatte seinen ganzen Beifall und sofort befahl er seinem Reitknechte Johann das Pferd zu besteigen und vorzureiten. Dem Gebote seines Herrn gehorchend, schwang sich dieser alsbald, mit einem Satze, auf des Rosses Rücken, aber ebenso schnell, in demselben Augenblicke, lag er auch schon wieder heruntergeworfen, zu Boden. Wohl zehnmal noch bemühte sich der arme Johann, der doch sonst auch ein recht tüchtiger und geschickter Reiter war, sattelfest zu bleiben, aber immer umsonst. Wüthend hierüber und mit den Füßen stampfend, schlug Henneke dem zitternden Reitknecht mit der Gerte in das vor Angst und Schrecken bleiche Gesicht, ihm dabei zudonnernd, sogleich seinen Dienst zu verlassen und sich vom Hofe zu packen. Dann rief er seinen Kutscher und sämmtliche Hofknechte herbei, ihnen ebenfalls seinen vorigen Befehl wiederholend. Doch auch von diesen gelang es Keinem, sich im Sattel zu halten, geschweige denn das Pferd zu bändigen, und bald wichen auch sie Alle entsetzt und bebend zurücke, sich dabei einander zuflüsternd, daß es gewiß nicht ganz richtig mit dem Schwarzen sei, ja daß er wol gar vom Bösen besessen wäre.

Fluchend und tobend bestieg jetzt Henneke selbst das Pferd; wüthend stieß er ihm die Sporen in die Seiten, daß das dunkle Blut heruntertropfte und schlug und hieb dabei mit seinem Knotenstocke aus allen Leibeskräften auf Kopf und Rücken des

Thieres los. Hell auf wieherte das Roß, hoch bäumte es sich in die Luft, schäumend knirschte es mit den Zähnen und im sausenden Galoppe jagte es mit seinem Reiter davon. Alle Versuche und Anstrengungen des wilden Rosses, auch diesen Peiniger wieder abzusetzen, blieben erfolglos; fest, wie angeschmiedet saß Henneke auf seinem Rücken, immer ärger gab er ihm die Sporen, immer stärker bearbeitete er mit dem Knittel seine Glieder und immer mehr trieb er es zur Eile an. Bald fühlte es die Uebermacht seines jetzigen Reiters; er hatte es bezwungen und lammfromm gehorchte es endlich seinem Willen.

Triumphirend kehrte Henneke auf dem mit Blut und Schweiß bedeckten, vor Furcht und Erschöpfung zittern und keuchenden Pferde zurück, den Besitzer schon aus der Ferne fragend, was er dafür verlange. Denn haben mußte und wollte er jetzt dasselbe auf alle Fälle, um jeden Preis der Welt. Der finstere Roßhändler forderte eine hohe Summe; Henneke eilte sie sofort zu holen, aber oh Schreck! er hatte nicht mehr so viel im Besitze. Auf Gott und die Welt fluchend, theilte er dies dem Verkäufer mit, der ihm höhnisch grinsend zuhörte; dann aber schlug er, nach einem Augenblicke düsteren Nachsinnens, plötzlich und mit einem Male eine teuflische Lache auf und schrie dabei; „Oh ich weiß schon Rath, der Schwarze wird doch mein!“ „Dort die Glocken aus dem eingestürzten Thurme der alten Polterkammer will ich Euch geben,“ rief er in sündhaftem Trotze aus, „Ihr seid gewiß damit zufrieden, ist doch der Metallwerth derselben ein höherer, als Ihr gefordert! Wollt Ihr? Ihr macht einen guten Handel!“ „„Topp!““ sagte der Andere, „„meinetwegen denn in drei Teufelsnamen!““ und schlug dabei bejahend in die dargereichte Rechte des Ritters ein.

Bald waren die Glocken aus dem Schutte hervor geholt. Schadenfrohen Gesichtes zog der unheimliche Fremde damit von dannen, während der kirchenräuberische Henneke sich mit seinem neuerworbenen Rosse auf dem Hofe herumtummelte und Gott und seine Kirche verspottend, dem Abziehenden nachsah.

Nicht lange nach dieser Begebenheit mußte Ritter Henneke schon Ludorf verlassen. Sein Gut war über und über verschuldet, die Gläubiger drängten immer ärger, und da er keinen derselben mehr befriedigen konnte, so nahmen sie das ihnen schon früher verpfändete Ludorf als eigen an. Er zog nun nach Röbel und miethete sich dort eine kleine Wohnung. Das letzte Wenige, was er noch besaß, war bald verbraucht und nichts mehr war ihm von all dem reichen Erbe seiner Vorfahren geblieben, als nur das bewußte Pferd; alles Andere hatte er vergeudet, verpraßt und durchgebracht und nackt und arm stand er jetzt in seinem Alter da. Das Pferd aber, der Erlös seines Kirchenraubes, gehörte ihm noch immer; so oft er es auch schon feilgeboten, kein Mensch wollte es kaufen, Niemand wollte es haben, selbst auch nicht unentgeldlich. Denn Jedermann fürchtete sich vor dem wilden, schwarzen Thiere, das nur allein Henneke und kein Anderer reiten und regieren konnte; Viele aber glaubten und meinten auch, daß es nicht ein ordentliches Pferd, sondern eins aus dem Stalle des Teufels sei.

In höchster Armuth und größtem Elende starb endlich Henneke von M...., wie eine alte Urkunde berichtet, im Jahre 1638 an der furchtbaren Pest zu Röbel, ohne sich vorher zu Gott gewendet zu haben. Unter den schrecklichsten Qualen und Martern nnd mit einem gräßlichen Fluche hauchte er sein sündhaftes Leben aus, ohne Beichte und Buße, ohne Trost der Religion, ohne Hoffnung auf Verzeihung seiner vielen, vielen

Sünden. — Deshalb wurde ihm auch kein ehrliches, christliches Begräbniß zu Theil; keine Glocke läutete, keine Thräne floß um ihn, keine Seele betete an seinem Sarge, kein Prediger segnete seine irdische Hülle, ehe man sie in die kühle Gruft senkte. Den Sarg auf einer Schleife, so wurde Henneke's Leiche eines Tages, in später Abendstunde, von seinem schwarzen Rosse nach dem Gottesacker gezogen und dort ohne Sang und Klang verscharret. — Schaudere oh Leser, das war das Ende eines Gotteslästerers, eines frechen Kirchenschänders; — Gott selbst hatte ihn gerichtet! —

Als das Pferd mit der Leiche seines Herrn bei der offnen Gruft angekommen, sprengte und zerriß es sofort seine Banden, und mit wild gesträubten Mähnen, weit aufgerissenen Nüstern und gellem Wiehern eilte es in rasendster Schnelle davon. Hoch auf wirbelte der Staub, Funken sprühten unter seinen mächtigen Hufschlägen aus den Steinen, und bald war es in der Dämmerung den Augen des sich bekreuzenden Todtengräbers entschwunden.

Einige Tage später fanden Arbeiter den Leichnam des Pferdes in einem Brunnen; dort war es in seinem wilden Fluge hineingestürzt und ertrunken. —

Die uralte ludorfer Kirche, von der eine alte Sage erzählt, daß sie ein Ritter von Marin, nach seiner glücklichen Heimkehr aus dem gelobten Lande, wohin er mit dem ersten christlichen Fürsten Mecklenburg's, Pribislav II.,*) gezogen war, erbauet habe, steht noch heute, — Henneke's Nachfolger stellten

---

*) Siehe Seite 14.

sie wieder her, baueten den Thurm wieder auf und versahen ihn mit neuen Glocken, — und gewährt, von hohen, herrlichen Bäumen und grünen Rasen umgeben, in ihrem jetzigen sauberen Gewande, einen ungemein lieblichen und wohlthuenden Anblick und zeugt zugleich von dem religiösen Sinne ihres derzeitigen Patrons.

Das Kloster Doberan und der heilige Damm.*)

Im Mecklenburger Lande, umringt von düsterm Wald,
Nicht fern vom Meeresstrande, wo wild die Brandung hallt,
Da stand in grauen Zeiten, wo Finsterniß und Wahn
Das Land noch wollt bestreiten, das Kloster Doberan.

Des Heilands Wort zu künden im Lande weit und breit,
Von Heidenthum und Sünden zur milden Christenheit,
Das rohe Volk zu leiten durch Lieb und Wahrheitsstärk,
Das war zu allen Zeiten der frommen Mönche Werk.

Der Götzenpriester Stimme im Haß für Christi Wort
Riß oft zu wildem Grimme die blinden Heiden fort.
Und mancher Heilge büßte für Lieb mit Qualentod,
Doch Gottesfurcht versüßte den Frommen jede Noth.

---

*) Der Name des Schreibers dieser Sage ist mir bis jetzt noch unbekannt; durch die Hand eines Freundes von meinem Unternehmen ging mir dieselbe zu. Der Herausgeber.

Nie ward aus ihrem Munde ein Klageton gehört,
Es wurde aus dem Grunde das Kloster selbst zerstört;
Die Mönche stark im Glauben, sie stellten 's wieder her,
Nicht Mord, noch Brand, noch Rauben erstickte ihre Lehr.
„Dereinst wird dennoch dringen die lautre Wahrheit durch
Das Werk es muß gelingen, denn Gott ist unsre Burg."
Bei solchem Hochvertrauen schreckt keine Müh sie ab
Und sahn sie ohne Grauen in Qualen, Noth und Grab.

Es häuften sich die Leiden der Mönche immer mehr,
Denn ärger als die Heiden bedrängte sie das Meer:
Die Ostsee überschwemmte so wüthend rings das Land,
Daß nicht die Wogen hemmte ein Werk von Menschenhand.
Es stürmten oft die Wellen zum Kloster selbst herein,
Verderbte Trank und Speisen, daß auf dem Klosterdach
So mancher dieser Waisen dem Hungertod erlag.
Wer fliehend wollt vermeiden die grause Hungersnoth,
Fand meist, wenn nicht durch Heiden, in Fluthen seinen Tod.
In allen diesen Nöthen, so schaurig, ließen sie
Vom Singen und vom Beten für Andrer Seelen nie.
Oh Liebe sonder Gleichen! Der Himmelskrone werth,
Wie weit muß Irrthum weichen, wo du die Wahrheit lehrst!
Doch eh' die heil'ge Lehre sie sollten siegen sehen,
War noch für Gottes Ehre manch Leiden zu bestehen.

Die Priesterschaft der Götzen wollt mit vereinter Kraft
Den letzten Stoß versetzen der frommen Brüderschaft.
Sie drohte mit der Götter gewaltgem Zorn dem Land,
Mit Blitz und Hagelwetter und hohem Wasserstand,

Wofern der Mönche Worten das Volk sein Ohr noch lieh,
Und reizte aller Orten zur Feindschaft wieder sie.
Kein Bruder durft sich wagen hinunter in das Land,
Er wurde stracks erschlagen von grimm'ger Heidenhand.
Und gleich, wie hier vom Lande, bedrohte auch Gefahr
Zur selben Zeit vom Strande die fromme Brüderschaar.
Das Meer hatt' sich erhoben und nahte sich mit Braus,
Man hörte schon das Toben, nicht fern vom Gotteshaus.

Die gier'gen Wölfe heulen, die Brandung tobt und kracht
Es kreischen Schaaren Eulen ihr „Schuhu!“ durch die Nacht.
Die wilden Opferlieder der Heiden schallen drein,
Kein einz'ger Stern blickt nieder, der Mond versteckt den Schein;
Doch drinn' im Gotteshause, da treten still hervor
Die Mönch aus enger Klause und sammeln sich im Chor.
Sie setzen still sich nieder beim schwachen Lampenlicht
Und schauen hin und wieder mit Wehmuth im Gesicht.
Und siehe, da erhebet mit Würde sich ein Greis,
Hat hundert Jahr gelebet, sein Bart ist silberweiß.
Und fromm die Hände faltend, blickt er zum Himmel an,
Und spricht, am Stab sich haltend, mit sanfter Stimme dann:
„Wenn Menschenkraft sich endet, von wo kommt Hülf uns her,
Wenn Er sie uns nicht sendet, dem Himmel, Erd und Meer,
Und was da lebt und webet, zum Dienst ist unterthan?
Zu Ihm, oh Brüder, hebet die Herzen himmelan!
Denn dem, der stark im Glauben sich nahet mit Gebet
Kann nichts die Hülfe rauben, sie kommt, ob früh, ob spät! —
Warum denn feig verzagen? Oh, hebet Herz und Hand,
Laßt Ihm das Leid uns klagen und dem, den Er gesandt.
Und Er wird gnädig wehren der grausen Wassernoth,
Damit zu seinen Zeiten wir pred'gen sein Gebot.“ —

Es schweigt der fromme Pater, und Jeder beugt das Knie
Und fleht zum Himmelsvater, so brünstig, wie noch nie;
In glühn'der Andacht dringen die Wort' aus Brust hervor
Dann heil'ge Lieder schwingen zum Himmel sich empor.
Und Engel schweben nieder vom hohen Sonnenzelt
Zu sehn die frommen Brüder, die frömmsten dieser Welt.

Derweil die Andern sangen, blieb Einer Wache stehn,
Der war hervorgegangen auf's Meer hinauszusehn.
Und hell schon strahlt die Sonne, da kommt er schnell zurück,
Sein Antlitz kündet Wonne, in Thränen schwimmt sein Blick:
„Singt Lob dem Herrn, ihr Brüder, ein Wunder ist geschehn!
Das Meer ich sah es wieder, zurück zum Strande gehn.
Ein Lüftchen ganz gelinde, triebs so geschwind von dann'n,
Wie vor dem stärksten Winde ein Schiff nicht fliehen kann.
Ich folgt, wie nachgezogen, dem Meer im vollen Lauf —
Es hielt die fliehn'den Wogen, mein schwacher Lauf nicht auf —
Ich sah es endlich wieder, wer schildert! was entzückt —
Ihr guten, frommen Brüder — mein Auge da erblickt:
'nen Damm von höhern Händen, der hin am Meere streicht,
Daß beide seiner Enden das Auge nicht erreicht.
Von runden, glatten Steinen, oh geht, seht selbst ihn an,
Weil ich nur dankend weinen und nicht erzählen kann."

Der Gotteskinder Danken, wie weinend sie zugleich
Am Altar niedersanken in Rührung fromm und weich!
Wie wortlos ihre Seelen sich schwangen auf zum Licht —
Ein Andrer mag's erzählen, denn ich vermag es nicht.

Wie nun die Heiden sahen den wunderbaren Damm,
Erlosch im Fern und Nahen gar manche Opferflamm:

„Fürwahr die Mönche finden sich unter höherm Schutz!
Der Gott, den sie verkünden, der biet't dem unsern Trutz,
Der sie mit ihrer Lehre, so wunderbar erhält
Ist werth, daß Alles ehre in ihm den Herrn der Welt!"
Von brünstigem Verlangen beseelt, kam Hauf auf Hauf
In's Kloster, zu empfangen die heil'ge Christentauf.
Da hatt' den Sieg errungen des Heilands reine Lehr,
In Kurzem ward gesungen zu keinem Opfer mehr.

Das Kloster konnt vergehen,
Der Mönche Werk besteht,
Besteht und wird bestehen,
Wenn auch die Welt vergeht.
Und, wie der Christenglaube
Von überird'schem Stamm
Wird nimmer auch zum Raube
Der Zeit — der heil'ge Damm.

Die verfluchte Uhr auf dem Kirchthurme zu Friedland.

In alten Zeiten hatte einmal der damalige Besitzer von Lübbersdorf bei der begüterten Stadtkämmerei zu Friedland eine kleine Anleihe gemacht und zur Sicherheit derselben einen großen Theil seiner Aecker am sogenannten Immenhofe verpfänden müssen.

Wenngleich auch der Ritter von Lübbersdorf sonst recht gut zu Wege war, ja eigentlich wohlhabend genannt werden

konnte und sich daher auch noch nie in Geldverlegenheit befunden hatte — denn er war ein tüchtiger, einfacher und thätiger Landwirth, — so sah er sich doch einmal wegen plötzlicher Kündigung und gleich darauf folgender Auszahlung von einigen, schon seit alten Zeiten in seinem Gute stehenden fremden Geldern genöthiget, eine Anleihe zu machen. Er hatte sich dieserhalb, wie wir schon gehört, nach dem nahen, nur eine halbe Meile von ihm entfernten Friedland gewendet und von der dortigen Stadtkämmerei das gewünschte Geld erhalten, jedoch nur unter der Bedingung, dasselbe an einem bestimmten Tage, vor Ablauf der zwölften Stunde auf dem Rathhause wieder zurücke zu zahlen, wo nicht, das verpfändete Grundstück dann der Stadt für immer verfallen sein sollte.

Zeitig genug hatte sich nun unser Rittersmann an dem bestimmten Tage mit der geliehenen Summe Geldes auf den Weg gemacht und kaum sahen ihn die Friedländer, wie er aus der Ferne auf seinem muthigen Rosse herangesprengt kam, als sie, voller Habgier und lüstern nach seinen verpfändeten schönen Aeckern, schnell auf den Kirchthurm eilten und den Zeiger der Uhr um eine Stunde weiter vorrückten.

Grade wollte der Ritter durch das Thor in die Stadt lenken, als es auch schon zu seinem größten Schrecken zwölfe auf dem Thurme schlug. Im höchsten Zorne über sein vermeintliches zu spät Kommen und den ihm dadurch erwachsenden bedeutenden Verlust, stieß er, sein Mißgeschick verwünschend, einen recht harten und argen Fluch über die unschuldige Kirchthurmuhr aus, der denn auch alsbald in Erfüllung ging. Denn von dieser Zeit an eilte die sonst so richtig gehende Uhr immer vor. Alle angewendeten Mittel und Versuche dieselbe wieder in Ordnung zu bringen, blieben erfolglos. Trotzdem man auch die geschicktesten Uhrmacher von nah und fern kommen

ließ, so gelang es doch Keinem, dieselbe zum langsameren, geschweige denn zum Richtiggehen, ja nicht einmal zum Stillestehen zu bringen; sie lief nur noch immer mehr und ärger, bis man sich denn endlich entschloß, das alte Werk ganz zu entfernen und es durch ein neues zu ersetzen, seit welcher Zeit denn nun die friedländer Kirchthurmuhr wieder ganz richtig geht.

Der Denkstein auf dem wolkenschen Felde bei Bützow.

An einem schönen Sommermorgen, zu Ende des Monats Juny im Jahre 1623, bewegte sich eine schwere Reisekutsche mit 2 kräftigen Rappen bespannt, munter fort auf der bützower Landstraße. In derselben befanden sich Alexander von Harten und sein Schreiber und Diener, Heinrich Hans Andreas von Driesen genannt; auf dem Bocke aber saß der alte treue Kutscher, Peter Wirow.

Alexander von Harten, Bürgermeister der damals noch herzoglich pommerschen Stadt-Demmin*), war zwar ein gestrenger, aber doch ein durchaus rechtlicher und redlicher Mann. Er beschützte und förderte das Gute und Wahre, hielt strenge

*) Mit Bogislaus XIV. starben 1637 die Herzöge von Pommern aus. Das Land kam darnach theils an Schweden, theils an Kür-Brandenburg. 1720 trat Schweden den größten Theil seines pommerschen Antheils und 1815 auch den letzten Rest desselben an Preußen ab, seit welcher Zeit denn nun ganz Pommern der Krone Preußens einverleibt ist.

auf Recht und Gesetz, auf Zucht und Ordnung in der seiner Oberleitung anvertrauten Stadt, und war so dem guten Bürger ein Freund und Beschützer, dem schlechten aber ein unnachsichtlicher Richter und Bestrafer. Daher liebten und verehrten ihn nicht allein alle braven Einwohner Demmin's, sondern auch alle Diejenigen, welche mit ihm in nähere Berührung kamen und somit Gelegenheit hatten, seinen herrlichen Charakter kennen und schätzen zu lernen.

Harten hatte Geschäfte in Mecklenburg gehabt und befand sich nun auf der Rückreise nach seiner Heimathstadt. Außer vielen wichtigen Papieren, die er bei sich führte, enthielt auch sein Reisekoffer noch eine bedeutende Summe baaren Geldes, welches er auf die Bitte und im Auftrage eines demminer Einwohners — als dessen Erbtheil von einem im Mecklenburgischen verstorbenen reichen Verwandten, — zugleich auch noch auf dieser Reise an betreffender Stelle einkassirt hatte.

Um nicht lange von Demmin abwesend sein zu wollen, hatte Alexander von Harten seine Geschäfte soviel als thunlich beschleunigt und beeilte sich nun, die Heimath möglichst schnell wieder zu erreichen. Deshalb ließ er nur wenig unterwegs anhalten und reisete fast in einem Zuge zurücke; nur einen Theil der Nacht und am Mittage, während der stärksten Sonnenhitze, rastete er, um seinen Pferden die nöthige Ruhe und Erholung zu gönnen, die dann noch besonders von dem treuen, für das Wohl seiner lieben Thiere so sehr besorgten Peter Wirow durch doppelte Haferrationen entschädiget und neu gestärkt wurden.

Auch heute war man wieder sehr frühe ausgefahren, dafür wollte man während der heißen Tageszeit ein Paar Stunden anhalten und wenn es dann kühler geworden, die Weiterreise fortsetzen. So mogte es etwa zwischen 5 und 6 Uhr Morgens

sein, als sich unsere Reisenden auf dem wolkenschen Felde unweit Bützow befanden. Recht matt und müde hatte der Bürgermeister den Kopf in die Ecke des Wagens gedrückt, und verriethen seine geschlossenen Augen und das gleichmäßige Athmen, daß er eingeschlafen war. Auf dem ehrwürdigen Gesichte des alten Herrn, von langen grauen Locken umrahmt, ruhte stiller Friede, fromme Glückseeligkeit und Freude; er schlummerte so sanft und träumte von Weib und Kind daheim, von seinem häuslichen Glücke und von den nahen reinen Freuden, die ihm das Wiedersehen seiner Lieben, nach dieser kurzen Trennung bereiten werde. Er war ja der zärtlichste Gatte, der liebevollste Familienvater, und Frau und Kinder hingen deshalb auch mit größter Liebe an ihm und freuten sich gewiß ebenso sehr zu seiner Rückkunft, als er es selbst that, noch zu, da er sie jetzt einen Tag früher überraschen wollte, ehe er ursprünglich zurücke zu kommen verheißen hatte. Aber ach, der Mensch denkt, und Gott lenkt! —

Auch des alten, getreuen Peter Wirow's Gedanken weilten daheim; er dachte an die nahe Erndte und die sonstigen, für die nächste Zeit wol am nothwendigsten Hof- und Feldarbeiten seines Brodherrn, dem er nun schon seit einer langen Reihe von Jahren mit seltener Treue und Anhänglichkeit diente und dessen Vieh- und Ackerwirthschaft er seit dieser Zeit mit größter Redlichkeit und Umsicht besorgte und vorstand. Schläfrig nickend saß er auf dem Bocke, zwar schlaff, doch sicher die Zügel mit der Linken, die Peitsche nachläßig in der Rechten haltend, während die klugen Pferde im langsamen Trabe, munter die Landstraße verfolgend, den Wagen weiter zogen.

Alles war ruhig und stille umher, friedlich und noch halb träumend lag die ganze Gegend im freundlichen Morgensonnenscheine da; dampfend stieg der Morgenthau in die Höhe, gleich

Diamanten blitzten die klaren Tropfen an den leise bewegten Grashalmen. Nur im Dornenbusche zirpte das Heupferdchen, und in den Lüften wiegte sich die Lerche und schmetterte jubilirend ihren Morgengruß aus der Höhe hernieder.

„Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen!“ sagt ein altes, wahres Sprüchwort, und so war's auch jetzt bei den drei Reisenden: der Bürgermeister und sein alter, treuer Kutscher schliefen und träumten den Schlaf des Gerechten, der Schreiber aber, sein böses Gewissen, die Hinterlist und Habgier wachten. —

Heinrich Driesen, ein durchaus schlechter und verdorbener Mensch, war schon von Kindesbeinen an immer ein böser Bube gewesen. Von frühester Jugend schon hatte er gelogen und betrogen und seine Hände nach fremdem Gute ausgestreckt. Kein Mensch mogte ihn leiden, Niemand seiner Altersgenossen hielt Umgang mit ihm, denn stets suchte er bei seinen schon genannten verächtlichen Eigenschaften, auch noch Händel und Streit und Gelegenheit sich mit Jedermann zu schelten und zu schlagen. Vielen, vielen Kummer und Aerger hatte er seinem braven Vater bereitet; oft weinte der alte Mann seine bitteren Thränen, wenn er an die Zukunft des ungerathenen Sohnes dachte, den er trotz seines redlichen Willens, weder durch Güte, noch durch Gewalt und Härte zu bessern vermochte, der im Gegentheil nur noch immer ärger und schlechter wurde. Der Vater grämte sich so sehr darüber, daß er, als Heinreich beinahe 15 Jahre alt war, in eine tödtliche Krankheit verfiel und bald seiner, ihm schon einige Jahre vorangegangenen Gattin in das Reich des ewigen Friedens nachfolgte. Als der junge Driesen nun so ganz allein und verlassen dastand und Niemand etwas von ihm wissen, sich Keiner seiner annehmen wollte, erbarmte sich der gute Bürgermeister des Waisenknaben und

nahm ihn zu sich in sein Haus, in der frommen Hoffnung, vielleicht doch noch dereinst einen ordentlichen Menschen aus ihm bilden zu können. Mit Liebe und Güte, aber auch mit Ernst und Strenge suchte Harten den Starrsinn seines wilden Schützlings zu brechen, ihn zu ändern und zu bessern, und scheinbar gelang ihm dies auch nach und nach immer mehr und mehr. Doch es war nur Schein und Täuschung; Heinrich Driesen wußte sich zu sehr zu verstellen, verstand es zu gut, seinen Herrn und Wohlthäter zu hintergehen und sich dabei die Zuneigung, ja die Liebe und das Vertrauen desselben zu erschleichen. Seine Niederträchtigkeit und Verstellungskunst ging soweit, daß er oft bei den guten Ermahnungen des würdigen Bürgermeisters weinte und die größte Reue über sein früheres Leben an den Tag legte; sobald aber Harten dann nur den Rücken gewendet hatte, steckte er boshaft grinsend die Zunge aus und betrog und hinterging denselben auf's Neue nur noch immer ärger und schändlicher.

Fünf Jahre schon war Heinrich Driesen im Hause des Bürgermeisters und dieser, seine Verstellungen und Heucheleien für wahr und aufrichtig haltend, gewann denselben von Tag zu Tag lieber und schenkte ihm immer mehr Vertrauen, was sich mit der Zeit so sehr gesteigert hatte, daß er Heinrich zu seinem Geheimschreiber machte, und ihm, fest von seiner Ehrlichkeit und Ergebenheit überzeugt, alle, selbst seine wichtigsten Sachen und Angelegenheiten in die Hände gab, sie mit ihm besprach und sogar häufig ganz von ihm besorgen ließ. So wußte er denn also auch jetzt sehr gut, was sein Herr Alles bei sich führte, welch' eine große Summe Geldes sich in dessen Reisekoffer befand. Sich dieses Geldes unter allen Umständen zu bemächtigen, darauf ging schon seit 2 Tagen sein Plan, war all sein Sinnen und Trachten gerichtet. Er schreckte vor Nichts

zurücke; Dank gegen seinen Wohlthäter, Ehrfurcht vor dessen grauen Haupte, oder ein sonstiges menschliches Gefühl regte sich nicht in seinem verstockten Herzen; an Strafe von Gott dachte er nicht, — glaubte er doch nicht an ein höchstes Wesen, das über alle Menschen wacht, ihren kleinsten Gedanken kennt, und jede, auch die im Geheimen verübte böse That sieht, sie an's Licht zu ziehen und zu bestrafen weiß! — Nur vor menschlicher Strafe fürchtete er sich allein, und dies hatte ihn bis jetzt abgehalten, seinen abscheulichen Plan auszuführen. Jetzt aber schien ihm endlich der günstige Augenblick hierzu gekommen.

Sanft schlummernd lehnte der Bürgermeister noch immer in der Wagenecke. Ein freudiges Lächeln umspielte seine Züge; ein liebliches Traumbild umgaukelte grade seine Phantasie: er sah sein treues, braves Weib, wie sie daheim im ehrsamen, züchtigen Hauskleide, umgeben von ihren Dienstmägden, in der geräumigen Familienstube saß; wie sie emsig die Spindel schwirren ließ und mit kunstfertiger Hand aus dem selbstgebauten Flachse den feinsten Zwirn spann. Er sah seine blühenden Kinder, seine von Gesundheit und Jugendfülle strotzenden Buben und Mädchen, wie die jüngeren munter spielten und heiter sich herumtummelten, während die älteren hinter dem großen eichenen Tische bei den Schularbeiten saßen und fleißig lernten und schrieben 2c.

Während Alexander von Harken noch so träumte, stürzte sich plötzlich, gleich einem Tieger, der schändliche Driesen auf den sorglos Schlafenden, und ehe dieser noch zur Besinnung kommen konnte, hatte Ersterer schon mit mordgierigen Händen dessen lose umgelegtes Halstuch erfaßt und zog aus Leibeskräften die beiden Enden desselben so fest und so lange zusammen, daß, ohne einen Laut von sich zu geben, Harken bald seinen Geist aufgeben mußte und erdrosselt dalag. — Als diese

That vollbracht, galt es auch den auf dem Bocke noch immer im halben Schlafe nickenden Kutscher zu beseitigen. Eben so meuchlings überfiel er jetzt auch diesen, indem er sich leise aus dem Wagen schwang und, schnell wie eine Katze auf den Bock kletternd, dem Arglosen das scharfe Messer in die Kehle stieß. Mit einem herzzerreißenden Angstschrei richtete sich der alte Kutscher empor, aber schon bohrte die Mörderhand wieder und wieder immer tiefer das Messer in die zuerst beigebrachte Wunde, bis endlich die Gurgel ganz durchstoßen war und auch Peter Wirow, nach längerem Todeskampfe, sein Leben ausgehaucht hatte.

Mit blutbefleckten Händen erbrach nun Heinrich Driesen, nach vollbrachtem Doppelmorde, den Koffer, steckte zu sich was er an Geld enthielt und eilte dann, schwer mit Raub beladen, von dannen.

Eine Stunde später entdeckten vorbeikommende Arbeiter, was hier geschehen; sofort machten sie Anzeige davon, und bald gelangte dieselbe auch, durch Vermittelung des Magistrates zu Bützow, nach Demmin. Allgemeine Theilnahme und Entrüstung erweckte nah und fern die Kunde von diesem grauenhaften Verbrechen, und Jedermann rief im gerechten Zorne die Rache des Himmels auf den undankbaren, schändlichen Mörder herab. Besonders tief aber wurde die Familie des Bürgermeisters durch diesen für sie so harten Schlag getroffen, die den besten Vater und Gatten auf solche Weise so schnell und unerwartet verlieren mußte, und mit Recht betrauerte mit ihr die Einwohnerschaft Demmin's den Verlust eines so allgemein geliebten und geachteten Mannes, den Verlust ihres würdigen und tüchtigen Stadtoberhauptes.

Als man nach einigen Tagen die Leichen der Erschlagenen in feierlicher Prozession zurücke in die Heimathstadt führte, da

strömte von allen Seiten viel Volks herbei, um den Todten, die auf so schreckliche Art geendet, die letzte Ehre zu erzeigen.

Unter Glockengeläute und Trauersang wurden später beide Leichen zugleich auf dem demminer Kirchhofe zur Ruhe bestattet. Während man die irdische Hülle Alexander's von Harten in das seiner Familie gehörende Erbbegräbniß beisetzte, senkte man die des Peter Wirow in eine vor demselben bereitete Gruft, damit er seinem Herrn, dem er ja so viele Jahre im Leben treu gedient, nun auch noch im Tode nahe sein sollte.

Zur Erinnerung an diesen Doppelmord setzte man bald darnach an der Stelle des wolkenschen Feldes, im sogenannten Darnow Holze, wo derselbe verübt worden ist, einen Denkstein mit folgender Inschrift: „Anno 1623 den 27 Junii, Morgens zwischen 5 und 6 Uhr, ist der woledle gestrenge und veste Alexander von Harten seliger, wolverdienter Bürgermeister der Stadt Demmin, neben seinem Gutscher Peter Wirowen, von sinem treulosen Diener Henrich Hans Andres von Driesen genannt, meuchelmörderisch und schelmischer Weise niedergemordet worden. Dessen hinterbliebener Körper von hinnen begraben let, und den 6ten Jul. zu Demmin in sin Erbbegräbniß beigesetzet. Gott gnad der leiben Seelen und verleihe gnediglich, daß der schelmische Thäter zur gebührenden Strafe möge können gezogen werden.“

Der auf dem Steine ausgesprochene Wunsch sollte nicht unerfüllt bleiben, denn obgleich man — ungeachtet der vielen angestellten eifrigen Nachforschungen, sowol von herzoglich mecklenburgischer, als auch herzoglich pommerscher Seite, —

erst nach langer Zeit des Mörders habhaft wurde, so entging er deshalb doch nicht seiner gerechten Strafe. Bald nach seinem Ergreifen wurde Heinrich Driesen lebendig geviertheilt und seine irdischen Ueberreste auf dem Schindanger verscharrt. —

Viele Leute erinnern sich dieses Denksteins noch recht gut, indem sie denselben selbst noch an Ort und Stelle gesehen haben. Seit mehreren Jahren ist er leider verschwunden, die Sage davon lebte aber dennoch bis jetzt im Munde des Volkes fort. Ein alter Mann aus dortiger Gegend hat sie mir erzählt und mir dabei auch zugleich noch die vorstehende, altdeutsche Inschrift des Steines mitgetheilt, die er in seiner Jugend einmal wörtlich abgeschrieben hatte.

Der Bauhof bei Sülsdorf unweit Schönberg.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Vor vielen hundert Jahren stand bei Sülsdorf ein festes Schloß; rund umher konnten die Wiesen unter Wasser gesetzt werden, dreifache Wälle und tiefe Gräben umgaben den Burgplatz, zu dem nur ein einziger Eingang führte. Die Mauern waren aus mächtigen Feldsteinen aufgebaut, ein Thurm ragte über den Wald hervor, der die Burg umgab. Hier hausete Otto von Plön, ein übel berüchtigter Wegelagerer, mit seinen beiden jungen Söhnen. Wenn die lübecker Kaufleute ihre reich

beladenen Wagen in die Vaterstadt zurückführen wollten, schon ihre stolzen sieben Thürme erblickten und sich der überstandenen Gefahren und der Hoffnung des Gewinnes freueten, dann beschlich sie Otto von Plön, kam durch die Orte Großen- und Kleinen-Mist herangesprengt und brachte die reiche Beute auf seine Burg. Alles, was ihm aufstieß, raubte er, und von Allen ward er gehaßt; oft ward er in seiner Burg belagert, aber er täuschte stets seine Feinde, denn er ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt unterlegen, und so konnte man nie wissen, ob er mit seinen Reitern zurückgekehrt oder ausgegangen war.

Aber der Bösewicht entgeht seiner Strafe nicht. Der Hirte von Rieps, Häne, verrieth es den von Schwerin herkommenden Feinden, daß der Ritter auf seiner Burg sei, und versprach ihnen, sie in die Burg einzuführen; als Lohn bedingte er sich aus, Brod bis in den Tod! Und glücklich war der Zug; die Burg wird erobert, Otto erschlagen, die beiden Söhne werden mit fortgeführt. Auch dem Verräther wird Wort gehalten: noch auf dem Zuge wird er erhängt, und höhnend ihm zugerufen: nun habe er ja Brod gehabt bis in den Tod. Auf dem riepser Felde stand eine alte Eiche, daran ward er gehangen und das Land umher heißt noch der Hänenbrook; die Burg ward gebrochen, der Thurm niedergeworfen, die Gräben verschüttet. Hohe Bäume stehen jetzt auf dem Burgplatz und treiben ihre Wurzeln in die Keller hinein, in denen ehemals Gefangene seufzten, die jetzt den Füchsen eine sichere Wohnung gewähren.

Am sogenannten Brautwagen auf der röbelschen Feldmark bei Ludorf.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Der Hochzeitsmorgen war angebrochen; die Sonne stieg, Allen ihren freundlichen Morgengruß bietend, am Himmel hinauf; Feld und Garten standen in des Sommers schönstem Schmucke, und weithin erschallten vielakkordige Morgenlieder der Vögel. Es war so festlich in Gottes großem Reich, so freudvoll und voll stillen Friedens.

Aber drinnen in der Kammer eines ludorfer Hauses ist nicht Freude und stiller Frieden. Dort sitzt eine Jungfrau mit thränenerfüllten Augen an ihrem Bette. Sie hat die Nacht unter vielem Weinen verlebt und in Angst und Trauer den Anbruch des Tages erwartet. An diesem Tage soll der Segen der Kirche sie einem Manne verbinden, der ihrem Herzen fremd ist, den sie nie geliebt hat und nie lieben kann. Schmerz und Trauer haben das junge Frauenbild gebleicht. Theilnahmlos sieht sie Verwandte und Freunde zum Hochzeitsfeste kommen. Die Freundinnen ihrer Jugend treten in die Kammer und bringen der Tiefbetrübten den Brautkranz. Sie läßt sie gewähren und weint in die Blumen hinein ihre schmerzenreichen Thränen.

Näher und näher rückt die verhängnißvolle Stunde, und sie steigert das Leid der bleichen Braut. Auch der Hoffnung letzter Trost verschwindet, als der Wagen daherrollt, der sie nach Röbel in die Kirche und an den Altar bringen soll. Ganz in ihren Kummer versenkt, fährt sie dahin neben ihrem Verlobten. Schon sieht sie die Kirche mit dem hohen Thurm, von

dem herab nun bald der ernste, feierliche Ton der Brautglocke ertönen wird. Da entsteigt der beängstigten Brust der Schmerzensruf: „Ach thäte sich doch die Erde auf und verschlänge uns!"

Und sieh'! Da hallt's wie ferner Donner: die Erde öffnet ihren Mund, und hinunter in Nacht und Tiefe sinkt Roß und Wagen und Braut und Bräutigam. — Verstummt ist die Klage. —

Noch jetzt zeigt man die Stätte, wo sich dies auf der Feldmark von Röbel ereignete, und die man auch noch jetzt mit dem Namen „am Brautwagen" benennt. Die Sage erzählt, daß man vielfach Nachgrabungen anstellte, die ohne Erfolg blieben.

Die versenkte Kriegskasse im See bei Wakstow, unweit Röbel.

Nicht weit vom Hofe zu Wakstow, nach der ehemaligen karchower Mühle zu, liegt ein kleiner See, in dessen Tiefe sich ein großer Schatz befinden soll. Als nämlich — so erzählen sich die Leute, — im dreißigjährigen Kriege einmal ein kleiner Trupp Schweden, der seinem Heere die schwergefüllte Kriegskasse nachführte, über das wakstower Feld trabte und so in die Nähe dieses See's kam, wurde er plötzlich von einer umherstreifenden, sehr starken Patrouille Kaiserlicher bemerkt und sofort auf das Hitzigste verfolgt.

Die Schweden jagten zwar in rasendster Eile mit ihrer schweren Kriegskasse dahin, doch gewahrten sie sogleich zu ihrem größten Schrecken, daß sie nur zu bald von ihren Verfolgern, die ihnen wol um das zehnfache überlegen waren, eingeholt und überrumpelt sein würden. Um keinen Preis aber wollten die wackeren Reiter dem nach ihrem Schatze lüsternden Feinde die werthvolle Kriegskasse in die Hände fallen lassen; als sie daher keine befreundete Hülfe in der Nähe sahen und auch solche nicht mehr erwarten konnten, stürzten sie, indem sie über die kleine Hügelkette sprengten, an deren Fuße sich der wakstower See ausbreitet, schnell die Kriegskasse rücklings hinunter in das tiefe Wasser, wo sie denn auch alsbald untergesunken und dem Auge entschwunden war. Die bald darnach eintreffenden Kaiserlichen versuchten zwar dieselbe wieder herauszuheben, aber ohne jeglichen Erfolg; der See war zu morastig, die Kiste sank nur noch immer tiefer und bald mußten sie von der Erlangung derselben abstehen und ihre vergeblichen Bemühungen aufgeben.

Die Schweden hatten indeß dadurch einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und entkamen somit sämmtlich glücklich den Händen ihrer feindlichen Verfolger.

In späteren Zeiten hat man sich noch oft und vielfach wieder bemüht, die versenkte Kriegskasse an das Tageslicht zu fördern, aber immer vergeblich. Die letzten derartigen Versuche wurden vor etwa 40 Jahren noch angestellt. Es hatte sich hierzu eine eigene, ziemlich große Gesellschaft, namentlich aus röbelschen Einwohnern bestehend, gebildet, die alles nur irgend Mögliche und Denkbare thaten, versuchten und unternahmen, um sich in den Besitz des vermeintlichen Schatzes zu

setzen. Die Mitglieder dieses Unternehmens hatten sich dieserhalb von dem damaligen Besitzer Wakstow's Erlaubniß erwirkt und begannen nun ihre Nachforschungen auf die großartigste Weise. Doch obgleich sie auch keine Ausgaben, keine Mühen und Arbeiten scheueten, obgleich sie auch allen möglichen Zauber- und Sympathienkram anwendeten und sich Schatzgräber und Teufelsbanner kommen ließen, worunter auch der damals so sehr berühmte Beschwörer aus Strelitz war, so blieb doch auch jetzt wieder Alles ohne Erfolg. Einmal glaubten sich die Nachforscher zwar schon am Ziele ihrer Bemühungen, es klang Etwas in der Mitte des See's so hohl und eigenthümlich, und allgemein hieß es, man habe den Ort, wo die versenkte Kriegskasse stehe, jetzt endlich gefunden. Doch zum höchsten Leidwesen der guten Schatzgräber erwies es sich bald, daß es nur Täuschung gewesen; denn ein großer Stein war es, der in der Tiefe des See's lag und beim Aufstoßen mit der Untersuchungsstange so eigen geklungen hatte.

Mehrere Männer, die damals vergeblich mitsuchten, leben noch jetzt in Röbel, wie auch noch ein von ihnen gezogener Graben vorhanden ist, der zum Ablassen des See's diente. Seitdem ist aber den Leuten nun doch der Appetit und die Lust zu den noch ferneren Nachforschungen vergangen, und allgemeiner ist von der Zeit an der Glaube geworden, daß es wohl nur bloß eine reine Sage war, von der versenkten schwedischen Kriegskasse im wakstower See, oder daß dieselbe sonst auch schon vorher von Andern in der Stille herausgeholt und somit längst der Schatz gehoben worden ist.

Die Pferdediebe von Köslin bei Plau.

In früheren Zeiten wurde der Pferdediebstahl, wie die meisten derartigen Verbrechen, viel härter bestraft, als es jetzt geschieht. Während derselbe heut zu Tage durch Geldbußen, körperliche Züchtigung, Gefängniß oder dergleichen geahndet wird, wurden damals weniger Umstände gemacht, indem man gewöhnlich den Pferdedieb nach kurzem Prozesse sehr bald an den ersten besten Galgen hing und ihn somit für die Folge unschädlich machte.

„Wenn ich" — so erzählte mir einmal ein bekannter Landmann, — „den Weg von Stuer nach Leitzen passire und die großen Fichten, die dort an einer Stelle der Landstraße stehen, ansehe, dann fällt mir immer die Geschichte von den kösliner Pferdedieben ein." Auf meine Bitte, mir dieselbe doch einmal zum Besten zu geben, erfuhr ich ohngefähr Folgendes:

Als sich Köslin nebst den umliegenden Gütern noch im Besitze der von Flotow befand und so zugleich das Haupt- und Stammgut einer Linie dieser alten Adelsfamilie bildete, hatte man einmal auf einem der von flotowschen Höfe zwei Pferdediebe eingefangen, denen denn nach damaliger Sitte alsbald der Prozeß gemacht und die auf dies Verbrechen stehende Strafe, des Erhängens, zuerkannt worden war.

Am Abende vor dem Tage, an welchem nun die beiden Diebe in früher Morgenstunde aufgeknüpft werden sollten, begab sich der Pastor aus dem Dorfe Stuer — damals ebenfalls zu dem von flotow-kösliner Gütercomplexe gehörend — zu ihnen in das Gefängniß, um sie vorzubereiten auf den nahen Tod und ihnen die Tröstungen der Religion zu bringen.

Obgleich auch beide Verbrecher als ein Paar schlechte und starrsinnige Menschen allgemein bekannt und verrufen waren, so gelang es doch endlich dem Pastor, der ein gar frommer und treuer Seelsorger war, sie durch seine eindringlichen Worte und Ermahnungen zur Reue und Buße zu bringen, so daß er, als er sie verließ, den beseeligenden Glauben mit sich nahm, ein Paar Seelen gerettet und sie dem Herrn wieder zugeführt zu haben.

Bald aber schon sollte der brave Mann enttäuscht werden; denn wer beschreibt wol das Erstaunen und den Schreck desselben, als er des Nachts plötzlich durch ein starkes Klopfen an den Fensterladen seiner Schlafstube erweckt wird und auf die Frage: was es denn da draußen gebe, aus dem Munde des einen der am Abende von ihm zum Tode vorbereiteten Pferdediebe, die höhnische Antwort bekommt: „Herr Pastuhr, ick woll Sei blod seggen, wovan wie gistern schnackt hebben, ward nicks van!“ *) — Man hatte nämlich, als der Prediger die Gefangenen verlassen, dieselben während der Nacht getrennt und jeden einzeln eingesperrt und war es nun dem Einen gelungen, sein Gefängniß zu erbrechen und somit zu entfliehen.

Als unser Spitzbube also den guten Prediger erschreckt, ging er gemüthlich weiter, legte sich im nahen Walde auf das Ohr und schlief ruhig bis der Morgen zu dämmern begann. Dann eilte er nach den am Wege zwischen Stuer und Leitzen stehenden, großen Fichten, erkletterte eine derselben und erwartete hier, sicher hinter den dichten Zweigen versteckt, die Ankunft des Zuges mit seinem Genossen, der, wie er wußte, hier vorbei kommen mußte, um nach dem Richtplatze zu gelangen.

*) „Herr Pastor, ich wollte Ihnen nur sagen, wovon wir gestern gesprochen haben, wird nichts!“

Bald erschien auch der Zug mit dem andern Deliquenten. Gefühllos sah er aus der Höhe hernieder auf seinen Mitschuldigen; mit schadenfrohem Gesichte betrachtete er ihn, wie er kreideweiß, zitternd und zagend, mit unsichern Schritten, wankend daher gegangen kam. Anstatt denselben zu bedauern, lachte er nur teuflisch über seine Todesangst und Noth, dabei ein: „glückliche Reise Galgenkamerad!" vor sich hinmurmelnd.

Als der Zug vorüber war und ihn Niemand mehr entdecken konnte, verließ er sein Versteck, und ging, eine lustige Melodie pfeifend, weiter. Gott für seine Rettung zu danken, kam ihm nicht in den Sinn, im Gegentheil verhöhnte er Denselben nur noch, indem er sich boshaft freute, wie er gestern den Prediger getäuscht, als er ihm weiß gemacht, daß er sich wirklich zu Gott gewendet habe, was ihm doch garnicht eingefallen und was ja Alles nur bloße Verstellung und Augenverdreherei gewesen war.

Anstatt sich also jetzt zu Gott zu bekehren, sein Diebeshandwerk aufzugeben, ein ehrlicher Kerl zu werden, sein früheres Leben zu bereuen und dafür nun ein neues, rechtschaffenes und ordentliches zu beginnen, trieb er es nur noch immer ärger und stahl und raubte, wo er es nur immer habhaft werden konnte.

Aber seine Schändlichkeiten und Spöttereien sollten dennoch nicht ungestraft bleiben; nach längerer Zeit wurde er bei einem andern Diebstahle wieder ergriffen und wiederum zum Tode verurtheilt. Es gelang ihm diesmal nicht wieder zu entfliehen, denn bald sah man seinen entseelten Körper an einem andern Galgen hängen!

Wer einmal die Tour von Leitzen nach Stuer macht, dem werden gewiß auch die dort an einer Stelle des Weges stehenden, großen Fichtenbäume auffallen, denn es giebt wol wenige im lieben Vaterlande, die eine solche Höhe und Größe erreicht haben und einen wirklich so großartigen und prächtigen Anblick gewähren, als eben diese. Möge man sich dann beim Betrachten dieser ehrwürdigen Bäume, zugleich der vorstehenden Sage erinnern.

Der Eberkopf an der St. Marienkirche zu Neu-Brandenburg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Andächtig lieget vor dem Hochaltar,
Den Blick auf die Monstranz, die Christenschaar.

Der fromme Priester weiht die Hostie ein,
Der Kelch hält den für ihn bestimmten Wein.

Des Abendmahles heil'ge Feier rührt
Das Christenherz, das Glaub zum Altar führt.

Da stürzt herein durch eine off'ne Thür
In wildem Lauf ein schreckenvoll Gethier.

Ein Eber, ausgebrochen aus dem Bruch,
Die scharfen Hauer g'rad zum Altar trug.

Die Menge schreit und auseinander sprengt
Und sich in nah' und ferne Winkel drängt.

Der Priester im Altare nur hält Stand,
Ergreift das Kruzifix mit rascher Hand.

Er streckt's dem Unthier, das dahergerennt,
Entgegen und das Wort vom Kreuze nennt.

Da stutzt der Eber und er prallt zurück,
Zu Boden fällt er in dem Augenblick.

Ergeben, still, geduldig lag er da,
Wie nie das Auge einen Eber sah.

Der wilde Eber ward ein zahmes Thier,
Die Kraft des Kreuzes that dies Wunder hier.

Damit es noch der Nachwelt kund gethan,
Schlug man an eine Kirchenthüre an

Wol einen Eberkopf, aus Erz gemacht,
Hat eine Umschrift auch dazu gedacht.

Und dieses Bildniß bis auf diese Stund
Macht jene That der Mit- und Nachwelt kund.

Die Vietings-Höhle im Sonnenberge bei Parchim.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Sagenkreises ist es, daß man oft ein und dieselbe Sage in verschiedenen Gegenden ähnlich wiederholt findet; es ist dies z. B. auch mit der von der Papedönken-Kuhle im Ratzeburgischen und der von der Vietings-Höhle bei Parchim der Fall.

Da ich nun sämmtliche vaterländischen Sagen, insoweit sie sich bis jetzt noch erhalten haben, herauszugeben beabsichtige, so nehme ich auch keinen Anstand, die Sage von der Vietings-Höhle, trotz ihrer großen Aehnlichkeit mit der bereits auf Seite 63 und 64 mitgetheilten, ebenfalls meiner Sammlung einzuverleiben und dieselbe somit nachstehend, wie sie noch heute im Munde des Volkes fortlebt, zu erzählen.

Zu den ausgedehnten und reichen Kämmerei-Besitzungen der Vorderstadt Parchim gehört auch der sogenannte Sonnenberg, eine große, schöne Waldung mit vielem, herrlichen Laubholze, worunter gewiß so manch' ehrwürdiger Eichbaum schon ein Alter von Jahrhunderten zählen mag. In alten Zeiten, wo das Holz weniger rar war, als heutigen Tages, standen auch im Sonnenberge die Bäume viel enger, ja auf manchen Stellen so dicht beisammen, daß man garnicht hindurch bringen konnte. — Die Axt des Holzhauers hatte den Sonnenberg damals ~~noch nicht~~ so gelichtet und verkleinert, wie es jetzt der Fall ist. —

An einer solchen dichtverwachsenen, undurchdringlichen Stelle, nicht weit von der durch den Wald führenden Landstraße, hatte sich vor vielen, vielen Jahren, am Fuße eines kleinen Hügels, ein Räuber und Mörder Namens Vieting eine

Höhle gegraben, von wo aus er unentdeckt die ganze Umgegend belästigte und unsicher machte. Trotz allen Nachstellungen und sonstigen Versuchen wollte es immer nicht gelingen, sich des Vietings zu bemächtigen; derselbe war zu schlau und verwegen, wußte seine Verfolger zu sehr zu hintergehen und zu täuschen und so trieb er denn Jahrelang, zum Schrecken aller Leute, sein schändliches Handwerk ungestört weiter. Alle Reisenden, deren Weg bei Tag oder Nacht durch den Sonnenberg an Vietings Versteck vorbeiführte, wurden von ihm meuchlings überfallen, getödtet und beraubt. Selten nur entkam ihm einer, denn von der Höhle ging eine Schnur quer über die nahe Landstraße, die aber so versteckt war, daß sie Niemand sehen konnte. Kam nun Jemand durch den Weg, so berührte er auch jedesmal die Schnur, die dann sofort eine in der Höhle befindliche Klingel in Bewegung setzte und somit dem Schändlichen anzeigte, daß es Zeit und Gelegenheit zum Rauben und Morden sei. Leise schlich er dann hervor und stürzte sich plötzlich gleich einer gierigen Tiegerkatze auf seine Beute. Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und so sollte es auch endlich durch Gottes weise Fügungen dem Vieting ergehen.

Eines Tages als Vieting gemächlich in seiner Höhle lag und grade sein Mittagsschläfchen verträumte, klingelte es plötzlich wieder einmal. Vieting richtete sich sogleich auf, griff nach seinen ihm zur Seite stehenden Mordwerkzeugen und schlich sich leise an den nahen Weg. Hier sah er, hinter dichtem Gestrüppe verborgen lauernd, wie ein junges Mädchen, mit heller, jugendlicher Stimme ein Liedchen singend, daher gewandelt kam. Schon hatte er angelegt, um die einsam Wandernde niederzuschießen und sie dann darnach zu berauben; schon zielte er mit scharfem Auge und war schon im Begriff auf sein sicheres Opfer abzudrücken, als er sich mit einem

Male eines Anderen besann und sein Gewehr sinken ließ. Das Mädchen war so jung und schön, so heiter und harmlos schritt sie einher, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben regte sich ein menschliches Gefühl in seiner Brust. Er war hingerissen von ihrer Anmuth und Schönheit, ihre herrliche, kräftige Gestalt reizte ihn, ihre Jugend erweckte sein Mitleid, er konnte sie nicht tödten, und ein Gedanke war's, der sein ganzes Wesen durchzuckte. „Die muß ich lebendig haben, die muß mein werden!" rief er laut aus; schnell brach er durch das Gebüsch und stand auch schon gleich darauf vor der Erschrockenen, die in ihrer Ueberraschung und Bestürzung an kein Entfliehen dachte.

Vieting nahm das zitternde, arme Mädchen — Hanna genannt, — mit sich nach seiner Höhle. Sie mußte bei ihm bleiben, sein Weib werden, ihm Essen kochen, kurz seinen ganzen Haushalt führen und besorgen. Trotz ihres anfänglichen Wiederstrebens mußte sie sich doch endlich ergeben und in ihr Schicksal fügen. Obgleich nun auch der Räuber wol recht gut gegen seine Gefangene war, ja sie sogar mit Güte und Zuvorkommenheit behandelte, so setzte er doch, ungeachtet ihrer vielen Bitten und Vorstellungen, noch immer sein schändliches Gewerbe, das Rauben und Morden nach alter Weise fort. Dies ekelte die arme Hanna zu sehr an, war ihr zu sehr zuwider und deshalb war auch ihr ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, sich aus der ihr verhaßten Umgebung und Lage zu befreien. Dem Vieting durfte die Bedauernswürdige hiervon natürlich nicht das Geringste merken lassen, da er sie, trotz seiner sonstigen Nachsicht, doch stets mit mißtrauischem Auge beobachtete und bewachte. Deshalb mußte sie ihre Zuflucht zur Verstellungskunst nehmen und dem Vieting den Glauben beizubringen suchen, daß sie recht gerne bei

ihm weile, daß ihr die jetzige Lage nicht zuwider sei ꝛc. und dies gelang ihr denn auch nach und nach immer mehr.

Ist's auch sonst wol nicht recht und ehrenhaft einen Menschen zu täuschen, so blieb doch der armen Hanna gegen diesen Bösewicht nichts anderes zu thun übrig, so schwer es ihr auch immer wurde, so viel Ueberwindung es ihr auch kostete. Und Gott, an den sie sich oft und viel, wenn sie allein war, im Gebete wendete, gab ihr die Kraft und Ausdauer hierzu und so gelang es ihr mit des Höchsten Hülfe, durch ihr scheinbar ergebenes Wesen, durch ihr aufmerksames Benehmen gegen den schändlichen Vieting, sich zugleich auch noch dessen Vertrauen zu erwerben, was sich mit der Zeit so steigerte, daß sie, als Vieting eines Tages grade in besonders guter Laune war, ihn zu bitten wagte, sie doch einmal nach Parchim gehen zu lassen. Sie habe dort, wie sie ihm sagte, verschiedene nothwendige Einkäufe für die Wirthschaft zu machen, und wolle dann zugleich auch ihre alten Eltern besuchen. Vietings Vertrauen war jetzt schon so groß zur Hanna, daß er ihr sofort diese Bitte gewährte. Aber wie erschrak die Arme, als er hinzufügte, daß er sie nur unter der Bedingung ziehen lassen könne, wenn sie ihm nicht zuvor auf das Heiligste zuschwören wolle: zu keinem Menschen auch nur eine Sylbe davon zu sagen, wo sie so lange gewesen und sich bis jetzt aufgehalten habe; kurz ihr ganzes Verhältniß mit und zu ihm gegen Jedermann zu verschweigen und dann spätestens am dritten Tage wieder nach der Höhle zurücke zu kehren. Hanna gehorchte und schwur mit schwerem Herzen den ihr abverlangten Eid. — Sie hatte gehofft, daß Vieting so etwas nicht begehren würde und dann wäre sie auch niemals wiedergekommen; doch jetzt konnte sie an kein Fortbleiben mehr denken, sie mußte wiederkehren, sie hatte es ja geschworen! Der Schwur war ihr zu

heilig, den durfte und konnte sie doch niemals brechen, auch jetzt nicht, wo er ihr von einem Verbrecher, von einem Raubmörder abgezwungen war! —

Am nächsten Tage, früh Morgens verließ Hanna die Höhle. Zwei Jahre waren fast schon verflossen, seitdem sie dort von Vieting gefangen gehalten wurde. Oh wie klopfte ihr das Herz, als sie aus der Ferne den lieben Heimathort erblickte, mit welchen Gefühlen schritt sie bald darnach, durch das sogenannte „neue Thor,“ in die Vaterstadt hinein. Freude, aber auch Schmerz zersprengten ihr fast die Brust. Sie sollte ihre alten Eltern, alle ihre Lieben jetzt wiedersehen; so lange, lange schon hatte sie sich darnach gesehnt. Aber ach, sie mußte sie alle die Theuren so bald schon wieder verlassen und dann wieder zurücke in die Einsamkeit, wieder zurücke kehren nach der Höhle, zu dem verhaßten Manne. —

Nur zu schnell schwanden die schönen Stunden dahin, die Hanna in Parchim bei den Ihrigen verweilen durfte und mit Entsetzen dachte sie an ihre nahe Rückreise. Beharrlich hatte sie während ihres Dortseins auf alle Fragen über ihr Ergehen, ihren Aufenthalt ꝛc. geschwiegen, und als man sie immer mehr mit Bitten und Fragen bestürmte, rief sie endlich verzweifelt aus: „Oh ich habe einen schrecklichen Eid geschworen, der meiner Zunge Schweigen gebietet!“ Darnach drang man auch nicht weiter in sie, denn Alle respectirten und ehreten die Unverbrüchlichkeit des Schwures!

Als Hanna nun am Nachmittage des dritten Tages das traute Vaterhaus verließ, ach verlassen mußte, da begleiteten sie noch eine Strecke Weges ihre betrübten, alten Eltern und einige gute Freunde. Rührend, ja herzzerreißend war der Abschied von ihnen. — Und als nun darauf die Arme wieder so allein und verlassen dastand, sank sie übermannt vom tiefsten

Kummer und Schmerz schluchzend auf einen Stein. Laut klagte sie diesem ihr hartes Leid. — Ach einem Menschen durfte sie nicht ihr Herz ausschütten, einem solchen durfte sie nicht sagen, was ihr fast die Seele zerriß, das hatte sie ja Vieting heilig zuschwören müssen. Einem Steine aber konnte sie es klagen, kein Schwur band sie hieran. Und so rief sie denn jammernd aus: „Lieber Stein, Dir klage ich's, was Vieting so manchen Menschen thut, und so Du mir willst nachspüren, können Dich diese ausgesprengten Erbsen dahin bringen!" Darnach erhob sie sich und ging mit wankenden Schritten, immer einige von den für Vieting's Wirthschaft eingekauften Erbsen vor sich hin in den Weg streuend, wieder zurück nach dem Sonnenberge, in das Versteck ihres Gebieters.

Die Klagen der Unglücklichen sollten aber nicht ungehört verhallen; der liebe Gott hatte es so gefügt, daß sie von einem gerade vorbei gehenden parchimschen Einwohner, den Hanna nicht bemerkt hatte, mit angehört worden waren. Dieser machte nun alsbald der Obrigkeit Anzeige von dem eben Vernommenen, die denn auch sofort Mannschaften aufbot und den durch die Erbsen bezeichneten Weg verfolgen ließ. Noch in derselben Nacht wurde die Räuberhöhle umzingelt, Vieting gefangen genommen und Hanna befreit.

Im Triumphe brachte man den argen Raubmörder und die von ihm gefangen gehaltene Dulderin nach Parchim. Während man Vieting in den finstern Kerker warf, führte man die jetzt so glückliche Hanna in die Arme ihrer alten, vor Freude und Dank weinenden Eltern, denen so für immer die liebe Tochter wieder zurück gegeben wurde.

Welche Freude alle guten Leute über dies glückliche Ereigniß empfanden, kann sich gewiß Jeder denken, und deshalb lobten und dankten auch Alle Gott für Seine Güte und wunder-

baren Fügungen. Aber auch der Hanna vergaß man nicht; betrachtete man sie doch als die eigentliche Befreierin von einer so großen, wahren Landplage, als das Werkzeug Gottes, wodurch es möglich geworden war, eines mit Recht so allgemein gefürchteten und verhaßten Menschen habhaft zu werden. Jedermann dankte ihr dafür und pries ihr muthiges Ausharren und Dulden, und von allen Seiten bestrebte man sich, ihr durch allerlei Aufmerksamkeiten, Liebesdienste oder Geschenke das gehabte Leid zu vergelten und vergessen zu machen.

Einige Tage später strömte Alles mit frohen Gesichtern auf den parchimschen Marktplatz, wo Vieting öffentlich durch das Beil gerichtet wurde. Unter allgemeinem Jubel und Hurrahrufen fiel das Haupt des schändlichen Bösewichts, dessen ferneren Rauben und Morden ja nun für immer ein Ziel gesetzt war.

Von dieser Zeit an war's wieder sicher im Sonnenberge und Jeder konnte ihn nun wieder ohne Furcht und Angst betreten.

Die Vietingshöhle existirt noch jetzt; im Sonnenberge, zwischen dem parchimschen Brunnen und dem Dorfe Kiekindemark ist sie zu finden. Wol fast Jedermann in Parchim und dortiger Umgegend kennt den Ort und weiß zugleich auch die Sage vom Raubmörder Vieting zu erzählen.

Der Tannenberg bei Boitzenburg.

(Von N. N. in B.)

I.

In dem äußersten südwestlichen Winkel Meklenburg's, da wo der mächtige Elbstrom durch blühende Wiesenflächen majestätisch dahinrauscht, liegt, wie eine Insel im Meer, auf weiter üppiger Wiesenmatte, halb verdeckt unter dem Schatten seiner herrlichen, an Kraft und Fülle unvergleichlich schönen Lindenalleen, das friedlich stille Städtchen Boitzenburg, von der Boitze silberhellen Wogen, gleich einem Zaubergürtel umflossen. — Einst wurde es die Perle unter den Städten Mecklenburgs genannt und wetteiferte mit den ersten Orten des Landes durch seinen blühenden und weit ausgebreiteten Handel. Seine Straßen wurden fast nie leer von den aus allen Ländern heranziehenden Wagen, befrachtet mit den Producten des Landes, und oft vermochten die engen Straßen die Masse der Fuhrwerke kaum zu fassen. Ein undurchdringlicher Knäul verschloß oftmals momentan die ganze Passage, bis durch Lärm, Gezänk und Geschrei der gordische Knoten endlich gelöst ward. Die Bürger und Kaufleute dieses Städtchens waren fast alle reich, und wer arm war, der hatte es in der Regel selbst verschuldet; denn das Sprichwort sagte schon: „In Boitzenburg wird das Geld mit Scheffeln gemessen!"

Wenn im Frühling der Elbstrom sich seiner hemmenden Decke entledigte und die mächtigen Eisblöcke dahinrollten, zermalmt unter der Wucht seiner gewaltigen Brandung, dann erst war das Leben und Treiben dieses Städtchens bedeutsam und erfreulich; die mächtigen Speicher öffneten sich und gleich

Bienen sah man die thätige Schaar von Arbeitern hier unermüdlich wirken.

Die Schiffer rüsteten sich zur längst ersehnten Reise und längs der Boitze lagen die Fahrzeuge, bereit die Producte des Landes aufzunehmen und unaufhaltsam steuerten sie jenem großen Stapel-Platze des deutschen Handels zu, der mächtigen Hansestadt Hamburg. Und dann füllten sich die Straßen und der Markt der Stadt mit Wagen und Karren der von auswärts Kommenden, sowol von den Gütern und Höfen der Großen, als auch mit dem bescheidenen Fuhrwerk der kleinen Pächter und Bauern, und von der Stadt bis zu den Schiffen sah man oft zwei ganze Reihen Fuhrwerk, die eine beladen dahinwogend zu den Schiffen und die andere leer zurückkehrend zur Stadt.

Hans Peter Porten, der Schifferälteste, ein Mann von herkulischer Gestalt und entschlossenem Wesen, der einst drei Reisen nach Hamburg in einer Woche gemacht und mit reicher Ladung zurückgekehrt war, griff in die Taschen seiner weiten Pluderhosen, holte eine Hand voll blanker Zweidrittelstücke heraus und warf sie prasselnd in die Fluthen der Elbe, indem er sagte: „Auf deinen Wogen habe ich's erworben, dir will ich's opfern". — So in Fülle und Uebermuth lebten die guten Bewohner dieser Stadt.

Doch Alles, was Reichthum und Ansehen besaß, wurde überstrahlt von einem Hause, welches man gewohnt war, als das gebietende und tonangebende dieses Ortes zu betrachten. Zwei Brüder, gleich reich und glücklich in ihren Handels-Speculationen, erfreuten sich eines großen Rufes und des unbedingtesten Vertrauens in der ganzen Handelswelt, so daß ihr Ausspruch als Orakel galt.

Sie besaßen selbst eigene große Güter und schöne Land-

häuser und große Gärten vor der Stadt, und bei ihnen zu Gaste gebeten zu sein, war die größte Ehre, die einem zu Theil werden konnte und kein Fürst lebte üppiger wie sie. Auch brauchte sich kein Fürst zu schämen, ein Gastmahl bei ihnen einzunehmen. Die Tafel erglänzte vom feinsten Dammast, so weiß und sauber, wie frisch gefallener Schnee, von den Frauen und Töchtern dieses Hauses selbst gesponnen; denn damals wurde noch fleißig das Spinnrad gerührt und es war der Hausfrau höchster Stolz und Ehre, das feinste Gewebe gesponnen zu haben.

Das Silberzeug war alles gediegen, von schwerem, massivem Silber, die bauchige Rahmkanne und der Zuckerkorb einwendig vergoldet, und die Frauen und Töchter des Hauses hatten noch manches schöne Erbstück von Vätern und Großvätern aufzuweisen: Ringe und Armspangen mit Juwelen besetzt von unschätzbarem Werthe.

Doch schöner als alle Juwelen erglänzte ein feuriges Augenpaar; die rosige Tochter des älteren X., des Hauptes und Führers des X.'schen Hauses, überstrahlte Alles, was Ansprüche auf Reichthum und Schönheit machte. Sie war ganz einfach und sittsam erzogen und hatte sich unter den Augen der Eltern, sich selber unbewußt, zur herrlichsten Jungfrau entfaltet. Sie kannte noch nichts von der Welt und war aufgewachsen im älterlichen Hause im Kreise einiger Jugendgespielen. Unter diesen war ein Knabe, der Nachbarssohn Rudolph, ihr beständiger Gespiele und Begleiter.

Wenn im Frühling zuerst das junge Grün, nach des Winters langer Erstarrung, hervorbrach und die Wipfel der Bäume sproßten, so ging es hinaus auf die Wiesenmatte und Rudolph hatte an langer Leine den Papierdrachen, den er dann hoch hinaus in des Himmels blauen Bogen steigen ließ.

Oh wie klatschte dann die kleine Agnes mit ihren weichen weißen Händchen über dieses schöne Schauspiel. Und Rudolph ließ alsdann Boten auf Boten, in der Gestalt von kleinen Kartenblättern, hinaufsteigen zu dem papiernen Ungeheuer. Oder er fuhr sie in ihrem kleinen Wagen, wenn die Zeit der Erndte herankam, nach dem Garten um Obst für sie zu pflücken. Selbst in die höchsten Gipfel der Bäume wagte sich der unverdrossene Knabe, wenn sie einen Apfel dort oben zu haben begehrte und wenn sie ihn alsdann streichelte und sagte: „Mein guter Rudolph! willst Du mir nicht einen Gefallen thun?" so hätte er sein Leben für sie dahin gegeben.

So waren beide, sich selber unbewußt, herangewachsen und es hatte sich das Mädchen schön und blühend entfaltet, wie eine halbaufgeschlossene Rosenknospe, und aus dem munteren Knaben war ein stiller sinniger Jüngling geworden, dem die ganze Welt nun offen stand. Allein die Welt war für ihn wüste und leer; seine Welt war, so wähnte der träumerische Jüngling, an der Seite seiner theuren Agnes.

— Armer Jüngling! Dein Erwachen wird bald ein schreckliches sein; dein theurer Jugendtraum wird in ein Nichts zerinnen. — —

Rudolph war der Sohn armer, jedoch rechtlicher Eltern und hatte das Tischlerhandwerk erlernt. Nach vollendeter Lehrzeit mußte er seinen Wanderstab nehmen und das Weite suchen. Agnes durfte er in der letzten Zeit nur noch selten und im Beisein der Eltern besuchen; denn der reiche begüterte Kaufherr mochte bereits ahnen, was in der Brust dieses jugendlichen Schwärmers sich rege. Er begrüßte ihn ernst und kalt, ihn, den er früher oft freundlich bei der Hand genommen und manchen schönen Apfel gereicht hatte. Doch so ernst und kalt auch der Vater war, so mild und freundlich strahlten Agnesen's

Augen und ein Blick sagte ihm, daß sie ihn noch liebe. Dies gab ihm Muth sich heimlich ihr zu nahen und eines schönen Sommerabends, — es war am Tage vor seiner Abreise aus dem älterlichen Hause, — suchte er seine Jugendfreundin in den schattigen Gängen ihres väterlichen Gartens auf, und im verborgenen Winkel einer Ligustrum-Laube schwört er ihr ewige Liebe und Treue. Das holde Mädchen schmiegt sich zärtlich ihm an, spricht ihm Muth ein und reicht ihm vertrauensvoll ihre Hand. Ja! auch sie will ihm treu bleiben und sein Bild soll nie aus ihrem Herzen weichen. Ein Kuß auf ihre zarten Rosenlippen besiegelte diesen Bund, und freude- und wonnetrunken eilt er jetzt von ihr, ein ganzes Meer voll Seligkeit im Herzen. Nun dünkt ihm nichts mehr zu schwer, er muß es wagen: der Zukunft Morgenroth winkt ihm durch Nacht und Graus zum schönsten Ziel.

— Du hoffest auf das Wort einer Jungfrau; dein Gemüth ist noch rein, du hast noch nicht des Lebens bittere Täuschung empfunden! — Möchte dir dein süßer Wahn doch nie geraubt werden! — —

Doch was vermag das zarte, kaum zur Jungfrau sich entfaltende Kind, die die Welt nicht, selbst ihr eigenes Herz kaum kennt, gegen den allgebietenden Willen ihres stolzen Vaters, gegen das Anstürmen einer ganzen, im höchsten Glanze ihres Namens und ihrer großen Reichthümer sich brüstenden Familie, die sich sogleich verhöhnt und verspottet sieht, wenn sie nur den Namen dieses armen, unbedeutenden Handwerkerkindes zu nennen wagt.

Sie, die im höchsten Glanze des Reichthums geboren, darf auch nur ihre Augen zu den edelsten Jünglingen ihres Standes erheben, und ihre Hand einem armen Handwerker zu reichen, das wäre ja ein Schimpf für die ganze Familie. Einem

reichen Vetter, der erst kürzlich aus Bremen zurückgekehrt ist, woselbst er als Volontair bei einem der ersten Handlungshäuser gewesen und sich durch seine üppige Verschwendungssucht ausgezeichnet und schon Tausende unnütz vergeudet hat, soll sie ihre Hand reichen, damit, wie der alte X. sich ausdrückt, das Vermögen beisammen bleibe. Man hofft, daß die sanfte und edle Jungfrau ihn auf bessere Wege zu leiten verstehe und daß er unter der Leitung seines Vaters, des jüngern X., ein ordentlicher und fleißiger Mann werde. Der Junge hat sich nur erst die Welt besehen müssen und deshalb hat der Vater auch kein Geld gespart, damit er seines Standes gemäß auftreten könne.

Agnes seufzet, klagt und weint; sie kann den Vetter nicht leiden, der ihr mit seinem süßen, frivolen Lächeln und seinen schlechten Witzen höchst lästig und verächtlich erscheint, besonders da er Alles, was arm ist und nicht, wie er, auf seinen vollen Geldbeutel zu pochen versteht, schonungslos durch beißende Satyre zu geißeln sich erdreistet.

Allein was hilft es, der Vater befiehlt und die Mutter, stets gewohnt, dem Vater zu willfahren und in denselben hochtrabenden Grundsätzen erzogen, weiß die Tochter dahin zu bereden, daß sie ja ihr Glück begründen wollen und sie unmöglich jemals daran denken könne, einem armen, simplen Handwerker, selbst wenn er auch sein Geschäft bis zur höchsten Vollkommenheit betriebe, ihre Hand zu reichen; denn sie müßte ja, wenigstens nach ihrer, der Mutter festen Ueberzeugung, ihr ganzes Leben lang höchst unglücklich werden. Doch eine Partie mit ihrem reichen, feingebildeten Vetter sei ein Glück für sie, worüber sie von den Ersten ihres Standes beneidet würde.

So stand denn das arme, schwache Mädchen rath- und thatlos zwischen der ganzen Familie und mußte sich endlich,

wie sie nicht anders von Jugend auf gewohnt war, in den Willen der Eltern fügen.

Sie schrieb heimlich an ihren Rudolph: „Wenn Du die Umstände näher erfährst, weshalb ich so und nicht anders habe handeln können, so mußt Du, um der großen Liebe willen, die Du stets mir bewiesen hast, mir verzeihen. — Ich konnte wol über mein Herz gebieten, und dieses gehört Dir und wird auch ewig Dir gehören; allein über meine Hand durfte ich nicht verfügen. Ich mußte meinem Vater gehorchen, wenn ich nicht seinen Fluch auf mich laden wollte. — Nur einzig aus diesem Grunde will ich meinem Vetter die Hand reichen. Ich will es versuchen ihn achten zu lernen; allein lieben kann ich ihn nicht. Dies habe ich ihm schon mit Freimuth erklärt und glaubte, er würde nun freiwillig von meiner Hand ablassen, da er mein Herz nie besitzen kann; allein er lächelte süß und sagte: Ich will jetzt nicht weiter in Dich dringen, allein mit der Zeit, so hoffe ich, wirst Du mich näher kennen und lieben lernen. Sei getrost mein guter Rudolph, wenn auch hier gewaltsam getrennt, so sehen wir uns gewiß einst dort oben wieder, um uns nie wieder zu trennen. Das soll mein Trost und meine Hoffnung sein! —"

Rudolph war beim Empfang dieses Briefes wie vernichtet; daß auch sie wider Willen von ihm gerissen und vielleicht unglücklich wurde, war sein größter Schmerz. Endlich nach langen Leiden, fand wie ein Tropfen mildernden Balsams, der Gedanke Eingang in seine Seele, daß wenn sie auch für diese Welt für ihn verloren sei, ihre Liebe ihm doch ewig bleiben würde. Doch wer ihn sah, der kannte ihn kaum wieder, so sehr hatten ihn die Leiden entstellt. Einsam und trübsinnig schlich er gleich einem Schatten einher.

II.

Wenn man die Straße zum Hamburger Thor hinausging und durch das alte dunkele und niedrig gewölbte Thor endlich ins Freie gelangte, so gewährt eine liebliche Hügelkette, welche sich längs der Stadt bis an das Ufer der Elbe und von dort bis an die Lauenburger Grenze erstreckt, einen anmuthigen Anblick, besonders da die Höhen größtentheils mit nieblichen Baumgruppen gekrönt sind.

Unter diesen Höhen ragt besonders der Tannenberg hervor, welcher ungefähr in gerader Richtung mit dem Thore liegt, ein hoher runder Berg, mit schlanken Tannen bewachsen. Von hier aus breitet sich vor unsern Augen die lieblichste Aussicht über das ganze Thalgebiet der Stadt und weiter hinaus über die Elbe, bis tief ins Hannoversche hinein, aus. Drei Thürme Lüneburgs ragen aus weiter Ferne hervor und längs des Elbufers reihet sich Dorf an Dorf, mit Kirchthürmen und Windmühlen und gewährt, bei einer üppigen blühenden Vegetation, einen überraschend schönen Anblick. Dieser Berg nun war auf seinem Gipfel geebenet, mit schwellenden Moossitzen umgeben und zum Vergnügungsort der Boitzenburger ausersehen. Hier schwelgten ehemals die guten Vorfahren der Stadt bei Spiel und Tanz, oft bis tief in die Nacht hinein und zogen dann bei Fackelglanz singend und jubelnd nach Haus. — Doch an dem Fuße dieses Berges da ruhen in geweihter Erde die seelig entschlafenen Lieben. Der Berg begränzt den Friedhof der Stadt. — Daher war es schon für Manchen längst ein Aergerniß gewesen, wenn die muthwillige Jugend dort oben so tobte und lärmte und alte fromme Mütter weissagten einem solchen losen Treiben kein gutes Ende. Hier war schon oft der Tummelplatz der X.'schen Familie und derer, die sich ihrer

Gunst erfreuten, gewesen und bald sollte er der Schauplatz eines großartigen Festes werden.

Der Tag der Verlobung der liebenswürdigen Agnes mit dem reichen Vetter fiel gerade auf Johannis, inmitten der schönsten Jahreszeit und sollte deshalb auch auf würdige Weise durch eine ländliche Partie gefeiert werden. Man hatte beschlossen eine Ausflucht nach dem Tannenberge zu machen und dort oben die schöne wonnige Sommernacht bei Spiel und Tanz zu verbringen, und das Fest mit einem großartigen Fackelzuge zu beschließen.

Unser armer unglücklicher Rudolph hatte nicht Rast noch Ruhe in der Fremde; — noch einmal wollte er seine theure Agnes sehen, aus ihrem eigenen Munde das Bekenntniß ihrer Liebe hören und dann in stiller Ergebung sein Leben beschließen. Doch ach! er wird höhnisch von der Pforte ihres Hauses zurückgewiesen, sie bleibt für ihn unzugänglich und nicht das geringste Zeichen seiner Nähe gelangt zu seiner geliebten Agnes.

Der Verlobungstag nahet. Alles, was auf Schönheit, Glanz und Reichthum in der ganzen Stadt und Umgegend Ansprüche machen kann, wird geladen um dies Fest zu verherrlichen. — Großartig sind die Vorbereitungen und ganz dem Glanze dieses Hauses würdig. Die ganze Stadt ist in ungewöhnlich froher Aufregung, denn Alles ist mittelbar oder unmittelbar beschäftigt, um zu dem Glanze des Festes das Seinige beizutragen.

Nur einer schleicht, fast ungesehen und ungekannt, scheuen trüben Blicks umher und sucht unter den schattigen Gängen der laubumkränzten Höhen Trost und Ruhe für sein wundes, krankes Herz.

Rudolph schleicht dem Tannenberge zu.

Wie nun am Abend die Schatten länger werden und die

Sonne sinkt, setzt der Zug sich in Bewegung. Voran das Brautpaar, in Begleitung ihrer Eltern, in der glänzend geputzten Staatskarosse des Hausherrn, bespannt mit den vier kohlschwarzen Leibrossen desselben. Darauf, auf großen Wagen, mit Laub und Blumen geschmückt, ihre Jugendgespielinnen und Freundinnen und der ganze Zug der übrigen Gäste, mit einander wetteifernd im festlichen Schmucke.

So gehts hinauf zum Tannenberge.

Ein glänzendes Mahl empfängt die Gäste und nach dem Schmause ladet die Musik zum frohen Tanze. Die heiterste Stimmung beseelt die ganze Gesellschaft, und immer heißer rollt das Blut in den Adern und immer rascher fliegen die Accorde und fort wogt der Tanz in rasender Eile über den improvisirten Tanzsaal.

Und siehe da! wie nun um die Mitternachtsstunde die Lust ihren höchsten Grad erreicht hat und die schmetternde Posaune weithin im Echo verhallt, da erwachen über diesen heidnischen Lärm die dort unten so lange in Frieden Ruhenden und die Gräber thuen sich auf und unter ihnen drehen sich im wilden Tanze die längst Begrabenen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel steht vor dem jungen Bräutigam, der noch so eben im trunkenen Uebermuthe die Todten verlästerte, ein scheußlich dürres Todtengerippe und grinst ihn an mit kahlem Schädel.

Und wie von der Hand des Todes berührt, sinkt er lautlos zu Boden. —

Von wildem Entsetzen ergriffen stürzt Alles in jäher Flucht den Berg hernieder, und eilt, als wären sie von den Furien der Hölle gejagt, in großer Verwirrung zur Stadt. Und der Mond warf sein bleiches Licht durch die zertheilten Wolken und beleuchtete diese grauenhafte Scene.

Agnes hatte nicht mehr getanzt, sondern war, mit tiefer Wehmuth im Herzen, auf eine nahe Moosbank gesunken. Das allgemeine Entsetzen macht sie auf einen Augenblick erstarren, darauf sinkt sie mit einem durchdringenden Schrei zu Boden. Doch in dem Augenblick tritt Rudolph, welcher sich in dem Schatten einer dunkelen Fichte verborgen, hervor und erfaßt sie mit kräftiger Hand. — Sie öffnet noch einmal das erstarrte Auge und sieht sich von ihrem Rudolph umschlungen. Sein Gesicht, vom Monde bestrahlt, schaut so unheimlich, so starr und kalt auf sie, daß sie sich von den Armen eines Todten umschlungen wähnt; ihr schwaches Haupt sinkt zurück, ihr schwinden die Sinne und bewußtlos wird sie auf seinen Armen zur Stadt getragen.

Sie kömmt nicht wieder zum Bewußtsein, sondern ein hitziges Nervenfieber wirft sie aufs Krankenlager und nach acht Tagen unendlichen Leidens, schlummert sie mit dem Rufe: „Rudolph, mein Rudolph! Du winkst, ich folge Dir!" sanft hinüber ins bessere Jenseits.

Den jungen X., ihren Verlobten, fand man am Morgen dieser grauenhaften nächtlichen Scene todt und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt im feuchten Grase liegen. Mit ihm starb der letzte männliche Sprosse des jüngeren X.'schen Hauses.

Rudolph eilte, nachdem seine Geliebte ihm durch den Tod entrissen, fort von dieser Stätte der Trauer und des Entsetzens und zog weit hinaus in die Welt. Seine Vaterstadt sah ihn nie wieder; doch wollte man Kunde davon erhalten haben, daß er über das Meer in einen fremden Welttheil gezogen, obgleich von dort jegliche Kunde über ihn fehlte.

Der Tannenberg war von dieser Zeit an öde und verlassen, kein Tanz und Gelage fand daselbst mehr statt. Jedoch ein Heer von Krähen wählten sich fortan die schlanken Tannen zu ihrem Wohnsitz und erfüllten weithin die Luft mit ihrem widerlichen Geschrei.

Die Familie X. sank nach und nach immer mehr von dem Gipfel ihres Glanzes und Reichthums herab, und der letzte Sprosse des älteren Hauses, welcher nicht das Genie und das Glück seiner Vorfahren besaß, wol aber den alten Stolz und Dünkel bewährte, verschleuderte in unmäßiger Verschwendung die letzten Trümmer dieser ehemals großen Reichthümer und starb dann, verachtet und verlassen von allen früheren Tafelfreunden und Schmeichlern, in Armuth und Elend.

Doch die Zeit, welche jegliche Wunden heilet, wirft auch über Jegliches den Schleier der Vergessenheit, und so ist auch auf diese Zeit eine andere gefolgt und dies Bild ein anderes geworden. Die schlanken Tannen sind durch die Axt gefallen und der Krähenschwarm, worin man glaubte die Seelen der aus ihrem Todesschlummer Gestörten zu erblicken, die vergebens nach Ruhe suchten, ist nun verscheucht, und an der Stelle, wo wildes Gesträuche wucherte und noch halb verfallene Moosbänke aus dem Dickicht hervorblickten, sind nun schöne Anlagen gemacht und bequeme und zierliche Fußpfade führen nun wieder bis zum Gipfel hinauf und schöne Blumenbeete und Zierpflanzen erfreuen das Auge, und liebliche Grotten laden zur Ruhe ein.

Doch hoch oben vom Gipfel des Berges ragt jetzt das Kreuz Christi über die weite Ebene und der ganze Berg ist geweihet von der Hand des Predigers zur Ruhestätte für die selig Entschlafenen und wird Kreuzberg fortan genannt. Und der Frevel ist gesühnt und friedfertig und gottergeben wandern jetzt die Lebenden an den Ruhestätten der Dahingeschiedenen

und pflanzen Blumen auf die Gräber und winden Kränze für ihre Lieben. Und kein wildes Gelage, kein rauschender Tanz und Musik wird jemals ihre Ruhe wieder stören.

Die Heilquelle am minzower Wege bei Röbel.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Nach dem Dorfe Minzow, dessen schon in alten Urkunden und Sagen Erwähnung gethan wird und das mit seiner ganz aus groben Granitblöcken aufgeführten Kirche in das graue Alterthum mecklenburgischer Geschichte hinüberreicht, führt von Röbel aus durch fruchtbare Aecker eine breite Straße, die einst der Schauplatz regen Lebens war. Wer zu früher Morgenstunde des Weges kam und die Menge der Menschen zu Fuß und Wagen sah, hätte schwerlich eine Ahnung von dem Zwecke der Absicht dieser Wanderer gehabt; er hätte nicht gewußt, daß es des Leibes Noth und Krankheit und einer Quelle wunderbare Heilkraft war, wodurch so Viele in der Morgenstunde hierher geführt wurden.

Wie zu der Zeit, als der Herr auf der Erde wandelte, viele Blinde, Lahme und Dürre in dem Wasser des Teiches Bethesda von ihren Krankheiten und Gebrechen genasen, — Evang. Joh. 5, — so war auch in der Vorzeit in dem minzower Wege ein Heilbrunnen, dessen segensreiche Wirkungen an Kranken aller Art bis in die fernsten Gegenden gekannt und gepriesen waren. Besonders war es an frühem Morgen, daß der Brunnen reichlich fluthete und dann eine große Heilkraft äußerte. Zu dieser Zeit kamen die Bewohner der Stadt

und schöpften des Brunnens gesegnetes Wasser zu Trank und häuslichem Gebrauch, und viel Leben und Bewegung zeigte sich dann auf dem Brunnenwege. Von Nah und Fern kamen Kranke, die mit Fiebern, Geschwüren und anderen körperlichen Leiden behaftet waren und tauchten ihren Leib in die Heilquelle, worauf sie alsbald genasen. Auch Gesunde kamen hierher und tranken zu erhöheter Kräftigung das Wasser.

So war die Quelle weithin gekannt und von Gesunden und Kranken besucht, und wer hier von seiner leiblichen Noth befreiet war, pflegte späterhin gern immer noch einmal wiederzukommen und in dankbarer Erinnerung der empfangenen Wohlthaten am Brunnen zu verweilen.

Aber neben der großen Zahl derer, denen der Brunnen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe war, fanden sich doch in Röbel Manche, denen er zu Aergerniß gereichte und die ihn seines Daseins zu berauben suchten. Es lag nämlich die Heilquelle in der Mitte jenes Weges und verursachte dadurch sowol den Reisenden manche Unbequemlichkeiten, als sie auch den Besitzern der angrenzenden Aecker kleine Nachtheile zufügte, weil sie hin und wieder bei großem Wasserreichthum die Saaten überschwemmte. Darum war man vielfach bemüht, den Brunnen zu verschütten. Sand, Steine und Buschwerk ward in großer Masse in die Quelle geworfen, und oft war am Abend nach solch feindlichem Gebahren ihr stilles Rauschen verstummt. Wenn aber der Morgen anbrach, war Alles wieder hinweggeschwemmt und silberhell entquoll das gesegnete Wasser dem Grund der Erde, Durstigen zu fröhlicher Labe, Leidenden zu Trost und Hülfe. Die Bemühungen wiederholten und verdoppelten sich; immer derselbe Erfolg: der Abend brach trauernd über die versiegte Quelle herein und im Morgenlichte erglänzte sie in frölichem Leben. So war

man denn zur Freude so vieler Leidenden dieser feindlichen Bemühungen müde geworden und fügte sich in das Unabänderliche.

Doch, eines Morgens, als nach gewohnter Weise Dieser seinen Krug und Jener sein herbes Weh zum Brunnen trägt, erkennt man die Stätte nicht mehr, die so Viele dahingeführt hatte. Die Quelle ist versiegt! Keine der Blumen, die an ihrem Rande ein fröhliches Gedeihen fand und ihren Kelch lieblich der Sonne erschloß, ist zu sehen! Nur kleines Gerölle deutet auf den früheren Gang des Wassers hin; die Straße ist eben. Bestürzung ergreift die Gekommenen; man weiß sich dies neue Wunder nicht zu deuten. Sie werden von Furcht und Hoffnung an die Stätte gebannt; suchend schaut das Auge in die Ferne, horchend lauscht das Ohr nach der Quelle freundlichem Murmeln. Sie ist auf immer verstummt.

Die Harrenden gehen endlich in die Stadt zurück und erzählen, was sich zugetragen, und von Haus zu Haus geht die traurige Kunde. Da hört man denn, daß in der Nacht ein böswilliger Mensch in frechem Uebermuth den Brunnen geschändet und entweihet habe. —

Wol kam noch oft in des Morgens früher Stunde mancher Leidende und Kranke zum Heilbrunnen, nach seinem gesegneten Wasser verlangend; — aber nimmer floß die klare Quelle wieder, und es bezeichnet jetzt nichts mehr ihren einst so reichlich gespendeten Segen, als der Name des Ackers*), dem sie entquoll.

---

*) Das umliegende Feld heißt noch heute „am Brunnen“.

Der Herausg.

Des frommen Trompeters Untergang auf der Elbe bei Wrodà, unweit Dömitz.

Früh Morgens sattelte ein Husaren-Trompeter in der preußischen Stadt Lenzen seinen Schimmel und ritt hinaus zum Thore, der nahen Elbe zu. Es war im Frühlinganfang; noch bedeckte zwar dickes Eis den mächtigen Strom, aber schon begann es sich zu lösen und morsch zu werden und somit die Passage nach dem jenseitigen Ufer zu stören.

Ein frischer Westwind hatte sich erhoben, als der Reiter bei dem Wasser anlangte. Trotz der warnenden Worte eines alten Fischers, — der den plötzlichen Eintritt des Eisganges wol kannte und also auch wußte, wie gefährlich es oft werden könne, die Elbe zu einer solchen Zeit zu überschreiten, — gab er doch furchtlos seinem Pferde die Sporen und sprengte hinauf auf die glanzlose Eisfläche, um so schnell als möglich das gegenüber liegende hannöversche Gebiet zu erreichen. Er hatte dort ja etwas Wichtiges zu besorgen, und gerne wollte der an Disciplin und Gehorsam gewöhnte Krieger auch seinen Auftrag ausführen.

Kaum aber hatte der wackere Husar die Mitte des Stromes erreicht, als es plötzlich unter ihm donnerte und krachte und ein furchtbares Heulen und Dröhnen die Luft erschütterte. Mit dumpfen Knallen, gleichsam als würden Kanonen gelöst, sprang und zerborst das Eis und aus den tiefen Rissen quoll sofort, zischend und schäumend das Wasser hervor.

Schon begann sich das Eis unter seinen Füßen in Bewegung zu setzen und von den sich immer mehr Bahn brechenden Wellen mit fortgerissen zu werden. Der alte Soldat,

keine Angst und Furcht kennend, gab seinem Rosse auf's Neue die Sporen. Hochauf bäumte sich das edle Thier, schon setzte es an zum mächtigen Sprunge, doch scheu wich es wieder zurück; es war unmöglich die nächste große Eisscholle zu erreichen, ein zu breiter, wild schäumender Wasserstrom lag dazwischen. Schnell wendete der Reiter sein Pferd auf die andere Seite, aber auch hier war es nicht mehr möglich sicheres Eis, geschweige denn festen Boden zu erreichen. Allenthalben umgaben ihn brausende, schwarzgraue Wellen, in denen sich klirrend und einander zerschmetternd große und kleine Eisblöcke bewegten. Der arme Trompeter befand sich mit seinem Pferde auf einer großen Eisplatte, die wie ein Floß in dem wilden Durcheinander von Eis, Wasser und Schaum umhergeworfen wurde.

Und immer wüthender tobte der Elbstrom; immer neue Eisberge thürmten sich auf, stürzten zusammen und verschwanden wieder; immer höher erhoben sich die Fluthen, Alles zerstörend und vernichtend, und immer schneller trieb der Reitersmann dahin, den Strom hinunter, jeden Augenblick seinen Untergang erwartend; denn wie leicht und schnell konnte nicht auch sein schwaches Fahrzeug in die Tiefe geschleudert, zerschellt und zertrümmert werden.

Viel Volks hatte sich nach und nach an beiden Ufern gesammelt und sah mit klopfenden Herzen dem traurigen Schauspiele zu. So gerne auch mancher Brave helfend hervorgetreten wäre, so gerne auch Dieser oder Jener Alles gewagt hätte, um den Unglücklichen zu retten, es wäre doch vergebens gewesen, und nur seinen eigenen gewissen Untergang würde er dabei gefunden haben. Sie alle, die kundigen Leute wußten dies nur zu gut; ach sie wußten nur zu gewiß, daß hier menschliche Kraft und Hülfe nichts mehr vermöge, daß

der alte Husar rettungslos verloren sei. Und er selbst sah und fühlte dies auch vollkommen, darum bereitete er sich nach alter Kriegermanier gefaßt auf sein nahes Ende vor. Hatte er doch schon in so mancher blutigen Schlacht unerschrocken dem Tod in's Auge gesehen, deshalb zitterte er auch jetzt nicht. Ruhig stieg er vom Pferde, hing die Zügel seines treuen Schimmels über den rechten Arm, entblößte darauf sein graues Haupt und verrichtete ein kurzes Stoßgebet, indem er Gott um ein seeliges Ende bat. Dann setzte er die Bärenmütze mit den flatternden rothen Schnüren und dem wallenden Haarbusche wieder auf, nahm die Trompete von der Schulter und begann mit tiefer Rührung das alte herrliche Kraft- und Kernlied unserer lutherschen Kirche: „Nun danket Alle Gott" anzustimmen. Und durch das Brausen und Toben der Elemente drangen weithin, ernst und feierlich die reinen Klänge des frommen Trompeters.

Es war ein erschütternder, ein schrecklich erhabener Anblick, der sich dem zuschauenden Volke jetzt darbot. Hoch aufgerichtet, sicher und fest wie eine Eiche im Sturme, stand er da, der alte markige Husar auf seiner zerbrechlichen, mit rasender Eile dahinschießenden Eisscholle. Zu seiner Rechten aber schnaufte, ebenso ruhig, stolz und muthig wie er selbst, sein prächtiger Schimmel, sein treuer Gefährte in Freud und Leid, in Krieg und Frieden. — So manches Jahr schon hatte das kluge Thier dem Alten gedient, hatte stets Gutes und Böses kameradschaftlich mit ihm getheilt und ertragen, deshalb schien es denn auch jetzt nicht, in der letzten Stunde seinen Herrn verlassen zu wollen, sondern treulich bei ihm auszuharren, um an seiner Seite mit unterzugehen. — Keine Spur von Unwillen oder Unmuth war in dem ehrwürdigen, wettergebräunten Gesichte des alten Kriegers zu entdecken, wol aber

leuchtete deutlich aus demselben fromme Ergebung in des Höchsten Willen hervor; wahre Seelenruhe, himmlischer Frieden verklärte seine ernsten, schönen Züge.

Und immer kräftiger, immer durchdringender und herrlicher entströmten die frommen Melodien den Lippen des begeisterten Trompeters, wie überirdische Töne aus höheren Himmeln erklangen sie und drangen tief, tief in die Seele des am Ufer versammelten Volkes. Ein heiliger Schauer durchzitterte Aller Herzen und hingerissen von höchster Bewunderung, ergriffen von tiefster Rührung trauerte und weinte Alles um des braven Kriegers Geschick. Selbst der abgehärtete, rauhe Bootsmann zerdrückte ergriffen eine Thräne zwischen den grauen Wimpern und flehete still zu Gott, um ein baldiges seeliges Ende für den frommen Husaren.

So trieb er blasend fort, die Elbe immer weiter hinunter, an Dömitz vorbei, und viel Leute aus der Stadt und Festung sahen ihm bewundernd nach mit feuchtem Auge und inniger Betrübniß. Eben hatte er die letzten Strophen des zweiten Verses:

„Und uns in Seiner Gnad'
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlösen hie und dort.“

beendet, und schon begann er auch den dritten und letzten Vers anzustimmen, als plötzlich, in der Nähe des Gehöftes Broda, ein hoher Eisberg wankte und vorüberstrürzend Alles mit sich fort in die Riefe riß. Hoch auf spritzte der weiße Gischt, und verstummt war das fromme Lied, verschwunden war der wackere Trompeter und sein Roß. —

Und fort und fort brauseten die Wellen; dumpfer heulte der Sturm. Immer schauriger erklang das Tosen der empörten

Elemente, die im grausigen Chore dem verschlungenen frommen Reitersmanne ein Todtenlied sangen. —

Lange schon ist's her, als sich vorstehende Begebenheit zugetragen haben soll, doch lebendig und frisch hat sich die Sage davon bis jetzt erhalten, und wol Jedermann in der Stadt und Festung Dömitz, wie auch in den nahen, an der Elbe gelegenen Dörfern weiß vom frommen Trompeter und seinem heldenmüthigen Tode zu erzählen.

Wenn's im Frühling draußen heult und tobt; wenn das Eis auf der Elbe unter fürchterlichem Donnern und Heulen plötzlich zerspringt und sich nach und nach in Bewegung setzt, Alles mit sich fortreißend, Alles vernichtend und zerschmetternd, was sich hemmend in den Weg stellt; wenn sich die Schollen häuserhoch aufthürmen, zu gewaltigen Eisbergen, die sich mit ungeheurem Getöse gegenseitig zersplitternd und zermalmend in die Tiefe stürzen, daß es weithin dröhnt und kracht, daß die Splitter rings umherfliegen und Wasser und Schaum hoch in die Lüfte spritzen; wenn dann die Strandbewohner mit Schaudern und Schrecken an die Unglücklichen denken, die sich während dieser schrecklichen Revolution auf der tückischen, kurz zuvor noch so ruhig und sicher scheinenden Eisdecke befinden; wenn sie ihren gewissen Tod beklagen und ein stummes Gebet für ihre Rettung zum Himmel senden, dann tritt ihnen wiederum die Sage vom Untergange des Trompeters so recht anschaulich und grell vor die Seele, und mit frommen Grausen erzählen die Alten dann den hochaufhorchenden Kleinen, wie kühn und muthig der alte Husar und sein prächtiger Schimmel in den Tod gegangen. Mit lebhaften Farben malen sie ihnen dann aus, was der alte Reitersmann wol gelitten, als er, seinen Untergang jeden Augenblick erwartend, auf der zerbrechlichen

Eisscholle dahin getrieben sei, wie geduldig und ergeben er sich aber in Gottes Willen gefügt, wie rührend und herzerschütternd es gewesen, als er „Nun danket Alle Gott" geblasen; wie dann plötzlich sein herrliches Lied verstummt, wie er untergegangen und in den dunklen Fluthen seinen seeligen Tod gefunden habe ꝛc. Und doppelt werden die Kleinen ergriffen, wenn sie dann mit noch nassen Augen durch's Fenster hinaus blicken auf den wilderregten Elbstrom. Sinnend lassen sie alsdann noch einmal die eben gehörte Begebenheit in ihrer ganzen Größe und Erhabenheit vor ihrem jungen Geiste vorüberziehen; denn so ganz können sie sich ja die Sage des frommen Trompeters vergegenwärtigen, sich Alles so recht lebhaft denken und vorstellen. Und tief und bleibend ist der Eindruck, den diese Geschichte auf das kindliche Gemüth machte, noch für's ganze Leben. Sind sie nach Jahren aber selbst alt geworden und die Elbe geht dann im Frühling wieder auf, so erzählen auch sie den Kindern wieder, was sie in ihrer Jugend vom alten seeligen Großvater oder der alten Großmutter, die schon längst beim Herrn sind, gehört haben.

So ist's denn nun gekommen, daß diese Sage, — obgleich sie bis jetzt vielleicht noch nicht niedergeschrieben und gedruckt war, — sich so besonders frisch und lebendig in dortiger Gegend erhalten hat. Es bildet dieselbe ja gleichsam ein Stück aus dem Leben der guten Elbufer Bewohner, — denn fast jährlich fordert der mächtige Strom beim Eisgange sein Opfer, — und deshalb hat sich denn die alte Geschichte vom Trompeter, allein schon durch mündliche Ueberlieferung, unverkümmert bis auf das jetzige Geschlecht fortgepflanzt. Möge das noch ferner so bleiben und somit des alten heldenmüthigen Husaren gerechter Ruhm noch lange fortleben und gepriesen werden! —

Die geblendeten Leute und das behexte Mädchen zu Neubrandenburg.

(Von F. C. W. Jacoby in Neubrandenburg.)

Was in Neubrandenburg geschehen
Zur Zeit, als Geister man gesehen,
Als Zauberer und Hexen lebten;
Die Menschen all' in Aengsten schwebten
Ob Teufelsbann und Hexerei,
Ob Augenblenden und derlei,
Davon will ich jetzund erzählen
Ein Stück — ob's wahr — soll mich nicht quälen.

Auf freiem Markte rief ein Mann:
„Ihr Leute kommet näher 'ran,
Seht diesen starken, langen Baum,
Der hier jetzt steht auf off'nem Raum
Und nicht durchbohrt im Innern ist,
Durchkrieche ich in kurzer Frist;
Paßt auf, jetzt geht das Schauspiel an,
Jetzt schaue recht auch Jedermann!"

So Viele auch da um ihn stehen,
Sie ihn den Baum durchkriechen sehen,
Vor ihren Augen wunderbar
Stellt sich das selt'ne Schauspiel dar.

Da kommt die Straß' von ungefähr
Ein Mädchen mit dem Krautsack her,
Das hat gefunden bei dem Pflücken
Ein Kleeblatt mit vier Blätterstücken.

Und als sie's hielt in ihren Händen
Ward sie verschont vom Augenblenden;
So sah sie ohne Trug und klar,
Daß jener Mann ganz offenbar
Den Baumstamm lang kroch obenhinn
Und sprach's auch aus mit off'nem Sinn:
„„Was steht Ihr hier und gafft das an,
Was der thut, das kann Jedermann,
Er kriecht ja oben nur herum,
Oh lieben Leut', was seid Ihr dumm!““

Doch Jener hört kaum ihre Stimme,
Als er in fürchterlichem Grimme
Sie öffentlich behext, verflucht,
Daß eilig sie das Weite sucht.
Von Stund an ward sie krumm und lahm,
Zu Füßen nie sie wieder kam,
Was man an Mitteln auch ersann,
Sie blieb behext, im Teufelsbann;
Und ist erst durch den späten Tod
Befreit von aller Leibesnoth.

Warsow's erste Glocke und die Blutstropfen auf derselben, zwischen Schwerin und Hagenow.

Als das Christenthum sich immer mehr in unserm lieben Mecklenburg ausbreitete, als die Tempel der Heiden immer mehr sanken und an ihrer Stelle sich christliche Kirchen und Capellen erhoben, da begann auch die zwar sehr arme Christen-

gemeinde in Warsow, voll gläubigen Vertrauens, sich ein kleines Gotteshaus zu bauen. Gerne hätte sie, als es fertig war, auch wie all die Kirchen der benachbarten Gemeinden, eine Glocke gehabt, doch sie war leider zu arm; ihr frommer Wunsch mußte einstweilen noch unerfüllt bleiben.

Nach einigen Jahren aber schon war es den Bemühungen der warsower Gemeinde im Vereine mit ihrem braven Geistlichen gelungen, soviel Geld zusammenzubringen — theils durch eigene Ersparung, theils durch die Hülfe des Landesfürsten und sonstiger wohlhabender Gönner und Freunde, — um sich eine kleine Glocke, die damals viel kostbarer war, als jetzt, anschaffen zu können.

Man trat also dieserhalb mit einem tüchtigen Meister aus Schwerin in Unterhandlung, den Guß der Glocke an Ort und Stelle vorzunehmen. Bald war man sich einig, worauf denn auch alsbald der Glockengießer mit seinem Lehrlinge und den nöthigen Metallen und Werkzeugen in Warsow eintraf. Sofort errichtete er einen Schmelzofen und begann die Ausführung der Glockenform. Rüstig schritt die Arbeit vorwärts; nach einigen Tagen schon war sie soweit gediehen, um den Guß vornehmen zu können.

Mit Blitzesschnelle hatte sich die frohe Botschaft durch Warsow und die sonst noch nach dort eingepfarrten Ortschaften verbreitet. Und Alles strömt im Sonntagsputze, den Geistlichen an der Spitze, am Morgen des betreffenden Tages herbei, um Zeuge dieser für die Gemeinde so wichtigen Begebenheit zu sein.

In dichten Gruppen, mit ängstlich klopfenden Herzen und fromme Gebete für das Gelingen des Werkes zum Himmel sendend, umstand das Volk den Ort, wo der Guß stattfinden sollte. „Alles in Ordnung?“ erscholl's endlich aus der rauhen

Kehle des Glockengießers, und ein ruhiges „Ja!" des Lehrburschen antwortete auf die Frage seines Meisters. Dieser schritt sodann an den Ofen; ein kräftiger Ruck, und feuerroth schoß der glühende Strom der Glockenspeise hervor und ergoß sich donnernd in die Lehmform.

Als das Erz erkaltet, wurde der Mantel gesprengt. Ein lauter Fluch des Meisters drang gleich darauf durch die lautlose Stille und verkündete dem Volke, daß der Guß mißrathen sei. Bald gewahrte auch Jedermann einen großen Riß in der Glocke, und stille und traurig ging die Menge auseinander.

Der Meister aber begann fluchend sofort wieder bei der Bildung einer neuen Form. Als dieselbe, nach Verlauf einiger Tage, wieder fertig, als das ängstlich harrende Volk sie wieder umstand, begann der neue Guß. Und der neue Guß mißlang wieder; die Glocke zeigte diesmal einen noch größeren Riß und ein noch gräßlicherer Fluch entströmte wieder den vor Zorn und Wuth bebenden Lippen des Meisters, der Alles zurücke lassend, Gott lästernd davon eilte.

Da trat der jugendliche Lehrling, eine edle Knabengestalt hervor und sich an die schaudernde Menge wendend sprach er also: „Vergönnt's mir jetzt, daß ich in Gottes Namen einen neuen Versuch mache und mit Seiner Hülfe einen dritten Guß wage!" Und Alles stimmte dem Lehrjungen bei, der so vertrauungsvoll, so einfach und doch so erhaben gesprochen hatte und rief des Höchsten Segen und Beistand über sein Unternehmen hernieder.

Nach kurzer Zeit schon waren die Vorarbeiten glücklich beendet; mit größtem Fleiße, von des Morgens früh bis zum späten Abende war der unermüdliche Lehrling thätig gewesen. Und Alles rüstete sich schon auf den folgenden Morgen, wo, wie es hieß, der neue Guß vor sich gehen sollte; auch diesmal

wollte wieder, wie die beiden ersten Male, die ganze Gemeinde dabei zugegen sein.

Doch als der Abend kaum dämmerte, da warf der Bursche schon das Erz in den Ofen, um es zu schmelzen. Noch in der Nacht wollte er den Guß vollziehen, damit wenn am Morgen die Leute kämen, die Glocke schon fertig sei. Und wie die Speise flüssig war, fiel der fromme Junge auf die Knie und flehete stille und ungesehen zum Allmächtigen, um Segen und Gedeihen. Denn, an Gottes Segen ist ja Alles gelegen! und das wußte, so dachte auch er. Und Gott der Herr sah gnädig hernieder auf den Betenden und erhörete sein Flehen.

Getrost und voll gläubigen Vertrauens, mit den Worten, „so gedeihe denn in Gottes Namen!“ zog jetzt der Knabe den Hahn auf und ließ das flüssige Erz in die Form fließen. Als sie erkaltet, schwang er rüstig den Hammer. Ein freudiges Ah! entströmte bald seinen Lippen; denn herrlich und prächtig stand die Glocke da vor seinen entzückten Augen, ohne Makel und Fehler. Der Guß war nicht allein gut, er war vorzüglich gerathen, und mit Recht konnte die Glocke als ein Meisterstück gelten.

Noch stand er da, im freudigen Betrachten seines Werkes versunken, als plötzlich und unerwartet sein Meister herzutrat. Kaum hatte dieser den gelungen Guß erblickt, als er auch schon wüthend auf den armen Knaben lossprang. — Das hatte er nicht geahndet, daran hatte er nie gedacht, daß sein Lehrbursch selbst schon ein Meister, ja daß er tüchtiger als er selbst sei. — Neid und Haß kochte in seiner elenden Brust; außer sich vor Zorn riß er sein Messer aus dem Gurte und stieß es tief, tief in's reine Herze des Knaben. Hochauf quoll ein Bluthstrahl, entseelt sank er hin über sein Meisterwerk und färbte es roth mit seinem jungen Blute. —

Der schändliche Mörder aber ergriff die Leiche seines kaum verröchelten, unschuldigen Schlachtopfers, trug sie hinaus an den nahen See und versenkte sie in seine Fluthen, um sich so vor Nachstellung und Entdeckung zu schützen. Ohne zurücke zu kehren in die Gießhütte eilte er dann schnell davon; denn schon war der neue Tag angebrochen und schon nahete in langem Zuge die warsower Gemeinde, um dem Gusse der neuen Glocke zuzusehen, der nach ihrer Meinung ja jetzt erst beginnen sollte.

Wie erstaunten die guten Leute, als sie die Glocke schon fertig, so schön und gelungen dastehen sahen; aber sie war mit Blut bespritzt und überall außerdem noch Blutspuren! Dabei der Bursche verschwunden und Niemand zu finden!? — Bald jedoch schon sollten sie Aufschluß haben; denn konnte ihnen solchen auch kein Mensch geben, so geschah's doch durch Gott, durch den Mund der Glocke.

Trotz alles Reibens und Waschens war das Blut nicht von der Glocke zu vertilgen; es trat nur noch immer greller hervor. Deshalb mußte man sie so nur endlich in dem schon fertigen Glockenstuhl aufhängen. Welch Staunen ergriff aber das Volk, als bei dem ersten feierlichen Geläute ihre eherne Zunge als menschliche Stimme erklang, als sie klagend sang:

„Schaar iß't, schaar iß't,
Dat de Leerjung dod iß
Un in'n warsower See ligt!“ *)

Jetzt hatte man den gräßlichen Aufschluß des Räthsels; die Glocke also war das Werkzeug Gottes, die zur Sühne des Mordes aufforderte! —

---

*) „Schade ist's, schade ist's,
Daß der Lehrjunge todt ist
Und im warsower See liegt!“

Sofort erhielt die Behörde Nachricht von Allem. Der Glockengießer wurde ergriffen und leugnete er auch wol beharrlich die blutige That, so verrieth ihn doch sein böses Gewissen. Bald empfing er den gerechten Lohn; sein Haupt fiel unter dem Beile des Henkers. —

Die Leiche des Gemordeten aber wurde wieder aus dem Wasser hervorgezogen und feierlichst auf dem warsower Kirchhofe bestattet. Als das trauernde Volk die irdische Hülle des frommen Knaben in die kühle Erde gesenkt hatte, da ertönte zu seinem Ruhme, zu seiner Ehre und Erinnerung sein Meisterwerk, die Glocke, und entsendete so über seiner offnen Gruft ihr erstes Grab- und Trauergeläute.

Noch heute befindet sich diese Glocke im Kirchdorfe Warsow; noch heute kann man die Blutspuren auf derselben sehen und durch ihr Geläute hindurch das alte Klagelied hören: „Schaar iß't, schaar iß't ꝛc.

Die Entstehung des Namens von Findenwirunshier bei Dömitz.

Ueber die Entstehung des Ortsnamens Findenwirunshier, womit die, eine halbe Meile von Dömitz an der Elbe gelegenen, allbekannten großen Mühlenanlagen benannt werden, erzählt die Sage Folgendes:*)

*) Ob darüber auch noch geschichtliche Aufzeichnungen und Daten vorhanden sind, weiß ich nicht; es sind mir wenigstens solche nicht bekannt, und habe ich darüber auch weiter nichts Historisches auffinden können.

Zwei Brüder hatten — durch die Entdeckung einer schauderhaften That in ihren Familien, dazu veranlaßt, — einander nicht nur ewige Feindschaft, sondern auch den Tod geschworen, sofern sie sich jemals wieder träfen. Beide waren von hohem Stande und dienten als Offiziere in den Armeen verschiedener Potentaten. Der eine kam von Hamburg, der andere aber von Berlin, als das Schicksal sie hier, auf ihren Berufsreisen, ganz unerwartet zusammen führte.

Bei dem gegenseitigen, plötzlichen Erblicken riefen die feindlichen Brüder wie aus einem Munde, gleich zornig und überrascht, die Worte aus: „Finden wir uns hier?!“ Dabei rissen sie ihre Schwerter aus der Scheide und rannten wüthend und racheschnaubend auf einander los.

Kurz war der Kampf, denn mit durchbohrten Herzen stürzte bald darauf das unglückliche Bruderpaar entseelt zu Boden, —

Als hier später eine Mühle erbaut wurde, gab man ihr zur Erinnerung an jenen gräßlichen Brudermord den Namen „Findenwirunshier“, — die einzigen Worte, welche die zürnenden Brüder gesprochen, ehe sie sich auf einander gestürzt und erstochen hatten. —

Diesen Namen hat man auch ferner noch beibehalten, denn alle die jetzigen, nach und nach dort umher entstandenen großartigen Papier-, Oel- und Mehlmühlengehöfte führen auch noch heutigen Tages den alten Namen Findenwirunshier, der zuweilen auch wol in „Findshier“ abgekürzt wird.

Die Wundereiche unweit der Landstrasse zwischen Schwaan und Doberan.

Nicht garweit von der Landstraße, die von Schwaan nach Doberan führt, zwischen dem Hofe Fahrenholz und dem Dorfe Stäbelow steht ein altehrwürdiger Eichbaum; früher allgemein, ja weltberühmt, jetzt aber wol nur noch in der nächsten Umgegend bekannt, unter den Namen „die Wundereiche".

In der Mitte ihres Stammes, ohngefähr 12 Fuß von der Erde, befindet sich eine merkwürdige Oeffnung, so groß, daß ein Erwachsener ganz gut hindurch kriechen kann. Diese Oeffnung ist mit einem Geländer umgeben, welches auf zwei von unten hinaufführenden, starken Treppen ruht.

Ihren Namen verdankt die Eiche der Wunderkraft, welche ihr sonst innegewohnt haben soll. Wenn nämlich früher ein Kranker nach Sonnenuntergang, stillschweigend und mit gläubigem Herzen durch die erwähnte Oeffnung kroch, so wurde er, der Sage nach, alsbald wieder gesund. Alle möglichen Krankheiten, Gebrechen und Leiden, welcher Art sie auch immer sein, welchen Namen sie auch immer führen mogten, kurz jegliches Uebel ist durch das Hindurchkriechen sofort beseitigt und geheilt worden.

Deshalb war es denn auch zu damaligen Zeiten, als die Eiche noch ihre ungeschwächte Heilkraft besaß, in dortiger Gegend immer ein gar arges Leben und Treiben, namentlich in dem Dorfe Stäbelow; denn nicht nur allein aus der Nähe, sondern auch aus weitester Ferne eilten fortwährend Schaaren von Kranken und Leidenden aller Art herbei. Arm und Reich, Vornehm und Gering, kurz Alle, welche sonst keine Hülfe und Heilung mehr erlangen konnten, kamen hierher und fanden

jedesmal das Erhoffte, indem sie geheilt, frisch und gesund wieder von dannen zogen.

Weit und breit hin war schon der Ruf und Ruhm dieses Wunderbaumes gedrungen, und immer weiter noch, bis in die fernsten Gegenden dehnte er sich aus. Daher strömten auch immer mehr Hülfesuchende aus allen Ecken und Enden der Welt, aus allen Himmelsgegenden hier zusammen; viele darunter, die über hundert Meilen Weg's hatten machen müssen.

Sobald die Sonne untergegangen war, sah man dann die armen Kranken sich still eine Leiter suchen, — damals existirte nämlich noch nicht das Geländer mit den beiden Treppen, — damit schlichen sie nach der Eiche, legten sie dort an, klommen hinauf und krochen gläubig durch die bewußte Oeffnung. Waren sie hindurch, so fühlten sie sich sofort wie von Neuem geboren, neue Lebenskraft durchströmte ihre Glieder, und frisch und gesund kletterten sie dann gewöhnlich gleich auf der andern Seite wieder hinunter und eilten, Gott dankend und freudig jubelnd, fix und leichtfüssig davon.

Unter den Genesung Suchenden befand sich einmal auch die Frau eines mecklenburgischen Landdrosten, die schon Jahre lang fortwährend krank und leidend war. Obgleich dieselbe auch schon alles Mögliche gethan und versucht hatte, so war's doch stets vergeblich gewesen; denn weder der Gebrauch der verschiedensten Brunnen und Bäder, noch alle die Kuren und Mittel der berühmtesten Aerzte hatten auch nicht das Mindeste gefruchtet, nicht die geringste Aenderung und Besserung ihres leidenden Zustandes herbeigeführt, und schon hielt man sie für unheilbar. Da hörte die kranke Dame einmal zufällig die Heilkraft der Wundereiche rühmen und sofort beschloß sie, auch dort ihr Heil zu versuchen. Sie ließ sich also zur Stelle fahren, stieg aus, nahm eine Leiter, erklomm dieselbe mit Auf-

bietung ihrer letzten, wenigen Kräfte, kroch durch die Oeffnung und war sofort geheilt. Gesund und munter kehrte sie bald darnach in die Arme ihres hocherfreuten Ehemannes zurück, dem sie denn auch erzählte, wie sehr schwer es ihr geworden die unsichere Leiter zu ersteigen, wie sie sich, als sie die Oeffnung durchkrochen, dann wieder beim Hinunterklettern geängstigt und gefürchtet habe, kurz, daß die ganze Geschichte doch eine recht unangenehme und beschwerliche sei.

Als der Herr Landdrost sich später einmal in der Nähe des regierenden Landesfürsten, des noch damaligen Herzogs Friedrich Franz*), befand und gerade die Rede auf die Wundereiche kam, erzählte er sogleich von der fast unglaublichen Genesung seiner früher so sehr kranken Frau und sprach auch über ihre Furcht und Angst, die sie bei der unbequemen Procedur ausgestanden habe. Recht herzlich lachte der hohe Herr über das Letztere und meinte in seiner allbekannten drolligen Weise, er hätte wol zusehen mögen, wie komisch sich die gute Dame dabei angestellt habe ꝛc. Dann aber setzte er lächelnd hinzu: „Na laß's nur gut sein, alter Freund*), das soll nicht wieder passiren; künftig soll das Experiment schon besser gehen!"

Auf Allerhöchsten Befehl wurde bald darnach die bereits erwähnte Gallerie mit den beiden hinaufführenden Treppen

*) Friedrich Franz I. erster Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wurde am 10. Dezember 1756 geboren, folgte seinem Onkel, dem Herzog Friedrich, am 24. April 1785 in der Regierung, trat den 14. Juny 1815 dem deutschen Bunde bei und nahm damit zugleich die großherzogliche Würde an; am 24. April 1835 feierte er sein 50jähriges Regierungsjubiläum und starb den 1. Februar 1837.

**) Bekanntlich nannte der Großherzog Friedrich Franz I. jeden seiner Unterthanen „Du", gleichviel, ob vornehm oder gering.

angebracht, doch leider ging damit zugleich auch die wunderbare Heilkraft der Eiche zu Ende. Denn trotz des wiederholten Hindurchkriechens ist es nach der Zeit doch keinem Leidenden gelungen, darnach wieder wie früher gesund zu werden.

Ueber das plötzliche Verschwinden des Wunders gehen zwar verschiedene Gerüchte, alle stimmen jedoch darin überein, daß ein Handwerker schuld daran sei. Derselbe soll nämlich, als er bei dem Anbringen und Aufstellen der Treppen und des Geländers mitbeschäftigt war, einmal in seinem Uebermuthe die Eiche gröblich entweihet und geschändet haben, wornach denn sofort ihre Heilkraft für immer dahin war.

Jetzt wird der merkwürdige Baum nur noch selten, von zufällig in die Gegend Kommenden besucht, von Kranken aber schon längst nicht mehr, und höchstens aus Spaß schlüpft jetzt nur noch mitunter ein Gesunder durch die sonst soviel durchkrochene Oeffnung. Mit dem Aufhören der Wunderkraft ist auch der frühere große Ruf der Eiche nach und nach immer mehr erloschen, so daß heutigen Tages wol nur noch den Bewohnern der dortigen Gegend der ehemals weltberühmte Baum, sowie Das, was die Sage von ihm erzählt, bekannt ist. Denn schon über 40 Jahre sind's her, als das Geländer angelegt wurde, womit ja auch zugleich die Heilkraft verschwunden sein soll.

Die Landleute sagen sogar, daß es bei der Wundereiche oft gar nicht mehr recht geheuer sei, indem schon einige den Bösen in der Oeffnung erblickt haben wollen, und deshalb meiden sie jetzt auch nach Sonnenuntergang möglichst ganz den Ort.

Im Ratzeburgischen verborgene Schätze.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Ueberall im Lande sind viel Schätze vergraben, man weiß nur die Stelle nicht genau und wenn man sie auch weiß, so kann man sie doch nicht heben. So steht auf dem schlagebrügger Felde eine große goldene Wiege; in der Domkirche in Ratzeburg ist ein ganz goldener Hirsch eingemauert, so viel an Werth, daß die ganze Kirche davon wieder aufgebauet werden könnte, wenn sie eingefallen; auf dem lockwischer Felde ist eine mächtige kupferne Brücke vergraben, welche viel Geld werth ist, — aber man kann Wiege, kann Hirsch, kann Brücke nicht finden, nicht heben.

Jedoch ein Schatz ist überall vergraben und den kann man leicht finden, das ist die Fruchtbarkeit des von Gott gesegneten Bodens und den kann man auch leicht heben, wenn man treulich ackert und pflügt und säet und voll Vertrauen der Ernte Segen entgegen sieht.

Der Erinnerungspfahl auf dem quetziner Felde bei Plau.

1. Ein ungerathenes Kind.

Es war im Spätherbste. Stille und friedlich, vom Monde sanft beschienen, lag das Dorf Quetzin da. Auf dem Kirchthurme hatte es soeben 10 Uhr geschlagen. Alle die thätigen Hände der fleißigen Dorfbewohner ruheten; die Lichter in ihren Wohnungen waren bereits sämmtlich verlöscht. Alles schlief schon; Alles hatte sich sorglos dem erquickenden Schlafe

in die Arme geworfen, um auszuruhen von des Tages Last und Müh, um sich neu zu stärken für das Werk des kommenden Tages.

Und während drinnen in den Häusern Alle schliefen, wachte draußen für sie der alte, redliche Nachtwächter. Mit gemessenen, weithinschallenden Tritten durchschritt er, seinen treuen Genossen, den wachsamen Hund zur Seite, die Gassen des Dorfes, um es zu bewahren vor Feuer und Unglück, vor Einbruch und Diebstahl.

Doch waren auch wol alle Lampen in den Wohnungen längst schon ausgelöscht, schien auch Alles in denselben zu schlafen, es wachten dennoch in dem einen Hause zwei Augen, die Augen eines bösen, schändlichen Buben, der, Haß und Rache im Herzen, Tod und Verderben brütete. Es war Johann, ein zwölfjähriger Knabe, der im stillen Kämmerchen des elterlichen Hauses sich unruhig auf seinem Lager umherwälzte, mit Ungeduld die ihm zu seinem abscheulichen Plane günstig scheinende Stunde erwartend.

Obgleich auch der Sohn braver Eltern, obgleich noch so jung an Jahren, war Johann doch schon ein ausgelernter Taugenichts, das schändlichste, schlechteste Geschöpf von der Welt. Er log und betrog, stahl und raubte nicht nur auf die frechste Weise, er widersetzte sich auch, wurde er bei seinen Schlechtigkeiten ertappt, gegen Jedermann, gleichviel ob's nun seine Eltern, sein Lehrer, oder fremde Leute waren. Keine Strafe, keine Züchtigung half, nichts fruchtete mehr bei ihm; sein Starrsinn, seine Widersetzlichkeit und Verworfenheit wuchsen nur noch immer ärger mit dem fortschreitenden Alter. Mit tiefbetrübten Herzen, mit Angst und Zagen dachten die verzweifelnden Eltern oft daran, wie es in Zukunft dereinst noch mit dem ungerathenen Kinde werden solle. Sie wußten

keinen Ausweg, keinen Rath wenn sich Gott ihrer nicht erbarmte, und entweder eine Aenderung mit dem Knaben eintreten ließ, oder ihn sonst lieber zu sich nehme. — So ungern sich auch sonst liebende Eltern von ihrem Kinde trennen, so unnatürlich auch ein solcher elterlicher Wunsch erscheinen mag, so war er doch diesen jetzt nicht zu verdenken, ja er war natürlich und gerecht. Denn lieber sehen wol alle braven Eltern ihr Kind nach dem Kirchhofe tragen, als einen Taugenichts daraus werden, der am Galgen oder Rad endet! — — und ach, von einem solchen Knaben wie Johann war, ließ sich leider mit Recht das Schlimmste befürchten, das Entsetzlichste erwarten. —

Diesen Abend wieder hatte ihn der Vater ertappt, wie er, einer geringen Ursache willen, wüthend auf die alte fromme Großmutter losschlug, daß sie, aus einer Kopfwunde blutend, ohnmächtig niedersank. Das von ihr gewartete jüngste Schwesterchen des bösen Buben erhob ein lautes Angstgeschrei und gerade trat der hierdurch herbeigerufene Vater hinzu, als Johann im Begriffe stand, der besinnungslos daliegenden, alten 70jährigen Frau einen zweiten, vielleicht den Todesschlag zu versetzen.

Der Vater außer sich vor Zorn, wie er seine alte, brave Mutter so daliegen sah, erfaßte den abscheulichen Jungen und züchtigte ihn so derbe, daß er sich schreiend und heulend zu seinen Füßen wälzte. Aus Leibeskräften wehrte sich auch jetzt wieder der ungerathene Sohn und stieß und schlug mit Händen und Füßen um sich, dabei die scheußlichsten Drohungen und Flüche auf den armen, bedaurungswürdigen Vater schleudernd. Mit kräftigem Arme erfaßte ihn aber dieser, schlepte ihn nach seiner Schlafkammer, warf ihn dort hinein und schob den Riegel hinter ihm zu. Anfangs lärmte und tobte der vor Wuth schäumende Junge zwar noch fort, bald aber wurde es

stille in seinem Gemache. Als bald darnach Alles im Hause zur Ruhe gegangen und auch der Vater sein Lager aufsuchen wollte, ging er zuvor noch einmal in Johann's Schlafkammer. Da er diesen scheinbar ruhig schlafend fand, verließ er ihn sofort wieder, ohne ihn zu stören und begab sich dann ebenfalls zu Bette.

Johann aber wachte. Als er den Vater kommen hörte, schloß er schnell die Augen und stellte sich schlafend, während er, Rache und Haß im Herzen, über seinen schauderhaften Plan weiter nachdachte. Das unnatürliche Kind wollte sich wegen der erhaltenen Züchtigung rächen, es wollte dafür den eigenen Vater und mit ihm seine ganze Familie unglücklich machen, es wollte sie Alle verderben. —

Oh Ihr Eltern alle, die Euch Gott gute Kinder geschenkt hat, erkennet dies auch stets wahrhaft an! Auf Euren Knien danket und preiset den Höchsten dafür; den unglücklichen Eltern dieses Kindes aber weihet eine stille Thräne des Mitleids und der Theilnahme! —

2. Die Feuersbrunst.

Mitternacht war herangerückt; zwölfe schlug's vom Kirchthurme. Der Mond, der zuerst so hell und freundlich geschienen, hatte sich nach und nach immer mehr verschleiert, gleichsam als wolle er sein Angesicht verbergen, aus Trauer über das bevorstehende, entsetzliche Unglück. Ein kalter Wind hatte sich erhoben und blies pfeifend durch die öden Gassen Quetzins. Wiederum begann der alte Wächter seinen nächtlichen Umgang; soeben beendete er nach Abrufung der Stunde das alte bekannte:

„Ein Jeder bewahre sein Feuer und Licht,
Daß dem Nachbar kein Schade geschicht.
Preiset Gott den Herrn!“

und war schon im Begriffe — wie's früher noch allgemein im Lande üblich war, — mit feierlicher Stimme einen Bibelvers anzustimmen, als plötzlich ganz leise die Seitenthüre eines der Häuser geöffnet wurde, durch die ein Knabe hervorhuschte. Aengstlich blickte sich derselbe zuerst nach allen Seiten um, dann aber eilte er im Fluge über die Gasse und verschwand bald darnach in der dichten Finsterniß. Trotz der kleinen Entfernung hatte der alte Wächter doch Alles deutlich mit angesehen, Alles genau mit seinen scharfen Augen beobachtet und in dem davoneilenden Knaben sogleich auch unsern Johann erkannt.

Kopfschüttelnd stand der alte Mann noch da und dachte über die Ursache dieser nächtlichen Flucht nach, als ihm auch schon der nächste Augenblick dies Räthsel lösete und seine entsetzliche Ahndung bestätigte. Eine dicke Rauchwolke quoll durch das Strohdach des eben von Johann verlassenen väterlichen Hauses, und gleich darauf wirbelte auch schon die hohe lichte Lohe zu Gottes nächtlichen Himmel empor.

„Gott sei uns gnädig!" murmelte schaudernd der alte Wächter, dann aber stieß er in sein Horn, wieder und wieder und immer mächtiger, daß es weithin schallte durch die stille Nacht, um dadurch die sorglos Schlafenden zu erwecken, um ihnen dadurch die große Gefahr zu verkünden, worin sie Alle schwebten. Denn angefacht vom Winde, griff das Feuer mit entsetzlicher Eile um sich. Ueberallhin sprüheten Verderben bringend schon die brennenden Funken, gierig züngelnd sprangen die hellen Flammen von einem Dache zum andern hinüber und schon begann auch das zweite Gehöft zu brennen.

Nicht lange und es war dem Wächter gelungen, die Schläfer zn erwecken, denn schon erschallte aus vielen Kehlen der jähe Schreckensruf „Feuer, Feuer!" durch das Dorf und

schauerlich tönte dazwischen das ernste Geläute der Sturmglocke.

Und taghell wurde die dunkle Nacht. Grausig beleuchtet lag das friedliche, theilweise schon in lichten Flammen stehende Quetzin da und ein blutrother, sich weithim am Himmel erstreckender Feuerschein verkündete den Leuten fern und nah, welch Unglück das Dorf getroffen, in welcher Noth sich seine armen Bewohner befanden.

Bald herrschte auch das regste Leben und Treiben in dem sonst so stillen Orte. Aber welch ein Leben und Treiben — Alles rannte und schrie, rettend, hülferufend, jammernd und weinend, wild durcheinander; es war ein furchtbares Gewirr von Bestürzung und Entsetzen, von Angst und Noth.

Trotz der angestrengtesten Thätigkeit, trotz der aufopferndsten Hingebung und Selbstverleugnung, trotz der immer wachsenden Hülfe, die von allen Seiten, namentlich aus Plau und den umliegenden Dorfschaften herbeiströmte, war doch an keine Rettung zu denken, es war unmöglich Herr des Feuers zu werden. Denn was vermag menschliche Kraft gegen die Macht des ungezügelten Elementes! —

Mit rasender Wuth und Geschwindigkeit breitete sich das Feuer von Minute zu Minute immer weiter aus; es fand zuviel Nahrung in den mit reichem Erndte Segen angefüllten Gebäuden, es wurde von dem stärker werdenden Winde nur noch immer mehr angefacht. Und bald war das ganze Dorf ein einziges, großes Flammenmeer; es war unrettbar verloren. —

3. Des Brandstifters Lohn und Ende.

Der Morgen dämmerte. Immer mehr begann's sich im Osten zu färben, und bald stieg auch in voller Pracht und Herr-

lichkeit die liebe Sonne empor und beleuchtete mit ihren ersten, zitternden Strahlen ein entsetzliches Bild, ein Bild der schrecklichsten Zerstörung, des namenlosesten Elends. —

Oh welch eine grauenhafte Veränderung in dieser einen Nacht: Das blühende Quetzin war verschwunden, statt dessen jetzt nur noch ein großer, rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. — Statt der sonst so freudig frohen Morgenlieder, womit die schlichten, thätigen Dorfbewohner den Anbruch des neuen Tages zu begrüßen pflegten, stiegen jetzt nur lautes Schluchzen, dumpfe Trauer- und Klagetöne zum Himmel empor. — Noch gestern waren sie Alle so reich, so glücklich und zufrieden gewesen, und heute schon so unglücklich, so arm und elend. —

Mit Recht waren die hartgetroffenen Quetziner zu beklagen; sie hatten ja Alles, ihre ganze Habe und Gut verloren; ihr früherer Wohlstand, die Frucht ihrer jahrelangen Mühen und Arbeit, Alles, Alles war jetzt mit einem Male dahin. Nur Weniges hatte man retten können und dies Wenige war größtentheils auch noch verdorben oder zertrümmert worden. Selbst das Vieh war ebenfalls, mit nur wenigen Ausnahmen, fast sämmtlich in den Flammen geblieben und darin umgekommen. Feuerkassen und Viehversicherungen gab es damals noch nicht, und wenn auch die armen Abgebrannten von ihren umwohnenden, mitleidigen Nachbarn nach besten Kräften unterstützt wurden, so reichte es doch lange nicht hin, das Verlorene zu ersetzen, da der Schade ein zu großer und theilweise selbst ein unersetzlicher war, und für lange Zeiten, vielleicht für immer war der frühere Wohlstand des Dorfes dahin. —

Die meisten der armen Leute hatten nur das bloße, nackte Leben gerettet; Manche nicht einmal so viel, um ihre Blöße bedecken zu können. Alle waren ja im ersten, erquickenden Schlafe

gestört worden und in wilder Hast und Angst aus den theils schon brennenden Wohnungen geflüchtet. Viele hatten außerdem auch noch starke Verletzungen und Brandwunden davon getragen.

Doch nicht den Verlust ihrer ganzen Habe beklagten die Armen allein, die meisten Familien hatten auch noch den Tod eines oder mehrerer ihrer Angehörigen zu betrauern, die Alle in den Flammen ihren Tod gefunden, schrecklich hatten verbrennen müssen. Es war ein tieferschütternder Anblick, den alle die verschiedenen Gruppen dieser Klagenden und Trauernden gewährten. Wie sie in fliegenden Haaren, mit bleichen, entstellten Gesichtszügen, händeringend im nassen Grase dalagen und laut klagten, jammerten und weinten. — Auch Johanns Eltern befanden sich hierunter; die noch vor Kurzem so schändlich von ihm geschlagene, alte Großmutter, sowie sein jüngstes Schwesterchen waren ebenfalls im Feuer geblieben und mitverbrannt. —

Und all diese Trauer, all dies Elend war das Werk eines Einzigen, die That eines schändlichen Bösewichtes; durch ihn waren so viele, viele Menschen so unendlich unglücklich und arm geworden! — Daß Johann dieser Bösewicht war, das wußten seine Eltern, das wußten alle Leute; er hatte sich ja auch schon längst selbst verrathen.

Am Wege, in einem Dornstrauche hatte sich Johann verkrochen und versteckt. Ein Trupp Männer hatte ihn dort entdeckt und hervorgezogen; soeben schleppte man ihn herbei. Ein allgemeines Wuth- und Rachegeschrei ertönte bei seinem Anblicke. Krampfhaft ballten sich die Fäuste der Abgebrannten und erhoben sich anklagend und Vergeltung fordernd gegen ihn, den Zerstörer ihres ganzen irdischen Glückes. „In's Feuer mit dem Teufel!“ riefen einzelne Stimmen, und bald erscholl's

im Chore nach, aus Hunderten von Kehlen: „ja in's Feuer! in's Feuer mit dem Niederträchtigen!" — Johann erbleichte, daran hatte er nicht gedacht. —

Bald war auf einem nahen Hügel, von wo aus man die ganze große Brandstätte übersehen konnte, ein hoher Scheiterhaufen errichtet. Nervige Fäuste erfaßten den laut heulenden Johann, der sich ächzend am Boden krümmte und um Hülfe schrie und warfen ihn hinein in die prasselnde Glut. Hochauf sprüheten die Funken, ein kreischender Fluch des jugendlichen Verbrechers und vernichtend schlugen die hellen Flammen über seinem Haupte zusammen; er war nicht mehr. — Alle die Umstehenden aber warfen Steine in das Feuer, auf die Asche des Brandstifters, zum Zeichen ihrer Abscheu, ihres Eckels und Entsetzens über seine schwarze That.

Todtenbleich und zitternd stand in weiterer Entfernung der arme, beklagenswerthe Vater des Johann und sah schaudernd dem gräßlichen Schauspiele, dem Untergange seines ungerathenen Kindes zu. Ach wie schnürte es ihm die Brust zusammen, wie blutete ihm das Herz, und doch, er konnte, er durfte nicht wehrend dazwischen treten; der Knabe hatte ja nur den verdienten Lohn empfangen, und sein Lohn war gerecht. — Oh armer, armer, hartgeprüfter, unglückseeliger Vater! —

Das uralte Dorf Quetzin — früher auch Cuscin, Cutsin, Cutzin und Quitzin genannt, — von dem nach diesem Brande weiter nichts, als nur die etwas von dort entfernt stehende Kirche*) übrig geblieben war, wurde zwar nach und nach

*) Dieselbe stürzte später ein und wurde nicht wieder hergestellt. Seit 1648 schon ist die frühere selbstständige Pfarre Quetzins mit der plauer verbunden.

wieder aufgebaut, aber viele, viele Jahre währte es, ehe der frühere Wohlstand zurückkehrte.

Eine kleine halbe Meile von der Stadt Plau, — in deren Besitz es sich schon über 500 Jahre befindet, — unweit der Chaussee die von dort nach Malchow und Krakow führt, liegt das jetzige Dorf Quetzin. Noch heute erzählen die Bewohner desselben die vorstehende Sage, wie sie denn auch noch den Ort zeigen, wo der Knabe verbrannt worden ist.

Auf dem nahen Berge, — von welchem man eine schöne, weite Aussicht über die ganze Umgegend mit dem Dorfe und einem Theile des plauer Sees hat, — steht ein alter, hoher Eichenstamm mit einem eingeschnittenen kleinen Kreuze, und um denselben herum liegt eine große Zahl kleiner Feldsteine. Hier hat, der mündlichen Ueberlieferung nach, der Brandstifter geendet und zum Andenken daran wurde bald darnach von den Abgebrannten dieser soeben beschriebene Erinnerungspfahl errichtet. Die um denselben liegenden Steine stammen zwar nicht mehr aus der damaligen Zeit, wol aber die Sitte, solche hierher zu werfen. Denn obgleich schon öfter sämmtliche, von den vorbeikommenden Landleuten hier zusammengetragene Steine entfernt wurden, so sammelte sich doch nach und nach immer wieder eine große Masse davon an. Bis auf den heutigen Tag hat es sich also unter den gemeinen Landbewohnern fortgepflanzt, auch jetzt noch Das zu thun, was schon vor Jahrhunderten ihre Urväter bei dem Verbrennen des Knaben ebenfalls gethan haben sollen.

Wird auch der Berg auf welchem sich der alte Erinnerungspfahl befindet von seinem Besitzer, einem quetziner Erbzinspächter, mit beackert; ist auch der Pfahl im Laufe der vielen Jahre schon morsch geworden und auseinander geborsten,

so darf er, einer alten, mit Recht zu rühmenden Verordnung gemäß, doch niemals entfernt werden.

Und so möge denn noch lange, bis in die fernsten Zeiten der alte Eichenstamm auf dem quetziner Felde fortbestehen und erhalten bleiben und auch den kommenden Geschlechtern stets Das sein und bleiben, was er bis jetzt immer war und ist: nicht nur ein Erinnerungs-, sondern zugleich auch ein Warnungspfahl!

Der Burgwall bei Plan.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Ausgezeichnet vor vielen anderen Gegenden Mecklenburg's ist der plauer See durch eine bedeutende Zahl merkwürdiger Burgstätten, die seine Ufer ringsum schmücken. Nach den Ansichten mecklenburgischer Geschichtsschreiber und Alterthumsforscher ist der Ursprung der größeren Zahl derselben in die wendische Zeit und in die der germanischen Bevölkerung zu verlegen; doch sollen auch einige im Mittelalter entstanden sein.

Besonders hervorzuheben ist nach Geschichte und Sage der Burgwall, auf der zum plauer Stadtholze gehörenden Feldmark Gaarz.

Südlich von Plau findet man in geringer Entfernung von einander vier Landseen, die durch Wiesen von einander geschieden sind, so daß die Vermuthung nahe liegt, sie seien zu irgend einer Zeit mit einander verbunden gewesen. In diese vier Seen hinein drängt sich eine Halbinsel, die mit den schönsten Waldbäumen bestanden ist. Am äußersten Ende der Halbinsel, nahe am Burgsee, liegt ein Wall von einigen hundert Schritten im Umfange, der über 10 Fuß Breite und 20 und einige Fuß

Höhe mißt. Diese Umwallung schließt eine nicht ganz runde Fläche ein, deren eine Seite nach dem sogenannten „Burgsee“ hin offen ist und von diesem bespült wird. Mannigfache Vertiefungen auf dem umwallten Raum deuten auf frühere Gebäude hin.

Ob dieser Burgwall aus der vorwendischeu Zeit, aus der Zeit der germanischen Bevölkerung stammt, oder aus jener, wo slavische Völker die germanischen Stämme unterdrückten, ist noch nicht mit unzweifelhafter Gewißheit dargethan. Zur Residenz eines Germanen-Fürsten ist der Raum zu klein an Ausdehnung; doch mag es der Ort gewesen sein, wo die Burg irgend eines Gewaltigen stand.

Die Sage erzählt, daß hier sich einst die Zinnen und Thürme von der Feste eines weithin gebietenden Fürsten erhoben, wodurch der Berg, d. i. die festungsartige Umwallung, mit dem Namen Schloßberg benannt wurde. Der Fürst gebot über viele Reisige, an deren Spitze er die fernsten Gauen gebietend und erobernd durchzog. Sein Name war von Fremden so gefürchtet, wie er den Seinen ein Gegenstand des Ruhmes war und sie zu willigem Gehorsam unter die Befehle des gewaltigen Herrn nöthigte. Glänzende Festgelage und Turniere, zu welchen sich ausgezeichnete Ritter von Nah und Fern einfanden, wurden auf der Burg und den benachbarten Feldern abgehalten. Der Fürstenhof war der Sammelplatz vielgepriesener Kämpfer, die hier aus den Händen schöner Damen den Preis ritterlicher Thaten empfingen.

Aber ein mächtiger Zauberer, den des Fürsten Glanz und Ruhm verdroß, verbannete ihn mit all seiner Herrlichkeit von der Oberfläche der Erde. Das Schloß sank mit seinen Thürmen und Zinnen und Bewohnern hinab in den Burgsee, und alle Pracht ward in den Wellen begraben.

Viele Jahre hindurch entstieg am Johannistage Mittags um die zwölfte Stunde eine holde Jungfrau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte dem See. Ihr Antlitz war so jugendlich schön, und durch den auf demselben ruhenden Schmerz und Kummer wurden die schönen Züge nur noch ausdrucksvoller und anziehender. Sie setzte sich dann mit ihrem Spinnrade auf den Schloßberg und spann den feinen Flachs von dem Rocken. Mit heller Stimme hub sie ihren Gesang an, und der klagenden Weisen wehmüthige Töne halleten weithin über Berg und Thal. Sie besang aber die frühere Herrlichkeit ihres Vaters, die der See verschlungen.

War die Mittagsstunde zu Ende, dann stieg sie vom Schloßberg wieder herab in die Fluthen des Burgsees.

Ritter Eber und der alte Grenzstein zwischen Goldenbow und Camin, bei Wittenburg.

Der von Goldenbow nach dem $^1/_4$ Meile von dort entfernten Kirchdorfe Camin führende Communications- und Kirchweg — Goldenbow ist nämlich nach Camin eingepfarrt und müssen die Bewohner des ersteren Ortes nach dem letzteren zur Kirche, — durchschneidet, etwa in der Mitte zwischen beiden Ortschaften, eine Wiese, die zum caminer Hofe gehörend sich merkwürdiger Weise gleich einem Vierecke in das goldenbower Gebiet hineinerstreckt. Während nämlich der nicht weit vom Wege entfernte Grenzgraben sonst in fast grader Linie dahinläuft und so die zu den beiden verschiedenen Höfen gehörenden Felder von einander trennt, macht er nur auf der einen Stelle eine Ausnahme, indem er dort plötzlich seine grade Richtung

verläßt und beregte Wiese umfließend, einen auffallend tiefen Einschnitt in das nachbarliche Gebiet macht. Die Sage behauptet nun, daß die Wiese ursprünglich nicht zu Camin gehört hat und daß sie nur durch einen früheren Besitzer von Camin unrechtmäßiger Weise an sich gebracht worden ist, was allerdings dem Anscheine nach viel für sich zu haben scheint.

Ritter Eber, auch Eberhard genannt, ein habsüchtiger, wilder und roher Mensch, der Keinem etwas gönnte und nur Alles für sich haben wollte, war in alten grauen Zeiten der Besitzer von Camin. Obgleich er auch sein gutes Auskommen und reichlich für sich und seine Familie zu leben hatte, so war er doch niemals mit dem zufrieden, was Gott ihm bescheert hatte; auf mehr und immer mehr, nach größerm und immer größerem Besitze war sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet. Zur Erreichung und Befriedigung seiner sündlichen Lüste und Begierden war ihm kein Mittel zu schlecht. Wahres Ehrgefühl regte sich nicht in seiner Brust, und leider auch Glaube an Gott wohnete nicht in seinem verstockten Herzen. Deshalb schreckte er auch vor keiner Schändlichkeit und Missethat, vor keiner Sünde zurück, wenn er nur dadurch seine irdischen Güter und Besitzungen vergrößern und sich somit bereichern konnte.

Lange schon hatte Eber mit schelem, mißgünstigem Auge auf seinen Nachbar, den damaligen Besitzer von Goldenbow, Ritter Henrich oder Heinrich, geblickt; derselbe war ja reicher als er, sein Gut war bedeutend größer als das seine und das vermogte er kaum zu ertragen. Tag und Nacht grübelte und sann Ritter Eber darüber nach, wie es am besten anzufangen, sich von Goldenbow Land heranzustehlen und anzueignen, dadurch Camin nach und nach immer mehr zu vergrößern, Goldenbow aber zu verkleinern; ja er ging schon so weit,

darüber nachzudenken, sich Goldenbow zuletzt ganz anzueignen und dann aus beiden Gütern ein einziges zu bilden. Allerlei teuflische Pläne hatte er schon im Geheimen geschmiedet, mit brennender Ungeduld dachte er an ihre Ausführung, aber noch immer wollte sich keine passende Gelegenheit dazu finden. Denn der Ritter Heinrich von Goldenbow, der die Gefährlichkeit seines bösen Nachbars wol kannte und dessen schändliche Absichten schon ahndete, beobachtete ihn mit scharfen Augen und ließ seine Felder gegen jeglichen Raub und Frevel sorgfältig bewachen.

Da kam es, daß Ritter Heinrich, dem Rufe seines Fürsten gehorchend, plötzlich sein Gut verlassen mußte, um denselben auf einem längeren Feldzuge zu begleiten. — Heinrich war nämlich ein gar geschickter und tüchtiger Krieger, schon in mancher Schlacht hatte er sich Ruhm und Lorbeeren erworben; dabei war er der gewissenhafteste, strengste und bravste Mann in jeder Beziehung. Der damals regierende Fürst von Mecklenburg schätzte und anerkannte auch im vollsten Grade seine Tugenden und Vorzüge und bediente sich deshalb oft und viel seines weisen Rathes und Beistandes in Krieg und Frieden. — Obgleich nun auch wol Ritter Heinrich, einem solchen Nachbar gegenüber, ungern sein Schloß verließ, und mit Besorgniß seine Besitzungen während seiner Abwesenheit seinen Leuten anvertraute, so folgte er doch sofort ohne Zaudern und Zögern, als treuer Unterthan willig dem Rufe seines edlen Kriegs- und Landesherrn.

Mit hämischer Freude sah Eber den Nachbar ziehen; jetzt schien ihm endlich der langersehnte günstige Augenblick gekommen, seinen Haupt- und Lieblingsplan, sich durch Verrücken der Grenzsteine nach und nach das Gut Goldenbow ganz anzueignen, beginnen zu können. Sein Erstes zur Ver-

wirklichung dieses schändlichen Planes war, daß er in einer finstern Nacht, — wo die goldenbower Wächter an nichts Arges denkend sich sorglos dem Schlafe hingegeben hatten, — mit Hülfe einiger Getreuen eine Strecke des alten Scheidegrabens zuwarf, dafür einen neuen zog, den Grenzstein verrückte und sich so die bereits erwähnte Wiese zueignete. In der folgenden Nacht wollte er sein Länderrauben und Grenzeerweitern fortsetzen, da kam aber schon vorher, ganz unerwartet, sein Nachbar wieder heim. — Der Streit, weshalb dieser an das fürstliche Hoflager gerufen, war auf gütlichem Wege ausgeglichen, die Fehde somit beseitiget und der Ritter wieder von dem Landesfürsten gnädig entlassen worden. —

Heinrich erhielt nun gleich nach seinem Eintreffen Kunde von dem, was während seines Fortseins in der letzten Nacht geschehen war. Sofort begab er sich an den betreffenden Ort und sah hier mit gerechtem Unwillen den schändlichen Diebstahl des Eber, der sich gerade auch zur Stelle befand. Empört hierüber stellte ihn Heinrich zur Rede, mit frechstem Trotze aber behauptete er, daß die Wiese stets sein Eigenthum gewesen, es also auch immer bleiben werde. Es kam zum heftigen Wortwechsel zwischen Beiden, doch sah Heinrich nur zu bald ein, daß es unnütz sei, sich mit einem solchen Menschen noch lange herumzustreiten. Deshalb brach er als der Vernünftigere kurz ab und endete dadurch den Streit, daß er den ihm zugefügten Länderraub bei der competenten Behörde anzeigte und ihre Hülfe anrufend, Recht und Gerechtigkeit forderte.

Bald darnach wurden Beide vor Gericht gefordert. Beide erschienen auch persönlich zur bestimmten Stunde und das Verhör begann. Ritter Eber behauptete auch hier im Vereine mit seinen gedungenen Helfershelfern auf das Beharrlichste, daß die Wiese sein rechtmäßiges Besitzthum sei, weshalb er

sich dieselbe auch nie und nimmer nehmen lassen werde. Trotz der augenscheinlichen Unwahrheit des von Eber Behaupteten, trotz den entgegengesetzten Beweisen und Aussagen Heinrich's und seiner Leute, trotz der festen Ueberzeugung der Richter, daß Eber lüge und Heinrich im Rechte sei, blieb doch schließlich kein anderer Ausweg über, als die Angelegenheit durch einen Eidschwur zu erledigen. Dem Eber stand die Ablegung eines solchen, in seiner Eigenschaft als verklagter Theil, zuerst zu. Und wirklich, er leistete ihn auch sofort, höhnisch dabei lachend. Anstatt die Wahrheit zu gestehen, die doch so sonnenklar vor aller Augen dalag, schwur er mit frecher Stirne den schändlichsten Meineid; er verschwor um den Besitz der Wiese, um eine solche Kleinigkeit lieber Gott und seine Seligkeit und lieferte sich so auf immer der ewigen Verdammung in die Hände. Der Prozeß war hiermit beendiget, und Eber von nun an gesetzlich anerkannter Besitzer der Wiese.

Die unerwartet schnelle Rückkunft Ritter Heinrich's, dessen jetzige, durch den bekannten Vorfall noch mehr gesteigerte Wachsamkeit war zwar dem Eber ein großer Strich durch die Rechnung, dennoch aber gab er doch noch lange nicht seine früheren Vorsätze und Absichten auf. Er brütete auf's Neue nur noch ärger über sie nach; schmiedete immer abscheulichere Pläne und als dieselben endlich wieder zur Reife gediehen, als der passende Zeitpunkt ihm dazu gekommen schien und er schon im Begriff stand sie auszuführen, da ereilte ihn Gottes strafender Arm, warf ihn nieder auf ein schmerzhaftes Krankenlager und zerstörte durch seinen bald darauf folgenden Tod alle seine bösen Anschläge und Vorsätze.

Grauenhaft, ja herzerschütternd für den Zuschauer war Ritter Eber's Ende. Bis zum letzten Athemzuge lästerte und verfluchte er Gott und seine Kirche, und erst nach langem,

langem fürchterlichen Todeskampfe, bevor er noch den Seinigen, die sein Lager umstanden, das Versprechen abgenommen und das Vermächtniß hinterlassen hatte: stets darüber zu wachen, daß der von ihm auf der durch seinen Meineid erworbenen Wiese gesetzte Grenzstein nicht verrückt werde, und nicht eher zu ruhen, bis sie Goldenbow an sich gebracht und dies mit Camin zu einem Gute vereinigt hätten, hauchte er seine schwarze Seele aus.

Tritt oh Leser einmal selbst hinan an das Sterbelager eines Meineidigen, eines Gotteslästerers; siehe seine unsäglichen Qualen, seine Martern und Gewissensbisse; höre seine Lästerungen, seine Flüche und Verwünschungen. Siehe dann wie sich in wilder Verzweifelung sein Haar sträubt; wie ihm der kalte Angstschweiß von der Stirne tropft; wie er ächzend und stöhnend oft stundenlang mit schon gebrochenen Augen mit dem Tode ringt; wie er sich krümmt und windet und doch noch immer und immer nicht sterben kann; — — wie endlich, unter grausig gellendem, Mark und Bein durchbringendem Angstschrei seine Seele entflieht und zur Hölle, in die ewige Verdammniß fährt, und wie er dann, eine Leiche, kalt und starr daliegt mit gräßlich entstellten und verzerrten Gesichtszügen! — — Oh, Du wirst schaudern und mit Entsetzen Dich abwenden. Du wirst dann hinsinken im Staube, wirst Gott auf Deinen Knien bitten, Dich nie Ihn vergessen, Dich nie Seinen Namen mißbrauchen zu lassen. Und gewiß niemals wirst Du wieder Gott verspotten, nie wirst Du einen falschen Eid schwören können! —

Mehrere Jahre darnach starb auch der letzte Nachkomme und Erbe des Ritters Eber, und verlosch mit ihm zugleich dies alte Adelsgeschlecht, ohne daß der Wunsch und das Streben

seines Ahns in Erfüllung gegangen war. Denn obgleich beide Güter im Laufe der vielen Jahre, seit Eber's Tode, schon oftmals ihre Besitzer und Herren gewechselt haben und auch schon beide, namentlich Camin, mehrere Male an fremde Familien übergegangen sind, so waren Goldenbow und Camin doch stets getrennt und hatten auch stets ganz andere Besitzer, was auch noch heutigen Tages der Fall ist.

Die von Eber durch einen Meineid an Camin gekommene Wiese gehört auch noch jetzt zu diesem Gute; dem jedesmaligen Kuhhirten von Camin pflegt sie als Deputat überwiesen zu werden. Auch der von Eber dort gesetzte Grenzstein ist ebenfalls noch vorhanden; obgleich schon durch die Länge der Jahre tief hineingesunken in den Erdboden, so ragt er doch noch immer, wol an anderthalb Fuß, aus demselben hervor. Auch eine alte Inschrift ist am Steine noch sichtbar, jedoch leider schon so verwittert, daß sie nicht mehr ganz zu entziffern ist.

Ritter Eber's Seele soll bis jetzt noch keine Ruhe gefunden haben; man sagt, daß er noch immer umwandele und sich mitunter hier und dort zeige und gesehen werde. Alle Johanni Mittag soll er aber regelmäßig auf der Wiese erscheinen, in der Staatskleidung seiner Zeit, in Barett und blauem Atlasgewande mit langer Schleppe, und gefolgt von den Geistern seiner Familie und deren Nachkommen. Alle umwandeln alsdann zuerst die Wiese, besichtigen darauf den Grenzstein, ob er auch noch unverrückt dasteht und verschwinden dann wieder.

Die Trauung in der rothen Kirche bei Hinrichshagen, unweit Woldegk.

(Von F. C. W. **Jacobi** in Neubrandenburg.)

In kalter, schauriger Mitternacht,
Als längst im Dorf kein Auge mehr wacht,
Da kommt vom Walde ein Viergespann
Und hält bei des Pfarrers Wohnhaus an.

Es pocht an die Thür mit lautem Schlag,
Damit der Pfarrer aufstehen mag.
Zum Fenster hinaus steckt er das Haupt
Und fragt, wer ihm die Ruhe denn raubt?

„Ein Brautpaar will getrauet jetzt sein,
Auf schickt Euch, steigt zum Wagen hinein,
Das Ziel ist erreichet alsobald,
Da draußen, die rothe Kirch' im Wald.

Euch wird ein herrlicher, schöner Lohn,
Auf! Das Brautpaar wartet Eurer schon.
Noch eh' es Eins von dem Kirchthurm schlägt,
Habt Ihr seine Händ' in einander gelegt!"

Den Pfarrer schüttelt's durch Mark und Bein,
Doch schlüpft er in den Chorrock hinein,
Erfasset bebend das heilige Wort
Und jagt in der seltsamen Kutsche fort.

Im Wald das verfall'ne Kirchlein steht,
Der Pfarrer spricht leis' sein Stoßgebet,

Dann tritt er ein in den erhellten Raum,
Ihn dünket Alles ein Mährchentraum.

Er sieht geputzt dort das Liebespaar
Und Hochzeitsgäst' eine große Schaar,
Hat schnell begonnen seinen Sermon,
Damit er eiligst komme davon.

Gewechselt werden die Ringe jetzt,
Der Segen Gottes hinzugesetzt;
Dann eilt der Pfarrer der Kirchthür zu,
Die hinter ihm her sich schließt im Nu.

Bei Sturmessausen fährt er zurück.
Doch gerade in dem Augenblick,
Als er treten will in's Haus hinein,
Ein Sack mit Gold fliegt hinter ihm drein.

Der spukende Erbsendieb auf dem Hofe zu Klein-Niendorf bei Lübz.

In einem der klein-niendorfer Hofgebäude, in dem sogenannten Schweinehause soll's Nachts nicht recht geheuer sein. Ein Geist soll dann dort sein Wesen treiben, gewaltig herumpoltern und toben und die in seinem Spukreviere sich grade aufhaltenden Menschen gar sehr beunruhigen und necken. In diesem Schweinehause ist auch die sogenannte Rollkammer, — nach der sich dort befindenden Zeugrolle so benannt, — in welcher gewöhnlich zwei Betten stehen, worin öfter, wenn sonst kein Platz mehr auf dem Hofe ist, fremde Kutscher, oder daselbst

beschäftigte Handwerker aus der Stadt schlafen müssen. Von der Rollkammer führt eine Treppe auf den Boden des Schweinehauses, der durch eine Fallthür verschlossen wird. Und wie noch heute gewöhnlich Korn auf diesem Boden lagert, so wurde dort auch schon früher immer solches aufbewahrt.

Der Sage nach diente vor vielen Jahren ein Knecht auf dem Hofe, der es ganz ausgezeichnet verstand, sich des Nachts unbemerkt in die Rollkammer zu schleichen, von wo er dann auf den Boden stieg und für seine Pferde das beste Korn stahl. Die andern Hofknechte zerbrachen sich viel den Kopf darüber, wovon es wol komme, daß das Gespann ihres Kameraden immer so auffallend schön, voll und wohlgenährt aussehe, obgleich er doch auch nicht mehr Korn für seine Pferde bekam, wie jeder Andere. Oft stellten sie ihn dieserhalb zur Rede und verschwiegen dann auch ihm gegenüber nicht ihre Vermuthung, daß er sich gewiß Korn stehle; denn sonst, meinten sie, sei es nicht möglich, daß seine Pferde, die doch früher auch nicht besser als die ihrigen gewesen waren, jetzt so gut im Stande sein könnten. Beharrlich leugnete dieser aber stets seinen nächtlichen Diebstahl, und als eines Abends seine Kameraden wieder in ihn drangen und ihn mit Fragen und Bitten förmlich bestürmten, sagte er endlich, um sich Ruhe zu verschaffen: „Ne Jung'ns, ick stähl warraftig keen Kuhrn nich, und will't Knick bräcken, wenn ick leegen doh!"*)

*) Plattdeutsch, wie es in dortiger Gegend gesprochen wird, = „Nein Jungen, ich stehle wahrhaftig kein Korn, und will das Genicke brechen, wenn ich lüge!"

Bekanntlich wird das Plattdeutsche in unserm lieben Heimathlande sehr verschieden gesprochen, nicht allein jede Gegend hat ihre eigene Mundart, — man vergleiche z. B. einmal das in den Gegenden um Grabow, Wittenburg, Schönberg, Bützow, Malchin, Röbel, Strelitz, an der Ost-

In derselben Nacht aber schon, als Alles schlief, schlich unser Knecht wieder auf den Kornboden. Schon hatte er sich einen ganzen Sack mit Erbsen vollgeschaufelt, schon lag derselbe auf seinem breiten Rücken und eben war er im Begriff sich damit zu entfernen, als er plötzlich fehltrat und die Treppen hinunter stürzte. Am nächsten Morgen fand man ihn mit gebrochnem Genicke, als Leiche auf den Dielen der Rollkammer liegen und ihm zur Seite den vollen Sack mit den gestohlenen Erbsen. — Gott der die freche Lüge gehört, hatte sie schrecklich, und so bald schon gerächt! —

Das bereits erwähnte Spuken stammt nun noch von diesem Knechte her, der noch immer keine Ruhe gefunden und

---

seeküste ꝛc. gesprochene Platt mit einander, welche große Verschiedenartigkeit wird man da nicht finden, — sondern es geht sogar soweit, daß oft schon in zwei nahe bei einander liegenden Dörfern ein und dasselbe Wort ganz anders gesprochen wird. Dazu kommt nun, daß es in der einen Gegend auch noch so manche Ausdrücke, Benennungen und Redensarten giebt, die in der andern ganz unbekannt, ja selbst unverständlich sind. Rechnet man hierzu endlich noch die vielen Abarten und Uebergänge der verschiedenen, im Lande üblichen Sprachweisen und Mundarten, so stellt sich in unsern guten Großherzogthümern, trotz ihrer geringen Größe, eine wirklich ungeheure Mannigfaltigkeit der plattdeutschen Sprache heraus.

Da es nun mein Streben ist, die Sagen möglichst so zu erzählen, wie sie noch jetzt im Munde des Volkes fortleben, so wird man es natürlich finden, daß ich auch das Plattdeutsche möglichst so wiederzugeben suche, wie es grade an dem betreffenden Orte gesprochen wird. Eben deshalb konnte ich mich auch nicht dazu verstehen, wie es mir von einer sonst hochgeschätzten Seite angerathen wurde, das in dieser Sammlung vorkommende Plattdeutsch nur allein so zu schreiben, wie es nach der historischen Entwickelung in der Literatur üblich sei; da ich auch hierin so viel als möglich nach Leben, Wirklichkeit und Wahrheit streben wollte.

daher allnächtlich umgehen soll. Jedermann auf dem Hofe, wie die Tagelöhnerleute im Dorfe wissen dies auch sehr gut und deshalb würde auch so leicht Keiner von ihnen sich in die Rollkammer hinlegen und dort schlafen. Die fremden Leute, die's vorher nicht wußten oder nicht glauben wollten und dort schliefen, haben's aber immer bald genug erfahren, indem des Nachts über ihnen auf dem Boden ein Getöse und Wirthschaften entstand, daß es kaum zu ertragen und mit anzuhören war. „Oft ist's aber auch" — erzählte ein alter Töpfermeister aus Lübz, der da ebenfalls eine Nacht geschlafen, nachher sich aber ein anderes Nachtquartier gesucht hatte, — „als stürze etwas Schweres, etwa wie ein Sack mit Korn oder wie ein menschlicher Körper anzuhören, von dem Boden auf der Treppe herunter an die Erde." Andern dort Schlafenden ist es passirt, daß sie durch Abziehen ihres Deckbettes geweckt wurden, und wenn sie sich solches wieder hinaufgezogen, ist's ihnen immer wieder weggerissen worden, und zwar mit immer größerer Kraft und Gewalt. Kurz, wie auch der alte lübzer Töpfermeister sagt, wer dort in der Rollkammer einmal eine Nacht geschlafen, dankt für das zweite Mal.

Der Käsebaum bei Boitzenburg.

In der Nähe von Boitzenburg, auf dem Stadtfelde befindet sich eine alte Eiche, welche dort allgemein unter dem Namen der Käsebaum bekannt ist. Ueber die Entstehung dieser eigenthümlichen Benennung erzählt man sich Folgendes:

Vor Jahren pflegte hier gewöhnlich ein Knecht, wenn er die in der Nähe liegenden Aecker seines Dienstherrn bestellte,

auszuruhen und seine Mahlzeiten zu halten. Wenn's Eßzeit war machte er Halt, ließ seine Pferde hinter dem Pfluge, den Eggen, oder was sie sonst grade thaten, stehen, schlenderte nach der Eiche und legte sich gemüthlich in ihrem kühlenden Schatten nieder. Dann griff er nach seiner Kiepe, packte aus was die Hausfrau oder die Köchin ihm hineingesteckt hatte und begann zu schmausen. Wenn er damit fertig war, wurde sich ein Pfeifchen angebrannt und auch das noch erst in der bequem liegenden Stellung ausgeschmaucht, öfter nachher auch wol noch ein gehöriges Schläfchen gemacht, ehe er wieder zu seinen geduldig wartenden Thieren zurücke kehrte und mit ihnen seine Arbeit fortsetzte. Unser gute Knecht war nämlich grade keiner von den fleißigsten und gewissenhaftesten Menschen, im Gegentheil ein höchst nachlässiger und fauler Patron, dem es wenig kümmerte, ob seines Herrn Felder gut oder schlecht bewirthschaftet wurden, und ob sie etwas oder nichts darnach trugen und einbrachten.

Obgleich er nun auch ein so sehr geringes Interesse für seine Dienstherrschaft an den Tag legte, so machte er dessenungeachtet doch die größten Ansprüche an dieselbe. Denn trotzdem er es auch vorzüglich gut hatte und immer aufs Beste versorgt wurde, so war er doch niemals zufrieden zu stellen. Immer hatte er etwas zu tadeln, an allen Dingen etwas auszusetzen und zu mäckeln. Bald schmeckte ihm Dies, bald Jenes nicht, bald war ihm dies, bald jenes Essen nicht recht und gut genug; kurz er war nicht nur ein großer Faulpelz, sondern auch ein arges Leckermaul.

Eines schönen Nachmittages, als der Knecht wieder in der Nähe des Baumes ackerte und es noch gar nicht einmal ganz Vesperzeit war, fühlte er doch schon wieder Lust und Verlangen zum Essen, vorzüglich aber zum Faullenzen. Er ließ also seine

Pferde stehen und schlenderte gähnend nach seinem alten Lieblingsplatze. Nachdem er sich dort wieder gemächlich im kühlen Schatten ausgestreckt hatte, langte er sich die Kiepe her und begann ihren Inhalt auszupacken. Außer einer kleinen Flasche mit doppeltem Kümmelschnapse, befanden sich noch zwei tüchtige Butterbröde mit Käse belegt darin. Kaum gewahrte er diese aber, als er auch schon wüthend an zu schelten begann und lästernd ausrief: „der Teufel soll mich holen, wenn ich schon wieder Käsebutterbrod fresse!" — Es war jetzt nämlich schon das dritte Mal, daß er hintereinander mit Käse belegtes Butterbrod mitbekommen hatte, und obgleich er solches sonst auch sehr gerne aß, obgleich es auch herrlicher feiner Stuten, mit schöner gelber Butter fett beschmirt und prächtigem Holländerkäse dick belegt, war, so ärgerte es ihn doch, daß statt des letzteren jetzt nicht einmal zur Abwechselung Wurst oder Fleisch darauf lag. — Ohne zu essen warf er fluchend das eine Butterbrod in die Kiepe zurück, das andere aber nagelte er höhnend an den Stamm des Baumes fest. Darauf legte er sich wieder im Schatten nieder, streckte und dehnte seine faulen Glieder in dem weichen Grase aus und war denn auch bald fest eingeschlafen.

Nach längerer Zeit erwachte er wieder. Sich den Schlaf aus den Augen reibend, richtete er den Kopf in die Höhe und streckte dann die Hand nach dem vorhin in die Kiepe zurückgeworfenen Butterbrode aus. Er hatte jetzt doch wirklichen Hunger bekommen, was zuerst wol nicht der Fall gewesen war, und ohne weiter an seine ausgesprochenen Verwünschungen zu denken, verzehrte er schmatzend das eine der verfluchten Butterbröde, einen tüchtigen Hieb dazu aus seiner Flasche nehmend, während er das andere, am Baume genagelte, ruhig sitzen ließ. Nachdem er dann nochmals eine ganze Zeit los-

gefaullenzet hatte, ging er endlich wieder mit lansamen Schritten an seine Arbeit zurück. Nicht lange darnach war denn auch schon der ersehnte Feierabend herangerückt; sogleich ließ unser Knecht die Arbeit ruhen, setzte sich auf den Rücken des Sattelpferdes und ritt mürrisch nach Hause.

In der Nacht aber schon kam der Böse und holte den Knecht, der sich ihm ja selbst am Nachmittage, in seiner Wuth und Aufregung, wenn auch unwissend, verschrieben hatte und fuhr mit seiner armen Seele zur Hölle, in die ewige Verdammniß! —

Noch jetzt soll der vom Teufel geholte Knecht des Nachts bei der Eiche umgehen und schon öfter von den dann dort vorbeigekommenen Leuten gesehen worden sein. Die Eiche aber hat seit dieser Begebenheit den Namen „Käsebaum“ bekommen, unter welcher Benennung sie denn auch allgemein in Boitzenburg und der Umgegend bekannt ist.

Das Gedenkkreuz bei Barkow, zwischen Plau und Lübz.

An der früher von Plau nach Lübz führenden, alten Landstraße, nicht weit vom Kirchdorfe Barkow, nach der barkow-wessentiner Feldscheide zu, befindet sich, dicht am Wege auf einer kleinen Anhöhe, ein einfaches kleines Kreuz. Dasselbe ist schon sehr alt, der Zahn der Zeit hat's schon stark benagt, das zeigt auch das verwitterte und morsche, mit graugelblichen Moosflechten bedeckte Holz, woraus es gefertiget ist, sowie auch seine halbumgesunkene, schiefe Lage. Rund um das

Kreuzchen erblickt man eine große Menge abgebrochener Baumzweige, die die fromme Einfalt und Pietät der Landleute von nah und ferne hier zusammen getragen hat.

Wie die Sage geht, ist vor vielen Jahren an dieser Stelle ein blutjunges Mädchen aus Barkow ermordet worden. Froh und vergnügt, ein Körbchen am Arm kehrte dasselbe aus der Stadt zurück nach ihrem heimathlichen Dorfe, als sie unterwegs plötzlich von einem umherstreifenden Juden überfallen wurde. Da sich das Mädchen zuerst weigerte, dem Räuber freiwillig das wenige Geld welches sie bei sich führte auszuliefern, so tödtete er sie auf die grausamste Weise. Das arme Geschöpf, die den Unbarmherzigen, als er ihr den ersten Schlag mit seinem dicken Knotenstocke versetzt, so flehentlich aber vergeblich um Schonung ihres jungen Lebens bat, wehrte sich darauf in der Todesangst mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, wodurch der Schändliche nur noch wüthender wurde und immer ärger auf sie eindrang. Bald jedoch mußte sie seiner Uebermacht unterliegen und aus tausend Wunden blutend, unter gräßlichen Todeszuckungen entfloh endlich ihre unverdorbene schöne Seele und schwang sich auf zu jenen lichten Höhen, ein Engel rein und schuldlos. —

Dreizehn Schillinge nur fand der Räuber in der Tasche seines Schlachtopfers! — Das war also das Resultat seines abscheulichen Verbrechens, das war das Resultat seines Raubmordes! — Oh, und welch' eine schwere Blutschuld, welch' eine große, große Sünde hatte er dadurch auf sein Haupt geladen; welch' unendliches Leid, welchen unsäglichen Kummer hatte er dadurch über die armen Eltern der Erschlagenen gebracht? — — Er hatte ihnen Alles, Alles geraubt, er hatte sie namenlos unglücklich, namenlos elend und arm gemacht! —

Wer vermögte wol den Schmerz, den Jammer der unglück-

lichen Eltern zu schildern, als ihnen, durch bald darnach des Weg's gekommene Leute, die blutige, gräßlich verstümmelte Leiche der geliebten Tochter in das Haus gebracht wurde? — Am Morgen dieses Tages noch war das junge Mädchen blühend und gesund gewesen, hatte den guten Eltern noch bei ihrem Fortgehen so schmeichelnd die Backen gestreichelt, so liebevoll den Mund geküßt. Mit dem Versprechen, bald wieder heimzukehren, war sie dann fortgehüpft, leicht und flink wie ein Reh; oft noch hatte sie sich umgeschaut, den ihr nachblickenden Eltern freundlich zunickend, bis sie ihren Augen entschwunden, und jetzt schon mußten sie dieselbe so wiedersehen. —

Unsäglich war der Schmerz und die Trauer des schwergeprüften Elternpaares. Ach die Armen verloren in ihr nicht nur ihr letztes liebes Kind, — all die andern hatte ihnen der unerbittliche Tod schon früher genommen, sie hatten sie alle schon, bis auf dies letzte, nach dem Kirchhofe tragen lassen müssen, — sondern sie verloren auch die beste, treuste Tochter, ihr Alles, ihr ganzes, ganzes Lebensglück; die Freude und der Trost ihres Alters, ihre Hoffnung und ihr Stolz wurde mit ihr zu Grabe getragen! — Ja mit Recht konnte sie als die Freude und der Stolz der Eltern gelten, denn nicht allein war sie das schmuckste und schönste Mädchen des Dorfes und der ganzen Umgegend, sie war auch ein wahres Muster von Frömmigkeit, von Tugend und Sittsamkeit, ein Muster von Bescheidenheit, Fleiß und Thätigkeit, dabei den Eltern die liebevollste, dankbarste und gehorsamste Tochter und gefällig, freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann. Deshalb hatten sie auch Alle lieb und das ganze Dorf betrauerte wahrhaft und von Herzen mit den alten Eltern ihren Verlust. „Sie war zu gut für diese Welt, darum rief der Herr sie schon wieder zu Sich

in Sein Freudenreich!“ sprach tiefbewegt, mit Thränen in den Augen, ein 80jähriger Greis des Dorfes, als er die Todesbotschaft vernahm.

Die Blutspuren, die der Mörder durch das Ringen mit seinem Opfer an der Kleidung davon getragen, führten bald darauf zu seiner Entdeckung. Und als die trostlosen Eltern im Vereine mit den trauernden Bewohnern des Dorfes den bekränzten Sarg mit dem lieben, schuldlosen Kinde in die kühle Gruft gesenkt, da fiel auch bald darnach durch Henkershand das Haupt des schändlichen Raubmörders.

Der alte Vater des Mädchens setzte an den Ort, wo sein liebes Kind, sein ganzes Glück auf so entsetzliche Weise geendet, das noch jetzt vorhandene, von ihm selbst verfertigte einfache Holzkreuzchen, und benetzte und weihete es mit seinen reichlich dabei vergossenen Thränen. Die Bewohner des Dorfes aber trugen nach alter Sitte, als Zeichen ihrer Trauer und Theilnahme, und im frommen Glauben, daß dadurch der Geist der Gemordeten desto eher Ruhe finde, grüne Zweige herbei; und andächtig entblößten Hauptes, stille Gebete für das Seelenwohl der Dahingeschiedenen zum Himmel sendend, legten sie dieselben nieder um das Kreuz, — was die vorbeikommenden Landleute auch hier, wie auf andern ähnlichen Stellen im Lande, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt haben. —

Die alte Landstraße ist vor einigen Jahren gelegt worden, seitdem führt aber, etwas entfernt von ihr, eine schöne Chaussee von Plau nach Lübz. Wegen der nunmehrigen, weiteren Entfernung vom Wege wird dieser Ort seit der Zeit auch weniger, wie sonst, besucht; doch kann man, wenn man die Chaussee passirt, das Kreuz auch von dort aus ganz deutlich sehen, sowie auch das umherliegende Buschwerk. Auch jetzt findet man darunter, neben alten, schon ganz oder erst halb

vergangenen Sträuchen und Zweigen, auch noch ganz frische und grüne.

Hierans ersieht man, daß, trotz der Entfernung von der Straße, trotz der materiellen Richtung der Jetztzeit, der Ort doch noch immer von diesem oder jenem schlichten Landmanne besucht wird, der, im frommen Glauben seiner Väter und ihre ehrwürdigen Bräuche ehrend, auch noch heute zum Seelenheile der Gemordeten seinen Zweig hier niederlegt.

Die verwünschte Prinzessin im Ruhnerberge.

(Von J. J. F. Giese in Strohkirchen.)

Motto: Die Sage ist das Kind zu nennen,
Geschichte ist die edle Maid;
Willst gründlich Du die Maid erkennen,
So lerne ihre Kindeszeit.

Das Vaterland sei Deine Liebe,
Und Deine Lust sei Mecklenburg;
Ihm weihe alle Deine Triebe,
Das forsche aus, studir' es durch.

Schon oft hatte der Schäfer Jakobs zu Ruhn, einem Dorfe in der Nähe des Ruhnerberges, seine Heerde auf das Feld getrieben und in die Berge, welche an seine große Schafweide stießen und zum Theil weit in dieselbe hinein sich erstreckten und mit zu derselben gehörten; schon oft war er mit seiner Heerde über die Grenze seiner Feldmark gezogen und hatte Weide gesucht zwischen den Bergen, die freilich keinem Menschen gehörten, — darum ihm aber auch nicht, — aber nie war ihm so eigenthümlich zu Sinne gewesen, wie gerade an diesem Morgen, der nicht einmal nebelig, geschweige

denn dunkel oder sonst wie unheimlich schien. Er hütete freilich am Fuße des Ruhnerbergs, der nicht mehr im Bereiche des ruhner Feldes lag, allein wer sollte ihm solches wehren, da Niemand Eigenthümer dieser Grundfläche war? und sollte es Jemandem einfallen, ihn darunter weisen zu wollen, so würde Jakobs sich nicht zum Weichen verstanden haben, denn er war jung, kaum 24 Jahre alt, und konnte es hinsichtlich der Stärke mit Jedermann aufnehmen, und hinsichtlich des Rechts, hatte er so viel Recht, als jeder Andere hier zu hüten. Trotzdem zitterte er an allen Gliedern, als wenn die grimmigste Kälte sich seiner bemächtigt hatte, und es war doch am Johannistage, und die Sonne stand hell und klar am Himmel und sandte ihre brennendheißen Strahlen in die Berge, die die Hitze in den Thälern noch vergrößern halfen.

Die Sonne war schon hoch emporgestiegen, und es schien nicht mehr fern von Mittag zu sein, als Jakobs ermüdet am Berge einschlief und erst erwachte, da der Mittag bereits vorüber war. Anfangs glaubte er, daß sich seine Schafe verlaufen haben würden, und wollte ihnen, schnell aufspringend, nacheilen, aber wie staunte er, als seine Heerde ruhig um ihn herum weidete und von einer wunderschönen Jungfrau gehütet wurde. Auch die ganze Gegend um ihn her schien sich verändert zu haben; er lag nicht in einer Wildniß, sondern in einem großen, blumenreichen Garten mit herrlichen Rasenplätzen dazwischen, auf welchen eben seine Schafe weideten. Die sonst spärlich hier stehenden Eichen, Buchen oder Tannen waren jetzt von Früchten prangende Obstbäume, die schon sehr einladend schienen, obwol sie noch nicht zur Reife gelangt waren. Schnüre und Leinen waren von einem Baume zum andern gezogen, und auf denselben waren die blendend weißen Leinewandtücher, — Tisch- und Betttücher — und Hemden neben den schönsten Kleidern

mannigfaltiger Farbe, Verzierung und Mode zum Aussonnen ausgebreitet. Der Ruhnerberg selbst war ein ungeheures Schloß, zwar sehr plump nur gebaut, aber so reich verziert mit Blumen und Ranken der schönsten Schlingpflanzen, daß es nach des erstaunten Schäfers Meinung mit prächtigen Schlössern der Jetztzeit wol wetteifern konnte.

Noch immer stand der Schäfer und stierte diese plötzliche Veränderung an, da nahete sich ihm die so freundlich aussehende Dame und bot ihm einen „Guten Tag"! Der Schäfer, schon zitternd, ehe er diese feenhafte Schönheit gesehen, war jetzt gar schüchtern geworden, und kaum wagte er es, den liebreichen Gruß der engelgleichen Dame zu erwidern, als diese tröstlich zu ihm sprach: „Fürchte Dich nicht, willkommener Freund in dem Bereiche meiner Macht; Dich wundert freilich die Schönheit der sonst so kahlen Gegend, aber Du kannst es nicht leugnen, daß sie Deinen Augen gefällt, und daß Du dieselbe immer so behalten mögtest. Und wenn Du willst, Du kannst sie behalten. Alle diese Schönheit, diese Reiche und ihre Herrlichkeit soll Dein sein, wenn Du meinen einzigen Wunsch, meine einzige Bitte, erfüllen willst. Nichts brauchst Du zu opfern, nichts brauchst zu wagen, keine Sünde ist es, welche Du begehen sollst, Du sollst nur meine Lippen küssen und wir Beide sind glücklich, denn ich bin erlöset und Du bist reich. Oh weiche nicht zurück, schöner Jüngling, und zittere nicht so sehr, halte mich nicht für etwas Ueberirdisches, denn ich bin ja Deinesgleichen; ich bin ein Mensch wie Du, nur unglücklich, weil mich ein Zauber so lange in diese Berge gebannt hat, bis der Mund eines straflosen Jünglings mich mit einem Kusse erlöset. Deine Mienen, sie zeigen eine Abneigung gegen mich, lasse die bösen Vorurtheile fahren, edler Jüngling, und erhöre das Flehen einer Königstochter, die der Fluch eines grausamen Mannes

darum in diesen Bergen gefangen hält, weil ihm der Vater die Hand der Tochter versagte, um welche er bat!“

Alle diese Worte hörte der Schäfer an, ohne ein Wort zu sprechen, auf seinen Lippen aber schwebten stets die Worte: „„Hebe Dich weg von mir, Du gleißnerische Schlange!““

Auf's Neue begann die unglückliche Prinzessin: „Schon oft bin ich an einem Josannistage zwischen 12 und 1 Uhr auf der Erdoberfläche gewesen, denn alle 100 Jahre muß mich der Zauber zu dieser Stunde verlassen, aber nie habe ich das Glück gehabt, Den zu finden, welchen das Zauberwort forderte. Heute sah ich Dich hier liegen und schlafen, und freuete mich, da ich mich schon befreiet wähnte von den Fesseln des Zaubers; ich wagte es nicht, Dich zu wecken und wartete darum geduldig der Zeit, welcher Du Dich dem Arme des Schlafes entwinden würdest, — aber wehe mir! es scheint, als wenn ich nicht den Erlöser in Dir finden soll. Ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir und mir heilig ist, kann Dich das Elend und die Leiden eines unschuldigen Mädchens nicht zum Mitleid bewegen, so lasse Dich blenden von den Reichthümern, die Deiner warten, wenn Du meine Bitte erfüllst! Siehe alle diese Herrlichkeit, sie soll ja Dein sein, siehe dort auf dem Schlosse die goldene Wiege, sie soll Dein werden, siehe an, was in der Wiege glänzet, es ist Edelstein, es soll Dein sein, nur küsse meine Lippen; ein Kuß von Dir, und ich bin erlöset und Alles ist Dein!“

„„Nein!““ sprach der Schäfer endlich nach langem Schweigen, „„lieber laß mich arm bleiben, als durch des Teufels Blendwerk mir Reichthümer vorspiegeln lassen, die nach vollbrachter Sünde doch nimmer mein werden!““

Noch einmal erhob die Jungfrau ihre Stimme und aus dem ganzen Gesichte blickte eine Miene, so flehentlich, daß schon

sie gewiß Manchen zu Allem bewegen konnte, den Schäfer aber zu nichts. Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, als die Stunde schlug, mit welcher der Zauber sie wieder in seine Gewalt nahm. Weinend sprach sie noch: „So muß ich noch einmal 100 Jahre warten, und wer weiß, ob ich dann Den finde, der es wagt, mich zu erlösen“! — Darauf verschwand sie und mit ihr alle Pracht umher, und der Schäfer stand wieder, wie vorhin, bei seiner Heerde.

Der Gedenkstein in Selow bei Bützow.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Die Landstraße von Bützow nach Doberan führt durch das Bauerdorf Selow, das eine Meile von ersterer Stadt entfernt ist. Das Dorf hat eine sehr reizende Lage, und die fruchtbaren Aecker, die nach Südwest hin von dem Höhenzuge, der von der Hohen-Burg her nach Norden geht, eingerahmt sind, erinnern an die Landschaften gebirgiger Gegenden.

Diese Felder waren zur Zeit der ersten Anfänge des Christenthums in Mecklenburg das Besitzthum zweier weithin gebietender Ritter; auf den selower Höhen erhoben sich die Burgzinnen des einen, und in dem eine halbe Meile davon entfernten Pfarrdorfe Neukirchen hielt der andere sein Hoflager.

Beide Herren hatten für sich und ihre Hörigen zu gemeinsamem gottesdienstlichen Gebrauche eine Kapelle, die in Selow lag. Im Verlauf der Zeit erwies sich der Raum derselben jedoch zu klein, und man sah die Nothwendigkeit ein, zum Baue

eines neuen Gotteshauses zu schreiten. Aber der Ort, wo dieses sollte erbauet werden, wurde Veranlassung und Gegenstand zu ernster, blutiger Fehde. Jeder der Ritter nahm für sich das Recht in Anspruch, auf seinem Gebiete die Kirche erbauen zu lassen; Jeder sah's als eine Sache der Ehre an, und der Sieg, den der Eine oder der Andere davontrug, mußte als ein sprechendes Zeugniß seines Uebergewichtes erscheinen. Dazu kam auch die religiöse Begeisterung, die in dem Kirchenbau eine That des Glaubens erkannte und diesen darin zu bethätigen strebte. Es waren die mannigfachsten Versuche zur Einigung gemacht worden, und da keiner zu einem gedeihlichen Ende geführt hatte und Jeder der Streitenden auf seiner Forderung mit noch größerem Eifer beharrte, so war man des Entschlusses geworden, dem Schwerte die Entscheidung anheim zu geben und einen Zweikampf auf Leben und Tod zu kämpfen. Beide kamen dahin überein, an einem bestimmten Tage sich kampfbereit auf dem Kirchhofe vor der Thüre der selower Kapelle einzufinden, dann um die Kapelle herumzureiten und an der Stelle, wo sie einander begegnen würden, zu streiten, bis einer der Kämpfer todt auf dem Platze liege; der Sieger solle alsdann in dem unbestrittenen Rechte sein, die Kirche auf seinem Gebiete zu erbauen, und sollten auch die Erben des Erschlagenen gehalten sein, alle erforderlichen Dienste und Hülfen zu leisten. Dieser Kampf ward als ein Gottesurtheil angesehen, dem sich Beide getrost unterwerfen wollten.

Der Morgen war angebrochen in all seinem Frieden. Die Strahlen der Frühsonne spiegelten sich ab in den Thautropfen, die an den Grashalmen auf den Gräbern hingen. Feld und Wald und Garten feierten eine jener Stunden fröhlichen Auferstehens, wo neues Leben auch über die kleinsten Gebilde in dem Vaterhause unseres Gottes ausgegossen ist, wo Alles Seine

Gnade verkündigt und es stille wird auch in der sonst so bewegten Menschenbrust.

Aber auf dem selower Kirchhofe sollte der Frieden und die Stille dieses Morgens bald aufhören; über den Gräbern wollten zwei Männer in wildem Grimme mit einander ringen und Dem in Seine Rechte greifen, der Leben und Tod in Seinen Händen trägt.

Der Kirchhof füllt sich mit Reisigen; jeder der Ritter erscheint in einem zahlreichen Gefolge. Vor der Thüre der Kapelle halten die Kämpfenden auf schnaubenden Rossen, die mit ihren Hufen die Erde stampfen. Dann wird noch einmal das wiederholt, worüber man eins geworden. Mit herabgelassenem Visir und weit ausgelegter Lanze reiten die beiden Ritter nach entgegengesetzten Seiten in gemessenem Schritt um die Kapelle. Jetzt treffen sie auf einander. Ein furchtbarer Kampf beginnt. Jeder kämpft für sein Recht, für die Kirche des Herrn, für sein Leben; es wird eine That des Glaubens gekämpft. Mit furchtbarem Gedröhne treffen die schweren Lanzen auf die schuppichten Panzer, daß sie zersplittert den Händen der Kämpfer entfallen. Es wird zum Schwerte gegriffen. Mit wuchtigen Schlägen dringen die Gegner auf einander ein. Die Entscheidung will noch immer nicht nahen. Da durchhaut der Ritter von Neuenkirchen dem Gegner das Visir unter dem Auge; das Eisen dringt in das Haupt, und entseelt stürzt er vom Rosse. Seine Mannen, die dem Kampfe zugeschauet, tragen ihn auf die Burg, und nach wenig Tagen wird sein Grab an der Stelle gegraben, wo er den Tod gefunden.

Der Sieger erbauet nun in Neuenkirchen ein großes Gotteshaus, und der Gottesdienst wird von Selow dorthin verlegt. Die Kapelle zerfiel im Verlaufe der Zeit.

Doch kurz nach der Bestattung des gefallenen Ritters er-

ereignete sich etwas, das Alle in das höchste Erstaunen setzte. Eines Morgens nämlich stand auf dem Grabhügel ein großer behauener Stein aufgerichtet, von dem Niemand zu sagen wußte, woher er gekommen sei. Diesen Gedenkstein kannst Du, Wanderer, noch schauen, wenn Du durch Selow den Weg nach Kleinen-Belitz gehst. Dort steht er zur linken Seite einige Schritte von der Straße und weiset Dich in seiner alten, ehrwürdigen Gestalt auf längst entflohene Zeiten hin. Du wirst ihn mit jener Achtung anschauen, die Dir immer solche Monumente der Vorzeit, über deren Haupte Jahrhunderte mit ihren Stürmen und ihrem Sonnenschein dahingegangen sind, einflößen.

Der Stein ist grobkörniger, quarzhaltiger Granit; er hat eine Höhe von 8 und eine Breite von 2 Fuß und mißt in der Dicke 6 Zoll. Der Kopf ist fast kreisförmig und hat zu beiden Seiten ohrförmige Ansätze. Die Hauptseite des Steins ist nach Norden gerichtet. In der Rundung des Kopfes ist Christus am Kreuze erhaben ausgehauen. Auf der nördlichen Seite kniet in der Mitte eine männliche Figur, ohne Waffen und Schmuck, die ihre Hände betend zum Crucifix emporhebt. Am Rande über der betenden Figur ist ein geschlungenes Band mit gothischen Schriftzügen, die wol schwer zu entziffern sein werden. Die südliche Seite des Steines trägt dieselbe Darstellung, jedoch ohne Umschrift.

Woher der Stein gekommen, davon hat Niemand Kunde gehabt. Er stand eines Morgens auf dem Grabe aufgerichtet, mit seinem Fuße tief in die Erde hineinfassend. So umhüllete ihn ein geheimnißvolles Dunkel, und er wurde nicht allein den Bewohnern Selow's, sondern auch den benachbarten Dörfern ein Gegenstand frommer Scheu. Keiner wagte, ihn mit der Hand zu berühren oder wol gar zu beschädigen. Und als im

Verlaufe der Jahre die Kapelle niedergerissen ward, die Grabhügel einfielen und der Gottesacker sich in ein Fruchtfeld umwandelte, da wich dennoch jene stille Scheu nicht; man ließ ihn unangetastet, und der Pflug durfte ihm mit seinem Eisen nicht nahen.

So hatte der Stein schon viele Jahre gestanden in immer gleicher Wirkung, und die Zeit hatte in ihn ihre Schrift gegraben. Da bemerkte man einst, daß in der Morgenstunde und später auch zu anderen Stunden des Tages auf einem der ohrförmigen Ausschnitte des Kopfes eine schwarze Krähe saß, die unheimlich und tückisch die Vorübergehenden ansah. Bald war Allen dieser unheilkündende Vogel bekannt; man hielt ihn für den verkörperten Teufel, der sie zu böser That reizen und verlocken wolle. Wer vorüberging, bekreuzte sich an Stirn und Brust, betete ein Vaterunser und flehete, nicht den Versuchungen des Widersachers zu erliegen.

So hatte der schwarze Gast wol schon oft auf dem Denkstein gesessen, ohne daß Jemand ihn zu verscheuchen gewagt hatte. Da pflügt einst ein Knecht das Ackerstück um, auf dem der Stein steht. Wieder sitzt die Krähe an derselben Stelle und sieht tückisch den Knecht an. Dieser sucht sie zu verscheuchen, und da das nicht gelingen will, ergreift er einen Stein und wirft ihn nach der Krähe. Sie fliegt mit wiedrigem Gekrächze davon und ist seit jener Zeit nicht mehr gesehen worden. Der Stein hat aber den ohrförmigen Ausschnitt des Kopfes getroffen, der herunterfällt. Der Knecht siecht dahin mit den Tagen des Monats, und als diese zu Ende sind, stirbt er. — Das abgeworfene Ohr wird auch jetzt noch in einer daneben stehenden Scheure aufbewahrt. —

Jahrhunderte sind über den Gedenkstein dahin gegangen und haben ihre Schrift ihm eingedrückt. Das Geschlecht, das

Zeuge jenes Kampfes war, ist längst von der Erde verschwunden. Die stillen Grabhügel des Kirchhofes sind nicht mehr zu finden und über ihnen wogen herrliche duftige Saaten. Die Begebenheit selbst lebt aber fort und fort in der Erinnerung der Menschen, und die Ehrfurcht vor dem Gedenksteine hat sich fortgepflanzt auf das lebende Geschlecht.

Der Herr Archivrath Dr. Lisch hat den Versuch gemacht die Inschrift des Gedenksteines zu entziffern, was ihm vollständig gelungen sein soll; er hat das Resultat seiner Untersuchung in den Jahrbüchern für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde mitgetheilt. Nach ihm steht auf dem Rande der Hauptseite:

Anno domini 1399 in die beati Viti obiit Hermanus Lameshovet*).

Ueber der Figur im geschlungenem Bande steht:

Miserere mei, Domine! **)

Auf der Rückseite ist in dem Bande dieselbe Inschrift.

Was sich die Leute von einem Teiche bei Stavenhagen erzählen.

Schon über hundert Jahre sind's her, da war einmal ein großes Feuer in Stavenhagen ausgebrochen; der Wind wehete gewaltig, man konnte das Schrecklichste befürchten.

*) Im Jahre des Herrn 1399 am Vitustage — 15. Juni — starb Herman Lameshovet.

**) Herr, erbarme Dich mein! Der Herausg.

Alles war sofort herbeigeeilt und half und rettete nach besten Kräften; aber alle Mühen und Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Es schien unmöglich, Herr des wüthenden Elements zu werden.

Schrecken und Entsetzen herrschte überall, Alles weinte und schrie; denn erbarmte sich der liebe Gott jetzt nicht der Bedrängten, so war die Stadt verloren und bald nur noch ein großer Asch- und Schutthaufen.

Wenn aber die Noth am größten, ist oft die Hülf' am nächsten! — so war's auch hier. —

Wie ein rettender Engel erschien nämlich plötzlich der in der Nähe wohnende Ritter von O.....n, allgemein geachtet und geliebt wegen seines großen Edelmuths.

Hoch zu Roß kam er herangesprengt. Schnell zertheilte er die dichte Menge, ritt um das Feuer und besprach es. Dann rief er mit lauter Stimme: „Platz da, Ihr Leute!" und jagte im vollsten Carriere wieder davon.

Und oh Wunder, das Feuer stürzte sich dem Reiter prasselnd nach; mit Windesschnelle folgte es ihm durch die Straßen, hinaus zum Thore der Stadt.

Hier aber warf sich der brave von O. mit seinem treuen Rosse in den nahen Teich. Ihm auf dem Fuße nach folgte auch jetzt das Feuer, aber es konnte nun nicht mehr folgen; denn als der Ritter das jenseitige Ufer glücklich erreicht, war es bereits durch das Wasser ausgelöscht.

Stavenhagen war somit gerettet. Alles pries den hochherzigen Mann, und noch heute nennt man dankbar seinen Namen.

Das Wasser, worin damals das Feuer seinen Untergang gefunden, existirt noch; der kleine Teich vor der Stadt soll's

nämlich sein, worin die Mädchen jetzt gewöhnlich ihre Wäsche spülen.

Auch das Feuer soll dort noch fortbrennen; denn die Jungfern behaupten immer, daß das Wasser gar nicht kalt sei, selbst wenn's auch Winter ist und noch so stark friert.

Der Teufelsbaum auf dem Tannenberge bei Boitzenburg.

Zu der auf Seite 105 bis 117 dieses Bandes erzählten Sage vom Tannenberge zu Boitzenburg, habe ich noch Einiges nachzutragen, was mir von einem Verwandten, einem gebornen Boitzenburger, mitgetheilt wurde, und was ich nun hiermit folgen lasse.

Als nämlich der jetzige Kreuzberg bei Boitzenburg noch seinen alten Namen, der Tannenberg, führte, als denselben noch hohe Tannen bedeckten, in deren immer grünen Häuptern ein Heer von Krähen sein Wesen trieb, da befand sich auf dem Gipfel des Berges, der, wie wir schon gehört, geebnet war und früher vielfach zum Tanz- und Tummelplatze der Bewohner Boitzenburg's diente, auch noch eine alte gekrümmte Tanne, die sich durch ihren merkwürdigen Wuchs vor allen ihren Schwestern, die sämmtlich gerade und schlank in die Höhe geschossen waren, auszeichnete und deshalb jedem Besucher des Berges sogleich auffiel. Diese sonderbar verwachsene Tanne nun war allgemein unter dem Namen der Teufelsbaum bekannt; mein Verwandter hat sie oft, wie er mir erzählte, als Knabe mit seinen Spielgenossen besucht und sie dann immer mit einem gewissen kindlichen Grauen betrachtet.

Ihren Namen soll die Tanne in jener Zeit erhalten haben, wo sich die auf Seite 114 dieses Bandes geschilderte gräßliche Begebenheit auf dem Tannenberge zutrug. Als nämlich bei der damals dort so lärmend und üppig begangenen Verlobungsfeier, zufällig grade um Mitternacht, eine Pause eintrat, als die rauschende Musik schwieg und die Musici auf einen Augenblick rasteten, um sich durch einen Labetrunk zu stärken, als auch die erhitzten Tänzerpaare ausruheten, um nach ein Paar Minuten der Erholung ihr voriges Vergnügen wieder fortzusetzen, als eben einige der Gäste in ihrer Gottlosigkeit und vom Weine berauscht über die unten am Berge ruhenden Todten spotteten, da erschallte dennoch Musik fort, und zwar in immer verstärkterem Grade und in einer Weise, wie sie nie zuvor ein menschliches Ohr vernommen. Es waren keine Töne, wie sie der Mensch den Instrumenten entlocken kann, nein, es waren übernatürliche Unlaute, wahre Disharmonien; denn bald erklang es wie ein Gemisch von Thierstimmen, wie das Heulen und Zischen von Hunden, Katzen und Schlangen, wie das Gekreische und Zirpen von Uhu, Fledermäusen und Heimchen, bald wie Donnergebrause und Windespfeifen, dann wieder wie Spott- und Hohngelächter der Hölle und das Heulen, Aechzen und Stöhnen seiner Bewohner.

Von dem Wipfel einer nahen Tanne herab erschallten diese Mark und Bein durchdringenden, allgemeines Grausen und Schaudern erregenden Töne. Immer tiefer senkte sich der Baum, und mit Entsetzen sah die dort versammelte, kurz zuvor noch so fröhliche und ausgelassene Gesellschaft, wie es der leibhaftige Teufel war unter dessen Wucht sich die Tanne herniederbeugte, wie er höhnisch lächelnd in ihren Zweigen hockte und mit Windesschnelle seine Fiedel strich, daß es weithin hallte über Berg und Thal.

Durch diesen Höllenlärm wurden die bis dahin am Fuße des Berges in Frieden Schlummernden geweckt. Die Gräber thaten sich auf, die Todten stiegen hervor in weißen Sterbehemden, drehten sich umher und begannen einen wirbelnden Reigen zu tanzen.

Und der Mond beschien mit falbem Lichte die Schreckensscene; schauerlich klapperten die dürren Knochengerippe, grausig grinsten die nackten Todtenschädel, und Alles was Leben hatte stürzte in wildester Hast dem Thore der Stadt zu.

Am andern Tage war von diesem nächtlichen Schauspiele nichts mehr zu sehen, keine Spur mehr zu entdecken; nur die Tanne, worauf der Teufel gesessen und gefiedelt hatte, war heruntergebogen und gekrümmt, und das ist sie auch viele, viele Jahre hindurch geblieben, bis sie mit all den andern Tannen unter der Axt des Holzhauers fiel. Von dieser Zeit an aber hieß sie der Teufelsbaum, und Jedermann, der den alten Tannen-, jetzigen Kreuzberg vor seiner nunmehrigen Umgestaltung einmal besucht hat, wird sich gewiß auch noch dieser Tanne erinnern und ihren Namen gehört haben.

Vom meineidigen Vogt und dem Spuk in Sandfeld bei Gadebusch.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Es war ein heftiger Streit entstanden zwischen Lüder Lützow, der auf Dutzow saß, und dem auch der nahe Hof Rien-

dorf, im Lande Sachsen*) gelegen, gehörte, und dem Herrn von Mecklenburg, der auf dem Schlosse zu Gadebusch wohnte, über die Grenzen der Waldungen, welche an der Scheide des Gutes Dutzow lagen, hart an der kneeser Feldmark, welches ein herrschaftlich Gut war. Das wird wol zu Herzog Christophs**) Zeit gewesen sein, das Jahr weiß Niemand,

*) Das jetzige Herzogthum Lauenburg, sonst Sachsen-Lauenburg genannt, war in alten Zeiten der Sitz der slavischen Polaber und wurde von Heinrich dem Löwen, Herzog von Sachsen und Baiern unterworfen, fiel aber nach der über ihn vom deutschen Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, im Jahre 1180 ausgesprochenen Reichsacht an Albrecht aus dem Hause Ascanien oder Anhalt, der sich fortan Herzog von Sachsen-Lauenburg nannte. Als seine Nachkommenschaft 1689 mit dem kinderlosen Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg ausstarb, nahm der Herzog Johann Wilhelm von Celle Besitz von diesem Herzogthume, welches nach seinem Tode 1694 an die kurfürstliche Linie des Hauses Braunschweig fiel. Bis 1814 blieb Lauenburg kurbraunschweigisch oder hannoverisch, da wurde es, mit Ausnahme des Amtes Neuhaus, welches Hannover behielt, an Preußen abgetreten. 1815 aber trat es Preußen schon wieder an Dänemark ab und erhielt dafür Schwedisch-Pommern und die Insel Rügen. — Diese beiden Gebiete waren nämlich im Kieler Frieden am 14. Januar 1814 von Schweden an Dänemark, zur Entschädigung für den Verlust Norwegens, abgetreten worden. — Lauenburg gehört zum hohen deutschen Bunde und ist deshalb auch der jetzige Beherrscher desselben, der König von Dänemark, in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein und Lauenburg, Mitglied desselben.

**) Herzog Christoph, geb. 30. Juni 1537, gest. 3. März 1592 — einer der nachgeborenen Söhne des regierenden Herzogs Albrecht VII. von Mecklenburg-Güstrow, auch Albrecht der Schöne genannt, und dessen Gemahlin Anna, geb. Markgräfin von Brandenburg, — war zuerst auf kurze Zeit Administrator des noch damaligen Bisthums Ratzeburg, darauf von 1555 bis 1569 Coadjutor des Erzbisthums Riga, und regierte dann zu Gadebusch vom 27. Januar 1570 bis zu seinem Tode.

Der Herausg.

aber die Sache ist ganz gewiß, denn viele alte Leute haben davon erzählt, die sie von ihren Vätern gehört haben.

Es war die Grenze freilich seit uralter Zeit durch große Steine bezeichnet, und auf diesen war die Leiter aus dem lützowschen Wappen und ein Gänsefuß gehauen, wie die Leute meinten, eigentlich aber war es der Strahl aus dem Wappen der Scharpenberge, welche vormals in diesen Gegenden das Land gehabt haben; nun aber sagten die Mecklenburger in Gadebusch, Lüder Lützow habe zur Nachtzeit die Steine verändert und deren mehrere an die streitigen Stellen gebracht und die Steinmetzen hätten sie zur Nachtzeit bezeichnen müssen, wie die alten bezeichnet waren, und brachten ein Talglicht her, welches bei dieser nächtlichen Arbeit verloren sein sollte. Und als sie nun schon lange sich gestritten hatten und doch Keiner nachgeben wollte, als Lüder Lützow sich auf seine Grenzsteine berief und die gadebuscher Herrn von ihrer Anklage nicht weichen wollten, da beschloß man an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen, und es sollte zur Urkund die Scheide begangen werden, wie es so alter Brauch war in streitigen Fällen.

Da kamen denn ihrer viele zusammen, und der Herzog von Mecklenburg selbst kam auch geritten, und Lüder Lützow auf seinem Hengste war auch zur Stelle. Der alte Vogt von Kneese, dem man gute Wissenschaft von der Sache zutrauen konnte, ward beauftragt, den wichtigen Gang vorzunehmen. Und er schritt fürbaß, aber bald wandte er sich von dem alten Steine mit dem Wappen ab und schritt auf das Land, welches Lüder als das seinige beansprucht hatte, weiter und weiter; ihm folgten die Andern und bezeichneten den Weg, den er gegangen war, als die richtige Scheide. Und als er nun zu Ende gekommen war und Lüder Lützow nun ein gut Stück Land verloren hatte, da schwur er einen heiligen theuren Eid, daß sein

Fuß keine andere Erde betreten habe, als die der Herren von Mecklenburg, und die waren sehr froh, daß sie auf solche Weise den Streit gewonnen hatten gegen den Lützower.

Aber Lüder Lützow hatte die Schelmerei wol erkannt und grimmig befahl er dem Vogte seine Schuhe auszuziehen, und siehe, da fand es sich denn, daß er die Schuhe in Gadebusch mit Erde gefüllt und daß er auf solche Weise seinem Herrn hatte dienen wollen und daß er meinte, sich retten zu können mit den Schalksworten, worin er seinen Eid geleistet hatte; denn wol hatte sein Fuß nur Erde der Herren von Mecklenburg betreten, aber das war die gadebuscher Erde gewesen.

Da ergrimmte Lüder Lützow in seinem Sinne und zog sein Schwert und stach den Meineidigen nieder, also daß er in seinen Sünden starb, und die Mecklenburger konnten ihn nicht schützen, obgleich sie ihn in ihre Mitte genommen.

Lüder Lützow aber hatte es vorher bedacht, daß es wol so kommen würde und wußte, daß man den Friedebrecher greifen würde, so man ihn fangen könnte, und dann würde es ihm wol schlimm gegangen sein; denn man machte damals nicht viel Umstände, um Einen vom Leben zum Tode zu bringen. Darum hatte er denn auch Schlagbäume überall auf dem Wege hinlegen lassen, der nach Dutzow und Niendorf führte, und hatte seinen Hengst geübt, darüber hinweg zu setzen.

Und als nun die Herren von Gadebusch und der Herzog selbst ihm folgen wollten, da konnten sie nicht über die Schlagbäume setzen, denn darauf waren ihre Pferde nicht geübt. Und als sie nun davon zurück bleiben mußten, während Lüder Lützow leicht genug hinüber kam, da ärgerten sie sich sehr und riefen ihm manch bitterböses Scheltwort nach; aber Lüder verhöhnte sie mit spottender Geberde und mit groben Worten, und ritt

nach seinem Gute Niendorf im Lande Sachsen, wo ihn die Mecklenburger nicht mehr greifen konnten.

Jedoch um den Prozeß kam er nicht weg, den man gegen ihn beim Reichsgerichte anhängig gemacht, und er soll in eine große Strafe wegen dieser Begangenschaft verurtheilt sein, sie sagen zur Zahlung von 400 Mark vierlöthigen Goldes; ob er sie aber gezahlt hat, und wer sie empfangen, das weiß Niemand.

Seit dieser Zeit war es nun garnicht geheuer in dieser Gegend am großen Steine, und wer da rumorte, das weiß man nicht genau. Die Meisten sagen freilich, es sei der meineidige Vogt gewesen, Andre aber sagen, es möge wol der Lüder selbst gewesen sein; denn wer die Scheiden verrückt, der hat nimmermehr Ruhe, weil Gottes Wort spricht: „Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenze angeht und alles Volk soll sagen Amen!“

Dem sei nun wie ihm wolle, die bösen Geister kamen in die Gegend, auf der die Blutschuld lag. In ihren Nebelkappen gehüllt, auf Unthieren reitend, kamen sie heran, Zwerge und Gnomen und Eulen und gräuliche Katzen, wie solche Ungethüme erscheinen, wenn sie sich den Menschen sehen lassen zur Züchtigung wegen ihrer Sünden.

Es war aber am 26. Januar 1722, als es in Hans Joachim Dunkelmann's Haus in Sandfeld, das zum Gute Dutzow gehört, gar heftig anfing zu spuken mit heftigen Rumoren und allerlei seltsamen Aufzügen und Affenspiel, daß man gar nicht länger dabei dauern konnte.

Damit fing es an, daß die brennende Lampe auf der Diele weggenommen ward, es waren alle Leute dabei gegenwärtig und doch konnte man nicht sehen, wo sie geblieben, man hat sie auch nicht wiederfinden können, und als man sich andere Lam-

pen lieh, da sind sie alle weggekommen. Und als es gegen Abend bald finster werden wollte, da ging das Rumoren erst recht an. Alles was in der Stube war, ward untereinander geworfen, und als am folgenden Tage den Leuten alles, was auf den Borten war, um die Köpfe geworfen ward, konnten sie doch Niemand sehen, der es that. Und so ging es dann mit Poltern und Herumwerfen im Hause immer ärger fort mehrere Tage lang, es wurden die Thüren und Wände zerschlagen und es blieb nichts auf seiner Stelle. Der Beutel mit Bohnen lief im Garten fort, und man sah Keinen, der ihn fortschleppte. Katzen rissen den Dorn heraus, womit man das Loch in der Wand verstopfe hatte; ein Talglicht, das man fand, konnte man nicht halten, und es war verschwunden, ohne daß man weiß, wohin es gekommen.

Bei all diesem Poltern und Rumoren ließen sich zwei fremde Katzen von Dunkelmann's Kindern sehen, aber die Eltern sahen sie nicht. Sie waren aber auch nicht als andre Katzen, sondern bald als ein Hund mit kurzen Ohren und dabei halb grau und halb weißlich. Und diese Katzen haben etliche Male auf dem alten Backofen getanzt und gesprungen; sind aber die Kinder zu ihnen gegangen, so sind sie immer nach Kneese heimwärts gelaufen und sind durch den Kneeser Bach geschwommen, und haben sich dann etliche Male umgesehen und gesprungen.

An einem Abend, da wollten die Kinder vom Hofe Holz einholen, da sahen sie Etwas, das auf dem Zaune saß, so groß etwa wie der kleine Hans von drei Jahren. Dasselbe sah pockennarbig aus, und hatte grüne, rothe gelbe und blaue Streifen auf dem Leibe und sprang und hüpfte immer auf dem Pfahle. Da kam den Kindern ein Grauen an, und sie liefen in's Haus um die Mutter zu holen, als diese aber mit ihnen hinausgegangen, ist das Männlein schon weggewesen.

Es ist aber auch gar zu arg geworden, den ganzen Februar hindurch. Alles ward untereinander geworfen, es ist nichts im ganzen Hause fest geblieben; was in Stube und Kammer gewesen, ist auf der Diele oder im Garten wiedergefunden. Dabei ward auf die Leute geworfen, sogar mit eisernen Ringen von Pflügen, die glühend heiß waren; und die Bösen hatten weder Scheu vor dem Herrn Verwalter, noch vor dem Sonntag, denn auch da ward rumort und geworfen mit glühenden Eisen und Steinen. So ging es denn alle Tage fort, und immer kam was Neues. Der Deckel von der Lade that sich von selber auf und zu, und obgleich sich zwei Kinder darauf setzen mußten, konnten sie ihn nicht halten; alles Zeug, was in der Lade war, ward hinausgeworfen; die Betten aus dem Gestelle, und es kam ein so unleidlicher Geruch in die Stube, daß man's darin nicht aushalten konnte.

Einmal, es war am 6. März, waren die Kinder allesammt im Hause auf der Diele und spielten, im Augenblick aber verlieren sich das älteste und das jüngste Mädchen von den Kindern, und als diese es den Eltern anzeigen, die sie suchen und rufen, da sind sie nirgends zu finden. Nach Verlauf einer halben Stunde stehen die beiden Mädchen auf der Diele, und als sie gefragt werden, wo sie gewesen wären, sagen sie, sie wüßten es nicht, es wäre ihnen vorgekommen, als wenn die Diele sich aufgethan und sie unter die Erde gegangen und in ein großes Haus gekommen, worin sehr viele Manns- und Frauenspersonen gewesen, aber alle ganz klein, wie ihr kleiner Hans von drei Jahren. Und am andern Tage sind die beiden Dirnen abermal hinweggekommen, und ihnen ist die dritte Dirne nachgefolget, welche erst zu Mittag wiedergekommen, die beiden andern aber nach einer halben Stunde. Auch der älteste Junge ist von der Seite seiner Mutter weggekommen, kommt

aber bald wieder auf die Diele zu stehen und sagt weinend, er sei unter der Erde gewesen.

Als darauf der Verwalter zu ihnen kommt, fand er, daß alle die Kinder, so ihrem Vorgeben nach unter der Erde gewesen, krank lagen und war der Junge insonderheit über seinen ganzen Leib so voll Blasen und Schwären, daß fast nichts Gesundes an seinem ganzen Leibe zu finden, und im Gesichte war er geschwollen.

Da erzählten denn die Kinder, Anna Catharina 13 Jahr, Anne 12 Jahr, Joachim Heinrich 10 Jahr und Elisabeth 5 Jahr alt, es sei ihnen vorgekommen, als ob die Erde sich vor ihnen aufthäte und sie in einem Augenblick auf einer Treppe in dieselbe hineingegangen. Da wären sie in ein großes Haus gekommen, so inwendig schön ausgeputzt gewesen und das von Gold geglänzt habe. In diesem Hause waren viele ganz kleine Manns- und Frauenspersonen, welche nur so groß, wie ihr kleiner Hans — so in's dritte Jahr — und die hätten krumme Arme und Beine gehabt und dabei sehr große dicke Köpfe. Diese Leute waren gar sehr beschäftigt, etliche wären ausgereiset, andere wieder zu Hause gekommen, etliche hätten sehr viel Essen gekocht, andere hätten das Vieh, als Ochsen, Kühe, Pferde so auch da gewesen, gefuttert und was dergleichen mehr wäre, was sie alles nicht so sagen könnten, wie sie es gesehen. Sie, die Kinder wären auch mit diesen Leuten in ihre Kirche gegangen, wo ein Prediger gepredigt hätte. Es hätten auch die kleinen Leute sie sehr gebeten, daß sie da bleiben sollten und hätten ihnen eine ganze Schürze voll Gold gegeben, als sie aber darin nicht willigen wollten, hätten sie ihnen das Gold wieder weggenommen, und dann wären sie im Augenblick wieder auf der Diele gestanden. Die beiden Mädchen, welche zuerst weggewesen, setzten noch hinzu, daß ihnen die kleinen Leute Essen und

Trinken das erstemal angeboten, Anna Catharina habe davon gekostet, sie wisse aber nicht, wie es geschmecket. Es wäre auch damals eine schöne Kutsche zu fahren kommen und hätten die Leute gesagt, es wäre ihr Oberster, der käme zu Hause. Es haben aber die kleinen Leute den Kindern verboten, nichts nachzusagen, oder es würde ihnen sonst nicht gut gehen. Die Kutsche aber hätte der Knabe von Kneese kommen sehen und wäre in ihrem Garten in die Erde hineingefahren und verschwunden.

Als der kleine Junge in der Stube allein war, hörte man ihn schreien und als die ältere Schwester hinzulief, fand sie ihn nicht mehr in der Stube, sondern bei dem alten Backofen, von wo sie ihn weggeholt, und hat das Kind gesagt, daß ihn eine kleine fremde, ganz weiße Dirne dahin gezogen habe.

Gar viel mehr noch kann man davon erzählen, wie die Unterirdischen ihr Possenspiel getrieben haben in Dunkelmann's Hause. Da haben sie gläserne Haven und Lampen und eine zinnerne Kanne zusammengebunden und oben am Stuben-Boden aufgehängt; ein andermal haben sie auf die Erde ein Tischlaken hingedeckt und dies mit Brod und Heringen besetzt, auch zwei Puppen daneben gestellt, als wenn sie essen wollten. Ein andermal, als die Tochter krank im Bette lag, flog dasselbe auf und nieder, als ob Schweine darunter wühlten; ein Wagen lief von selbst in den kneeser Bach; mit Stangen ward in die Kammer hineingestoßen, und doch war Niemand zu sehen, der es that.

Die Kinder aber konnten die Gespenster sehen; einmal sahen sie einen großen gelben Hund oben auf dem Stubenboden, der ungemein häßlich und grausam aussah, sein Maul war wie ein Kuhmaul und seine Nase wol eine Elle lang, die Augen waren so groß, wie ein Kindskopf und hatte er nur drei Beine, denn das eine Hinterbein war nicht da. Der setzte die Stuben-

thür mit einer großen Tonne zu, so daß weder die Mutter, noch die beiden Wächter, welche schon längere Zeit in's Haus gestellt waren, hinauskommen konnten. Ein andermal sahen die Kinder ein weißes Ding, als ein Kind, in ihrem Kohlhof über den Zaun springen und als der Geist bei dem Namen Nörken — Eleonore gerufen, da stand er stille und sagte ihnen, sie sollten ihm die blaue cattune Schürze bringen, so wolle er auch nicht wieder kommen. Sie ward hingebracht und kam über den Zaun, an den sie hingelegt war, ohne daß man Jemand sah, der sie hinüberzog. Gleich darauf berichteten die Kinder, der weiße Geist hätte ihnen gesagt, er sei ein Engel und darum gekommen, daß der große Kettenhund, so im Hause wäre, sie nicht ganz verderbe, sie sollten fleißig beten und sich zu Gott halten. Auf den Rath des Geistes stiegen nun Dunkelmann und seine Frau auf den Boden und trieben mit Forken den Hund fort, den aber Niemand sah, und da ward es denn einen Tag stille. Aber es lagen noch Teufel im Vorschauer, die wurden auch auf gleiche Weise hinausgetrieben, und ein schwarz Ding, wie eine Katze, kam heraus, das von einem der Kinder mit einem Stein geworfen wurde, wofür dem Vater nachher das Beil nachgeschleudert ward, aber es traf ihn nicht.

Ein andermal hatte eine große Maus den ganzen Ladendeckel so beschmutzt, als wären Gänse darauf gewesen, und nachdem es arg gepoltert hatte, und die Geister, wie sie sagten, noch „enen Gluptog dohn"*) wollten, schwangen sich viele rauhe Dinger, bald wie Kälber, aber nicht so groß, vor der großen Thüre auf, und fingen an zu fliegen, und ein großer blauer Mann flog hinter ihnen her und hatte eine große Peitsche,

*) Soviel, als Einem unvermerkt recht derbe Eins versetzen, einen tollen Streich ausführen. Der Herausg.

womit er die Dinger immer peitschte. Die Eltern aber konnten es nicht sehen. Die Kinder aber sahen noch öfter die Gespenster; einmal als einen Jungen, der Alles in der Stube umstellte, dann zwei kleine Frauen, von denen die eine einen Sack Mehl auf dem Rücken, die andere zwei kleine Eimer auf einer Wassertracht trug; ein andermal nahm die kleine weiße Frau dem kranken Jungen den Pfannkuchen weg, den ihm die Mutter gebacken hatte. Lebensmittel wurden weggenommen, den Kindern die Kleider vom Leibe gerissen und was dem mehr ist; denn es hat ja bis zum 30. März, also etwa neun Wochen, also getobt, und es ist Alles ordentlich von dem Verwalter Haenell in Dutzow Tag für Tag aufgeschrieben worden, und als es ruhig geworden, wurde allen Leuten, die es erlebt hatten, die Geschichte vorgelesen und sie haben es vor einem geschworenen Notarius mit einem Eide bekräftigt, daß Alles so niedergeschrieben sei, wie sie es wahrgenommen. Und mit diesem öffentlichen Zeugniß ist Alles in Hamburg gedruckt worden, und es sind, wenngleich nur wenige, doch noch einzelne Bücher vorhanden, worin dies curiose Diarium von dem Poltergeiste in Sandfeld enthalten ist.

Aber dem Gebete müssen auch die Geister der Finsterniß weichen, und an Gebet ließ es auch der Pastor Adam Joachim Eckardi in Roggendorf, zu dessen Gemeinde der geplagte Dunkelmann gehörte, nicht fehlen. Er betete am Sonntage auf der Kanzel, er betete daheim in seinem Kämmerlein, er hielt Betstunde im Hause der Geplagten, und endlich fuhren auch hier die unsaubern Geister aus, die scheußlichen Unthiere in Katzen- und Hundegestalt und es ward ruhig wieder.

Eines schönen Tages erschien ein graues Männlein im Fischerhause am Schallsee und hat den Fischer gebungen, den ganzen Tag über die Enge des See's von Ufer zu

Ufer unaufhörlich hin und her zu fahren. Und der Fischer sieht mit Erstaunen, daß sein Kahn auf der Fahrt nach Jenseits so tief geht, und wenn er zurückfährt, so flach, und endlich fragt er seinen grauen Gefährten, woher das so seltsam mit dem Kahne wol sei. Da hat ihm das Männlein die Augen geöffnet, und er sieht, wie über die lüneburger Berge, wie die Anhöhen dort genannt werden, in dichten schwarzen Zügen ein ganzes Heer von Kobolden in das lauenburger Land hineinzieht.

Wer aber in das schöne neue Herrenhaus in Dutzow eintritt, der sieht die ganze Geschichte von Lüder Lützow an bis zu dem Männlein im Kahne gar schön und sinnig dargestellt; die alten Geschichten müssen nicht vergessen werden, denn aus ihnen spricht Lehre und Warnung!

Die in Eichen verwandelten sieben Nonnen im Thiergarten zu Ivenack.

Schönere Eichen, als die im gräflich pleß'schen Thiergarten zu Ivenack, kann man gewiß wol nicht leicht finden, wenigstens giebt's in unserm lieben mecklenburgischen Landen keine, die diese an Alter, Stärke und Kraft überträfen, und wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, eigends dieserhalb nach dem kleinen Flecken Ivenack zu reisen, um diese seltenen und mit Recht berühmten Bäume in Augenschein zu nehmen.

Ein eigenthümliches Gefühl von Staunen, Ehrfurcht und Bewunderung befällt Einen beim Betrachten dieser alters-

grauen Eichen, über deren Häuptern schon Jahrhunderte hingegangen, die schon so manche Geschlechter, ja ganze Stämme entstehen und wieder untergehen sahen, unter denen schon so Viele Schutz und Schirm gesucht und gefunden, in deren Schatten schon so Manche geruhet haben. So viele, viele Jahre, vielleicht schon ein Jahrtausend trotzten diese ehrwürdigen Bäume der Alles vernichtenden Zeit, dem Sturme und Wetter; jeden Frühling erwachten sie wieder und immer wieder zu neuem Leben, schmückten sich mit jungem Grün, blüheten und trugen Früchte, während alles Andere um sie her nach und nach abstarb, verging und durch Neues ersetzt wurde! —

Wenn der Wind durch ihre Aeste streift, wenn in der lauen Sommernacht ein sanfter West ihre Blätter bewegt, dann ist's, als erzählten sie einander aus jenen dunklen Zeiten ihrer Kinderjahre, als sprächen sie über das seit ihrem langen Bestehen Erlebte und Gesehene, dann ist's, als priesen sie Gott, als redeten sie zu uns von Seiner Allmacht und Größe. Aber wir verstehen sie nicht ihre Sprache; vernehmen wir auch deutlich ihr Geflüster, ihr heimliches Rauschen, wir können's doch nicht deuten; für uns bleiben sie nur die stummen Zeugen längst vergangener Jahrhunderte.

Doch ist auch ihnen, diesen herrlichen Eichen, von der Vorsehung wol ein längeres Leben beschieden, so werden doch auch sie dermaleinst vergehen, auch sie werden hinsinken in Asche und Staub, — und sie selbst erinnern uns schon daran. Durch die dichten Laubkronen einiger dieser Prachtbäume hindurch strecken sich uns schon mahnend einzelne dürre Aeste und Zweige entgegen; ja die eine der Eichen ist schon über die Hälfte verdorret, der Wind hat ihre abgestorbenen Zweige durchbrochen und zu Boden geschleudert, und nur noch stellenweise schmückt sie saftiges Grün. Und so werden denn auch sie hin-

sinken und untergehen, wie alles andere Große und Schöne; es wird eine Zeit kommen, wo auch sie verschwunden, wo auch sie vergessen sein werden; — denn das ist ja das Loos alles Irdischen! —

Bis zum Jahre 1555 bestand auch zu Ivenack, wie an mehreren Orten unseres lieben Vaterlandes, ein katholisches Nonnenkloster*), da wurde dasselbe aber durch die damals re=

*) Als nach langen Streiten und Kämpfen zwischen dem deutschen Kaiser Karl V. und den katholischen und protestantischen Reichsfürsten Deutschlands, endlich im Jahre 1552 zu Passau jener denkwürdige Vertrag, wodurch den Protestanten die freie Ausübung ihres Cultus gesichert wurde, geschlossen und zum deutschen Reichsgrundgesetze erhoben worden war, da begannen Mecklenburgs Fürsten voller Begeisterung und Eifer sofort mit der Ausführung ihres längst gehegten Wunsches und Planes, den Katholicismus ganz aus ihren Landen zu entfernen und an dessen Statt die lautere Lehre Luthers einzuführen. Und leicht wurde ihnen ihr Werk, denn die größte Mehrzahl ihres ebenfalls schon lange lutherisch gesinnten Volkes jubelte seinen Fürsten entgegen und trat gern und willig zur protestantischen Kirche über. Einzelne aber, besonders die Klosterbewohner, weigerten sich die neue Lehre anzunehmen, doch machte man mit Letzteren keine weiteren Umstände, indem man die Klöster einfach aufhob. Während die Mönchsklöster sofort beseitigt wurden, verfuhr man anfänglich gegen die Nonnenklöster mit mehr Nachsicht; als diese sich aber nach einigen Jahren noch immerfort weigerten, gutwillig das Feld zu räumen, mußte auch gegen sie mit Ernst und Nachdruck verfahren werden. Von den Nonnenklöstern Mecklenburgs ließ man indeß die zu Rostock, Dobbertin, Ribnitz, Malchow und Rühn auch noch ferner fortbestehen, doch wandelte man sie natürlich in protestantische um, und haben sich dieselben, mit Ausnahme des letzteren, wie bekannt, bis auf den heutigen Tag erhalten. — Die Nonnenklöster zu Ivenack, Neukloster, Rehna, Wanzka und Zarrentin wurden 1555, das zu Eldena erst 1556 aufgehoben. —

gierenden Herzoge, Johann Albrecht I. von Mecklenburg-Schwerin und dessen Bruder, Ulrich III. von Mecklenburg-Güstrow*), — unsren ersten Landesfürsten, die sich so ganz mit Leib und Seele zur lutherischen Kirche bekannten, — aufgehoben.

Doch wurde auch das Kloster gelegt, sind jetzt auch nur noch wenig Spuren von demselben vorhanden, ja wissen's selbst Manche in Ivenack garnicht einmal mehr, daß in katholischen Zeiten an ihrem Orte ein großes und reiches Nonnenkloster bestand, so wissen doch wol Alle noch, die aus damaliger Zeit stammende alte Sage von den sieben verwünschten Nonnen zu erzählen.

Nach dieser alten Sage sind diejenigen sieben Eichen im Thiergarten zu Ivenack, welche sich vor allen andern dort befindlichen durch ihr Alter, ihre Stärke und Größe auszeichnen, die verwünschten Nonnen. Als nämlich, so heißt es, in uralten Zeiten einmal sieben ivenacker Nonnen ihr Gelübde gebrochen und eine schreckliche Sünde begangen hatten, wurden sie zur Strafe dafür in diese Eichen verwandelt. Nach tausendjährigem Bestehen soll nun zuerst eine dieser sieben Eichen ausgehen und damit zugleich die darin verwandelt gewesene Nonne erlöset sein; hundert Jahre später soll dann die zweite absterben, und so fort, alle folgenden hundert Jahre immer eine, bis alle sieben Eichen todt und somit sämmtliche Nonnen erlöset sind.

*) Johann Albrecht I. — geb. 22. December 1525, gest. 12. Februar 1576 — und Ulrich III. — geb. 22. April 1527, gest. 14. März 1603 — waren die ältesten Söhne des Herzogs Albrecht VII., der Schöne, von Mecklenburg-Güstrow, welchem sie bei dessen Tode am 7. Januar 1547 in der Regierung folgten. Am 6. Februar 1552, dem Todestage ihres Oheims, Herzogs Heinrich V., der Friedfertige, von Mecklenburg-Schwerin, — dessen regierungsfähiger Sohn schon vor ihm gestorben war, — fiel ihnen auch die Regierung dieses Herzogthums zu.

Wann nun aber die tausend Jahre verstrichen sein werden, weiß zwar Niemand, aber man glaubt, daß die Zeit bald um ist, da die eine der Eichen, wie schon erwähnt, bereits über die Hälfte vertrocknet ist, während eine zweite ebenfalls theilweise abzusterben beginnt, und auch aus den übrigen schon einzelne trockene Zweige hervorragen. Erstere Eiche hält man nun für diejenige, die zuerst ausgeht, worauf dann die zweite wol nach hundert Jahren der vorangegangenen Schwester folgen wird.

Mag dem nun sein, wie da wolle, so viel ist immer als sicher anzunehmen, daß die Eichen schon ein Alter von 800 bis 1000 Jahren erreicht haben. Deshalb verdienen diese wahrhaft ehrwürdigen Bäume auch so viel als möglich geschont, gehegt und gepflegt zu werden, was denn auch stets von ihren Besitzern, den Herren Grafen von Pleß, mit rühmlicher Pietät bis auf den heutigen Tag geschehen ist. Möge das auch noch ferner so bleiben; mögen diese seltenen, herrlichen Eichen noch recht lange fortbestehen, damit durch ihren Anblick noch manches Auge erfreut, noch manches Herz erhoben werde!

Die Entstehung des Lucin-Sees bei Feldberg.

(Von F. C. W. Jacobi in Neubrandenburg.)

Es stürmten von Osten durch die Gauen der Mark,
Lang noch vor dem Tilly, wilde Horden so stark,
Daß Schreck und Entsetzen die Gemüther nahm ein,
Weil gräßlich ihr Morden und ihr Plündern sollt sein.

Da naht das Gesindel auch dem stargard'schen Land,
Als reich und gesegnet schon von jeher bekannt,
Vernichtet, verwüstet wird der Segen der Flur
Und Trümmer und Leichen bald bezeichnen die Spur.

Bis Carwitz gedrungen ist die grausame Schaar,
Schon denen zu Feldberg drohet große Gefahr.
Sie gehen voll Angst auf die umliegenden Höhn
Und können die Mordbrenner heranstürmen sehn.

Sie mögten sich schirmen und sie können es nicht,
Zu eig'ner Vertheid'gung es an Allem gebricht;
Es sinket der Muth ihnen, schon drohet der Tod,
Wo noch findet sich Rettung in der größten Noth?

Da fällt denn der Blick auf ein Muttergottesbild,
Das soll ihnen bringen jetzund Hülfe und Schild;
Und sie flehen und strecken die Hände empor,
„Ach Mutter, du hilf uns!" so sie beten im Chor.

Und wunderbar rollet es wie Donners Gekrach,
Die Erde erbebet, es wird finster bei Tag,
Weit spaltet sich ringsum das erbebende Land,
Darinnen die Rotte ihren Untergang fand.

Es bildet der Boden ein weit klaffendes Grab,
Mit Fluchen und Heulen sie tief stürzen hinab,
Drin brodelt's und zischt's, an's Ufer brausend es leckt,
Es woget ein See lang durch die Fluren gestreckt.

Er ward den Feldbergern eine sichere Hut,
Er fließet noch heute in tiefbläulicher Fluth.
Es senket hoffend der Fischer sein Netz in ihn
Und segnet noch heute wie eh'mals den Lucin.

Der Schlossberg bei Boitzenburg.

(Von N. N. in B.)

Bist Du, lieber Leser, einst gewandert auf der großen Straße von Berlin nach Hamburg, so wird Dir gewiß noch jenes freundliche Städtchen mit seinem schlanken Kirchthurme, welcher Dir so freundlich winkte über seiner frischen grünen Umkränzung, erinnerlich sein.

Dies Städtchen wird Boitzenburg genannt,
An der Elbe gelbem Strand,
So malerisch dahingegossen
Und von der Boitze Silberquell umflossen;
Auf blumigen Wiesenmatten,
Unter duftender Linden Schatten,
Mit seinen bewaldeten Höhen
So lieblich und schön.

Du hast vielleicht geruht in seinen Mauern und Dich mit einer Tasse Caffee und frischen sogenannten Heerdkringeln, welche in dortiger Gegend weit und breit berühmt sind, erquickt und dann Deinen Stab genommen und gemächlich zum hamburger Thore hinausgewandert. Was Dir zunächst alsdann in's Auge gefallen, das ist jene lange Hügelkette, der Elbberg genannt, welcher sich im Norden der Stadt, längs der Elbe bis in's Lauenburgische dahinzieht. Unter diesen Hügeln ragt besonders einer durch seine ansehnliche Höhe hervor und die Chaussee führt nahe an ihm vorbei. Dies ist der Schloßberg, von welchem die Sage aus uralter Zeit gar Wunderbares uns erzählet.

Jetzt ist der ganze Berg ein üppiger Lustgarten; allein vor einem Jahrhundert noch konnte man deutlich die Gräben einer ehemaligen Burg erkennen, und altes Gemäuer und Schutt fand sich noch genug im Innern des Berges vor.

Vor uralter Zeit, noch ehe das Städtchen gegründet ward *), soll hier ein sehr mächtiger, aber böser Ritter gehauset haben. Kuno wollen wir ihn nennen und Clothilde seine Gemahlin. Dieser Ritter war sehr reich; von den Zinnen seiner Burg beherrschte er weithin die ganze Gegend, und groß war die Zahl seiner Mannen und des Trosses. Aus der Mitte der Burg ragte hoch oben ein Wartthurm hervor, von wo er die ganze Gegend überschaute und den Lauf der Elbe mehrere Meilen weit verfolgen konnte. Wenn dann aus weiter Ferne das Segel eines Schiffes, wie ein weißer Punkt, hervorschimmerte, so sammelte unser Ritter seine Mannen, versperrte dem nichts Böses ahnenden Schiffer mit seinen bewaffneten Böten den Weg und ließ den Geängstigten nicht eher passiren, bis er ihm seinen Tribut entrichtet hatte.

Wo jetzt das friedliche Städtchen liegt, da waren nur einige elende Fischerhütten, und auch die armen Fischer mußten ihren Tribut entrichten, an Lachs, Wels, Stöhr, Neunaugen

*) Boitzenburg wurde wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1270 vom Grafen Gunzelin III. von Schwerin gegründet. Am 31. März 1359 verkaufte der letzte Graf von Schwerin, Niklas V., sein ganzes Recht auf diese Grafschaft an Albrecht II., letzten Fürsten und ersten Herzog von Mecklenburg, und ging nach Westphalen auf seine Grafschaft Tecklenburg, nach welcher sich seine Nachkommen fortan Grafen von Tecklenburg nannten. Die ganze Grafschaft Schwerin, also auch die darin gelegene Stadt Boitzenburg, kam somit wieder in den Besitz des Hauses Mecklenburg und ist dies denn von dieser Zeit an auch geblieben. 1734 wurde Stadt und Amt Boitzenburg zwar an das damalige Churfürstenthum Hannover verpfändet, jedoch 1768 schon wieder eingelöset. Der Herausg.

und andern Fischen, und wehe ihnen, wenn sie säumig gewesen wären; der böse Ritter hätte mit Feuer und Schwert ihre Stätten verwüstet.

Damals war noch alles Land nördlich von der Stadt, was jetzt blühende Saatfelder sind, ein undurchdringlicher Wald, und viele Meilen in der Runde jagte der Ritter mit seinen Mannen, den Falken auf der Faust, den Jagdspeer an der Seite, und ließ sein Hallali weithin durch Forst und Wald erschallen. Der schönste Eichen- und Buchenwald bedeckte auch die ganze Gegend, und es gab keinen schönern Wildstand ringsumher, sowol an Edelhirschen, wilden Schweinen, Füchsen und Bären, als auch an Schnepfen, Fasanen und andern wilden Geflügel. Unser Ritter liebte die Jagd leidenschaftlich, und war oft den ganzen Tag abwesend und zog weithin bis in die entferntesten Wildhütten, wo er dann, wenn ihn die Nacht überraschte, auf einem Lager von Moos der kurzen Ruhe genoß. So ging's denn fort, bis das Werk vollbracht und das edle Wild erlegt war und der Ritter und sein Troß im Triumph wieder heimwärts zog auf seine Burg. Dann ward bei Spiel, Gesang und Tanz ein frohes Jagdgelage gehalten, die Humpen gefüllt und mancher frohe Scherz getrieben.

Doch nicht immer war unser Ritter zu Spiel und Scherz aufgelegt; bisweilen eilte er auch finster und verschlossen heim, und dann sprühten seine Augen unheimliche Blitze und Alles wich alsdann scheu zurück. Selbst seine Gattin vermogte bisweilen nicht durch ihren Liebreiz ihn zu besänftigen, sondern hatte oft böse Tage mit ihm zu bestehen. Ein unheilbarer Kummer nagte tief an seinem Herzen, er war kinderlos.

Einst, vor vielen Jahren, hatte ihm seine Gattin einen Knaben geboren; allein das zarte Kind hatte nach wenigen Tagen die kleinen Aeuglein wieder geschlossen, um nimmer wieder zu er-

wachen. Der Gedanke, daß sein Geschlecht mit ihm erlöschen und seine Burg und seine großen Reichthümer in fremde Hände gerathen mögten, verbitterte ihm das Leben. Wie sanft und liebreich auch seine Gattin ihn alsdann zu trösten suchte und Hoffnung einzuflößen wagte, so stieß er sie dennoch mit Unmuth von sich und drohete, sich ganz von ihr zu scheiden. Das arme Weib fühlte sich oft namenlos elend und verbrachte manche schlaflose Nacht unter heißen Thränen.

Einst kam aus weiter Ferne ein Mönch zu ihr, dem klagte sie ihr bitteres Leid und bat um seinen Rath und Beistand. Der fromme Vater hörte sie mit sichtbarer Theilnahme an, tröstete sie und gab ihr den Rath, mit ihrem Gemahl nach Rom zur heiligen Jungfrau zu pilgern und dort an den Stufen des St. Peter-Domes um Erhörung zu bitten.

Sichtbar getröstet und beruhiget durch des frommen Vaters wohlmeinende Worte, begiebt sich das edle Weib zu einer Zeit, wo der Ritter in heiterer Stimmung und seine Stirn geglättet war, zu ihm in's Gemach und erzählte ihm von einem wunderbaren Traume, den sie gehabt. Ein frommer Mönch, ein Heiliger, sei ihr im Schlafe erschienen, habe sie getröstet und gesagt: sie solle pilgern nach Rom und dort zur heiligen Jungfrau beten, so werde sie Erhörung finden.

Und der Ritter wird tief gerührt von ihrem Flehen und zuerst nach Jahren drückt er sie wieder mit heißer Inbrunst an sein Herz, gelobt mit ihr nach Rom zu wandern, und falls sie dort Erhörung fände und ihm ein Sohn geboren würde, so wolle er eine goldene Wiege verfertigen lassen und das Knäblein sollte alsdann in Windeln von Purpur liegen, wie ein geborener Prinz.

Sie pilgern Beide, von ein Paar getreuen Knappen begleitet, nach Rom und ihr Gebet wird erhöret; denn die heilige Jungfrau hat ihnen Gewährung zugewinkt.

Nach Jahresfrist, als sie heimgekehrt, ward ihnen die froh-gehegte Hoffnung zur Gewißheit, und ein blond gelockter Knabe krönte ihr Glück. Der Ritter hielt sein Gelübde, eine goldene Wiege nahm den Säugling auf und in purpurnen Windeln ward er gekleidet. Die Gattin genaß bald wieder; das Glück machte sie blühender und heiterer wie je, und auch der Knabe gedieh sichtlich unter ihrer zärtlichen Pflege. Allein der Ritter verfiel, nach kurzer Zeit des Glückes, wieder in seinen alten Unmuth und Jähzorn, und nur der Anblick seines blühenden Söhnleins konnte auf kurze Zeit seinen Mißmuth verscheuchen.

Das Einzige, was ihm noch Vergnügen machte, war die Jagd, und dieser lag er denn auch mit wahrer Leidenschaft ob. Oft konnte er Tage lang nach einem Bären oder einem Edelhirsche umherstreifen, und wenn er dennoch ohne die ersehnte Beute heimkehrte, oder wenn er gefunden, daß ihm ein Anderer im Gehege gewesen war, so konute er kaum seine Wuth bemeistern.

So ereignete es sich denn, daß er einst viele Meilen weit einen Hirsch verfolgte, und wie er endlich seiner Beute gewiß zu sein glaubte, ein Fremder vor seinen Augen das Thier erlegte. Außer sich vor Zorn, stürzte unser Ritter in blinder Wuth auf den Unbekannten, und ehe derselbe es sich versah, lag er, von Kuno's Jagdspeer durchbohrt, blutend zu Boden.

Die Reue folgte der That; allein jetzt war es zu spät. — Wie Kuno besorgt sich näherte, da lag der Fremde bereits brechenden Auges in den Armen seines Knappen. Ritter Kuno hatte einen großen Frevel begangen; denn er hatte den Sohn seines größten Nebenbuhlers, des Ritters Hans, ermordet, und wehe rief der Knappe über ihn und sein Haus, wie er thränenden Auges mit der theuren Last seines geliebten Herrn dahinritt.

Wie der alte Hans die blutige Leiche seines theuren

Sohnes erblickt und aus dem Munde des Knappen erfährt, von wem der Frevel verübt ist, da zerrauft er sich sein Haar und Gewand und schwört blutige Rache. Er eilt zu allen Rittern in der Runde und klagt sein großes Leid, und Alle schwören, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und Rache zu nehmen an dem frechen Ritter Kuno. Doch um ihn gründlich zu verderben, führen sie Klage über ihn beim deutschen Kaiser, weil er ein Wegelagerer sei und Land- und Wasserstraßen unsicher mache und wehrlose Reisende beraube.

Und der Kaiser verhängte die Reichsacht über ihn und von nah und fern zogen die Ritter an die Elbe, um dieses Raubnest, wie sie Ritter Kuno's Burg nannten, vom Grund aus zu zerstören.

Ritter Kuno sammelt in der Eile alle seine Knappen und lehnspflichtigen Mannen um sich und trifft seine Vertheidigungsanstalten bis auf's Aeußerste. Allein die übergroße Zahl seiner Gegner, theils von dem Gefühl der Rache beseelt, theils angelockt durch die zu machende große Beute, — denn der Ritter Kuno hatte große Reichthümer zusammengeraubt, — besiegte endlich nach langer Belagerung seinen Widerstand.

Wie der Ritter sich gänzlich verloren sah, raffte er alle seine Schätze zusammen und versenkte sie, nebst der goldenen Wiege, tief unten in den Grund des Schloßbrunnens, damit Keiner sich an seinen Schätzen bereichern könne, entschlossen mit seiner Burg zu stehen oder zu fallen.

Seine Gemahlin mit dem blondgelockten Knaben entfloh durch einen unterirdischen Gang in ferne Länder, zu einer einsamen Köhlerfamilie mitten im Walde. Ihr Geschlecht soll bis zum heutigen Tage noch fortleben.

Ritter Kuno hielt sein Wort; wie die Belagerer endlich, nach langem Kampfe, den Sturm auf die Burg wagten, da zündete er sein Schloß an und begrub sich unter den Trümmern.

Die Stürmenden fanden sich bitter getäuscht; denn statt der gehofften großen Beute, fanden sie nichts, als rauchende Trümmer, und den Ritter Kuno sah man nie wieder.

Die goldene Wiege und die großen Schätze des Ritters waren versunken tief unten im Schooße der Erde, und Keiner hat jemals die Spur davon wieder entdecken können.

Und die Trümmerstätte war seit Jahrhunderten bewachsen mit Dornen und wildem Gesträuch, und wenn auch um Mitternacht an diesem Schauerorte der Uhu schauerlich krächzet und das Glühwürmchen unter den dunklen Gesträuchen leuchtet, so hat doch Keiner den Zauberspruch erfunden, um den großen Schatz zu heben. Und vergraben bleibt Alles in ewiger Nacht und Dunkel was einst Glanz, Pracht und Reichthum gewährte.

Die Entstehung des Namens von Ankershagen bei Penzlin.

(Von A. C. F. **Krohn** zu Penzlin.)

An der Landstraße von Waren nach Penzlin, da wo sich der Weg theilt, und der eine Arm grade nach Osten auf Penzlin zugeht, der andere sich aber wendet und südlich nach Neustrelitz hinabführt, liegt mitten in einer hügeligen Gegend das Rittergut Ankershagen. Ueber die Entstehung seines Namens geht folgende Sage um:

Vor alten, alten Zeiten lebte einmal ein armer Schiffer, der sich mit Weib und Kind nur kümmerlich von dem geringen Ertrage seines Gewerbes nährte. Als sich aber das Häuflein der kleinen Brodesser von Jahr zu Jahr immer noch mehrte und der Verdienst im Gegentheil immer geringer wurde, da

gerieth der arme Mann in Verzweiflung und machte einen Pakt mit dem Bösen. Jetzt hatte er vollauf zu leben, aber seine Seele war dem Teufel verschrieben.

Eines Tages nun, als er mit seinem Schifflein auf's Meer hinausfuhr, kam der Böse im Sturm dahergesaust, faßte ihn mit seinem Fahrzeuge, hob ihn in die Wolken und jagte damit hin, über Wälder und Felder.

Dem armen Schiffer war der Vertrag schon lange leid gewesen und mit Zittern und Zagen sah er der Stunde entgegen, wo derselbe ablaufen und er dem Teufel verfallen würde. Jetzt ist der gefürchtete Augenblick da. In seiner Herzensangst betet er zu Gott und wirft seinen Anker aus. Und siehe, er gewinnt einen Halt. In dem Lattenwerke eines Kirchendaches, oder wie Andere sagen, in den Aesten eines mächtigen Baumes hakt sich der Anker fest. Und der Böse, er mag so viel toben und wüthen, als er will, er hat keine Macht mehr an dem Schiffer, den die Wolken sanft auf die Erde niederlassen.

Das Dorf aber, wo dies geschehen ist, wurde zum Andenken an diese Begebenheit fortan Ankershagen genannt. — Nach Andern gründete der Schiffer hier erst einen Ort und nannte ihn Ankershagen. —

Den Anker hing der Schiffer zur dankbaren Erinnerung in der Kirche auf; und als derselbe später abhanden gekommen war, ließ man einen neuen anfertigen und befestigte ihn an der Kirchenthür. Dieser ist noch heute dort zu sehen mit einer Inschrift, welche den Anker als christliches Sinnbild deutet.

Das schöne Bleichermädchen von Rostock.

Vor vielen Jahren lebte in Rostock ein armes Bleichermädchen, die wegen ihrer großen Schönheit nicht nur in ihrer Vaterstadt, sondern auch auswärts weit und breit berühmt war. Und nicht allein bildschön war das Mädchen, sie war auch fromm, sittsam und bescheiden. Viele junge Männer naheten sich ihr, theils in guten, theils — wie das leider ja immer so ist — aber auch in bösen Absichten; während es einige derselben herzlich gut und aufrichtig mit dem jungen Mädchen meinten, die besten und redlichsten Absichten für sie hegten und sie so gerne zu ihrer ehrsamen Hausfrau machen wollten, hatten Andere nur sündliche und unlautere Absichten auf sie, und ihre Schwüre und Betheurungen von Liebe und Treue waren nur verstellte Bosheit, eitel Lug und Trug. Und wie es nun einem unschuldigen und unerfahrenen jungen Mädchen leider so oft ergeht, daß sie sich durch Aeußerlichkeiten, Glanz und Reichthum blenden läßt und die schönen Reden und Versicherungen unredlicher Menschen für baare Münze nimmt, so ging's auch dem schönen Bleichermädchen, indem sie ihr unverdorbenes, reines Herz einem Unwürdigen, einem reichen Wüstling schenkte, den sie in ihrer Unschuld für ebenso gut und brav hielt, als sie es selbst war.

Bald aber schon sollte das arme, bethörte Mädchen aus ihrem kurzen, schönen Traume erwachen. Als nämlich der Mann ihrer Wahl und Liebe, ein steinreicher Kaufmannssohn, seine niedrigen Absichten erreicht, als die Unschuld zu Tode vergiftet war, da wurde sie ihm gleichgültiger; er vernachläßigte sie, und er, der sie sonst alle Tage zwei-, dreimal und öfter besucht, mit dem sie so oft und viel heimlich zusammengekommen,

dem sie sich so vertrauensvoll und voller Zuversicht in die Arme geworfen, kam immer seltener und seltener. Da gingen der Armen die Augen auf, sie sah, daß sie hintergangen, schändlich betrogen war. —

Inzwischen hatte sich der junge Kaufmannssohn mit einem vornehmen und reichen Mädchen verlobt, und oft dachte er mit Zittern und Zagen daran, wie er es anfangen sollte, um von dem schönen Bleichermädchen, die bereits schwanger von ihm war, wieder abzukommen, ohne daß seine Braut und die Welt etwas von seinem Verhältnisse mit ihr erführen. Als er nun eines Abends nach langer Zeit wieder bei dem armen Mädchen war, als sie beide auf der Bleiche am Wasser auf und nieder gingen, und sie ihm bittere Vorwürfe wegen seines Betragens machte; als sie unter Thränen mit Bitten und Drohungen in ihn drang, endlich Das zu erfüllen, was er ihr so oft heilig zugeschworen: sich öffentlich mit ihr zu verloben, sie zu seinem Weibe zu machen und sie so wieder zu Ehren zu bringen, da gab ihm der Böse plötzlich den abscheulichen Gedanken ein: das Mädchen in das Wasser zu stoßen und sich so durch ihren Tod auf immer von ihr zu befreien. Und er that, wie ihm der Teufel zugeflüstert; schnell faßte er die Arglose, trug sie an das nahe tiefe Wasser und schleuderte sie weit hinein. Als sie untergesunken, als ihre schöne Seele entflohen, da eilte der Mörder scheu von dannen.

Bald fand man die Leiche des ehemals so schönen, so unschuldigen und braven Bleichermädchens. Allgemein glaubte man, daß sie sich selbst ertränkt, um ihre Schande nicht zu überleben; daß aber der reiche Kaufmannssohn nicht nur der Mörder ihrer Ehre, sondern auch der ihres Lebens war, daran dachte Niemand. Doch wußte dies nun auch wol kein Mensch,

so war es doch Gott bekannt. Und Er sorgte auch dafür, daß Alles an den Tag kam; daß die Unschuld gerettet, daß die im Geheimen verübte schwarze That entdeckt und dem schändlichen Verführer und Mörder schon hier seine verdiente Strafe wurde.

Denn als am Dienstagabend das Bleichermädchen im Dunkeln, ohne Sang und Klang, wie es dem Selbstmörder zukommt, durch die Straßen der Stadt nach dem Friedhofe gebracht wurde, um dort an der Mauer verscharrt zu werden, da erhellte sich plötzlich die schöne große St. Marienkirche, alle Lichter brannten in derselben mit einem Male, als werde ein Bürgermeister oder sonst ein Vornehmer der Stadt begraben; die Orgel spielte von selbst einen Choral, so herrlich und rührend, wie ihn der Organist noch niemals vorgetragen, und alle Glocken läuteten so laut, so ernst und feierlich, wie noch nie zuvor.

Und alle Leute stürzten auf die Straßen und schlossen sich entblößten Haupts dem Leichenzuge an; und Alles rief: „Das ist Gott, der also für die Unschuld spricht!" Und der Mörder, von den fürchterlichsten Gewissensbissen gefoltert, bekannte Alles der schaudernden Menge und lieferte sich selbst dem Gerichte aus.

Und wieder läutete nach einigen Tagen eine Glocke; es war die Armsünderglocke, die einem Mörder auf dem letzten Gange nachtönte. Der zerknirschte Kaufmannssohn wurde hinausgeführt vor die Thore der Stadt, auf den Richtplatz. Reuig kniete er hier nieder. „Vergieb mir, großer Vater im Himmel, und sei meiner armen Seele gnädig!" rief er laut die Hände erhebend „und auch Du, verzeihe mir, geknickte Unschuld, Du Engel des Lichts!" setzte er leise hinzu. Dann legte er gefaßt sein müdes Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich.

Seit dieser Zeit werden alle Dienstag Abend die Glocken der St. Marienkirche in Rostock geläutet, was auch noch jetzt geschieht. Als man dies Läuten vor Jahren einmal hat abschaffen wollen, da sollen sich die Glocken zur bestimmten Zeit und Stunde wieder von selbst in Bewegung gesetzt haben, worauf man denn gleich wieder den alten Brauch aufgenommen und fortgesetzt hat. Sind Fremde in Rostock und hören sie am Dienstag Abend das feierliche Geläute, dann bekommen sie auf ihre Frage, was dies zu bedeuten? gewöhnlich die einfache Antwort: „Das Bleichermädchen wird begraben!"

Der versteinerte Brautwagen auf dem barkowschen Felde bei Neustadt.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Es war zu den Zeiten, als man noch wünschen konnte, und als im Lande noch die Mönken*) wohnten, so erzählte mir ein Einwohner des Dorfes Barkow bei Neustadt, da begab es sich, daß ein junger Mann von dem benachbarten Hofe Granzin sich ein Weib suchte unter den Töchtern seiner Heimath, aber keins fand, wie er es haben wollte. Die Eine war ihm zu häßlich, die Andere war ihm zu arm; die Eine war ihm zu gering, die Andere war ihm zu stolz, und noch eine Andere war ihm zu kränklich oder klein und was er noch alles zu tadeln fand. Darum zog er aus gegen Norden, jenseit der Elde, um

*) Mönken sind kleine, zwergartige Erdgeister, ziemlich gleichbedeutend mit Gnomen. Der Herausgeber.

dort zu suchen, was er in seiner Heimath nicht gefunden hatte.

Bald fand er auch ein Mädchen nach den Wünschen seines Herzens; dasselbe war jung, hübsch, vornehm, reich und auch beschlagen in allerlei Frauenarbeit. Das Jawort vom Mädchen war ihm freilich nicht leicht geworden zu erhalten, aber desto leichter hatte er die Eltern desselben auf seine Seite bekommen und da mußte das Mädchen schon „Ja“ sagen, weil leicht ein ausgestoßener Fluch des Vaters der armen Marie, so hieß das Mädchen, auf immer alle Freuden des Lebens genommen hätte; denn ein Wunsch ging dazumalen noch immer gleich in Erfüllung. So mußte sich Marie, wiewol unter vielem Weinen, in das über ihr Verhängte fügen und nach dem Willen ihrer Eltern mit dem Manne ziehen, den sie jetzt zum ersten Male sah; sie mußte mit ihm ziehen, in eine Gegend, die weit von der über alles geliebten Heimath lag.

Rasch rollte der Wagen, in welchem der Bräutigam mit seiner Braut saß, von vier Pferden gezogen über Berg und Haide, durch Busch und Bach dem neuen Wohnorte der still in sich gekehrten Marie zu. Der Wagen der Eltern und anderer Verwandte folgte dem Brautwagen. So lange man noch nicht über die Elbe war, hatte die Braut noch Hoffnung, erlöset zu werden von den Banden, die man mit Gewalt auf sie gelegt hatte; wie und auf welche Weise konnte sie freilich selbst nicht sagen. Daher war sie auch getrosten Muthes, und keine Thräne vergoß sie, als sie aus dem Vaterhause schied und von den Freundinnen und Gespielinnen ihrer Jugend und dem Vaterdorfe Abschied nahm.

Die Elbe kam, aber keine Hoffnung auf Errettung hatte sich in Marien's Herz geschlichen; die Elbe wurde überschritten und mit ihr die bei Allen als die Grenze der Heimath geltende

Stelle. Da bemächtigte sich der Braut ein unüberwindliches Heimweh, sie bat die Eltern, sie flehte zu dem Bräutigam, sie nicht weiter zu führen, sie wollte wieder umkehren oder hier sterben. Kein Versprechen süßer Tage von Seiten des jungen Mannes, kein Bitten von Seiten der Freunde und Verwandten und kein Drohen von Seiten der Eltern vermochten nunmehr das Schreien und den Thränenstrom der Braut zu stillen; unaufhörlich ging sie Alle an, ihren Bitten Gehör zu geben, da sie nicht an der Seite eines Mannes, den sie verachte, und in einem Lande, das nicht ihre Heimath sei, glücklich leben könne. Doch rastlos gingen die Wagen auf der ungebahnten Straße vorwärts, Keiner hörte auf ihr Flehen, Niemand wollte sich ihrer erbarmen, weil Alle hofften, es würde sich schon ändern, wenn sie es in der neuen Heimath erst gewohnt geworden sei. Endlich ergab sich Marie in ihr Schicksal und saß still und stumm an der Seite des breitschulterigen Mannes, der bald ihr Mann werden sollte. Also ging es fort, bis der Zug bei dem jetzigen Barkow, welches damals noch nicht vorhanden war, auf den letzten Hügel kam, von welchem sie auf das zu seinen Füßen liegende Granzin herabblicken konnten.

Bei dem Anblick von Granzin, das mehr einer Raubwohnung in dem großen Gehölze, denn einem Hofe ähnlich sah, ergriff die Braut derselbe namenlose Schmerz, den sie bei dem Uebertritt der Elde empfunden hatte, und mit der ganzen Kraft ihres Geistes flehete sie mit zum Himmel gerichteten Augen, sie bis hierher und nicht weiter zu führen. Als Keiner ihr Flehen erhören wollte, sprach sie die schrecklichen Worte: „Und will mich Keiner erhören von den Menschen, so erhöre Du mich, oh Himmel, und mache mich gleich den Steinen, die hier umher zerstreut liegen!“ Und als sie die Worte nur über ihre

Lippen gebracht hatte, so saß sie auch, eine Steinsäule, neben dem Bräutigam auf dem Wagen.

Jetzt sah der Vater, was er gemacht hatte, indem er sich dem absoluten Widerwillen seiner Tochter entgegen gesetzt hatte; ihn verfluchend sprach er zu dem Schwiegersohne: „„Nun fahre mit ihr, und vermähle Dich mit dem Stein, der meine Tochter ist! Oh wolle ein Gleiches auch über Dich kommen!““ Und wie er die Worte gesprochen hatte, so war auch der Bräutigam sammt dem Wagen und den vier Pferden zu Stein geworden und standen wie festgewurzelt auf der verwünschten Stelle.

Stumm und selbst wie versteinert sah der Vater dem schrecklichen Trauerspiele zu, welches sein Werk war. Kein Wort kam aus seinem Munde, kein Glied rührte sich an seinem Leibe, aber fürchterlich bewegte sich das Blut in den Adern. Endlich rief er: „„Also muß ich die Hochzeit meines einzigen Kindes feiern!““ und ließ die Pferde wieder der Heimath zulenken. Auf dem Rückwege blieb er stille und in sich gekehrt, nur ein Strom von Thränen entquoll seinen Augen; und als sie zu Hause wieder ankamen, war er eine Leiche.

Der versteinerte Wagen zerbrach nach und nach, und die Stücken wurden davon getragen. Nur die Hauptmassen, als die vier Pferde und die Theile des Wagens, wo die Räder saßen, so wie der Brautmann mit der Braut blieben liegen, bis vor 2 Jahren der Cossat, dem bei Vererbpachtung der Brautwagen mitzufiel, sie begrub, da sie ihm bei der Ackerbestellung im Wege lagen.

Der leichtsinnige Schäfer und die geweihete Hostie von Doberan.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Während der Kämpfe, die der große Hohenstaufe Friedrich I. mit den lombardischen Städten zu bestehen hatte, war Mecklenburg von Heinrich dem Löwen, Herzoge von Sachsen und Baiern, erobert worden, und es mußten die alten Wenden ihrem heidnischen Wesen entsagen und wurden durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen. So entwand sich unser Vaterland dem finstern Heidenthume, und das helle Licht göttlichen Wortes entfaltete seinen Segen.

Durch jene Kriege des Herzogs und durch wiederholte Aufstände der Wenden und Einfälle der Dänen waren aber die mecklenburgischen Lande entsetzlich verwüstet und verödet, und große Schaaren gieriger Wölfe beraubten die Bewohner ihres Lebens und brachen würgend in die Heerden ein.

Ein Hirte in der Gegend Doberan's war täglich den Angriffen dieser Würger ausgesetzt. So unermüdet und muthig er auch seine Schaafe beschützte und bewachte, so wurde doch ein Schaaf nach dem andern von den Wölfen hinweggetragen, und der Hirte versank in Armuth und bittere Noth.

An einem Abend, als wiederum das Häuflein um manches Stück vermindert ist und der Hirte mit sorgender Seele den Rest seines Wohlstandes daheim treibt, tritt ihm auf seinem Wege eine in Dämmerlicht gehüllte Männergestalt entgegen, die ihn also anredet: „Was klagest Du um Deine Heerde? Warum setzest Du so oft Dein Leben daran, sie zu beschützen? Ich will Dir ein Mittel nennen, das Dich aller Sorge überhebt, Deiner Heerde Schutz und Dir Wohlstand bringt: verschaffe Dir eine geweihete Hostie, schließe sie in

Deinen Hirtenstab ein und folge damit Deinen Schaafen, so werden sie sicher weiden und sich mehren!"

So redet der Unbekannte, der alsbald, in Finsterniß gekleidet, verschwunden ist.

Sinnend geht der Hirte heim. Ihm ist's so gar unheimlich in der Nähe des unbekannten Gefährten gewesen, und nimmer will er seinem Rathe folgen.

Doch am anderen Tage würgt der Wolf wieder ein Schaaf und noch eines, und der Hirt kann's ihm mit aller aufopfernden Wachsamkeit nicht wehren. Der Rath des Fremden tritt ihm immer wieder vor die Seele; schon schreckt er ihn nicht mehr zurück; er denkt dem weiter nach. Aber woher die Hostie nehmen?

Da tönet durch die Abendstille der Ton der nahen Klosterglocke, die die Brüder zur Vesper ruft. Und schnell ist's beschlossen: er geht morgen in's Kloster, läßt sich dort das heilige Abendmahl reichen und trägt das Brod des Herrn nach Hause, ohne es zu essen.

Am morgenden Tage wird der Entschluß ausgeführt. Der Hirte schließt die geweihete, heilige Hostie in seinen Krummstab ein und trägt ihn seiner Heerde nach. Von nun an können die Schaafe sicher weiden; kein Wolf nahet sich ihnen. Die wenigen Schaafe, die noch verschont geblieben waren, mehren sich von Jahr zu Jahr, und bald sind sie zu einer großen Heerde erwachsen. Der arme Hirte ist reich geworden.

Aber wie oft berückt der Reichthum des Menschen Herz und macht ihn übermüthig! Der reiche Mann wirft seinen Stab weg und erzählt seinem Weibe in ungebundener Lust, was er einschließe und wozu er genützet. In heiliger Scheu hebt sie ihn auf und legt ihn in einen Schrein. Sogleich ist das Gemach von himmlischem Licht umflossen, das der Stab ausströmt.

Die Nachbaren erfahren, was sich in dem Hause des einst so armen Hirten zugetragen, und bald bringt die Kunde davon auch zu den Ohren des frommen Abtes des doberaner Klosters. Der erschrickt ob des begangenen Frevels. Er ruft die Klosterbrüder zu feierlichem Convent zusammen, zu berathen, was in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu thun sei. Man beschließt, die Hostie in Procession in's Kloster zu bringen und an einem heiligen Orte aufzubewahren.

Sie treten in das Haus, dessen Gemach von himmlischem Lichte erfüllet ist, und die Frau reicht ihnen den Stab mit dem Brode des Lebens. Er wird geöffnet, und Tropfen des heiligen Blutes fließen aus der Hostie. Der Abt trägt sie voran, gefolgt von dem ganzen Brüderchor, der heilige Gesänge anstimmt. Sie wird von nun an aufbewahret unter dem Namen des heiligen Blutes, und viel gläubige Christen pilgern dorthin in stiller Andacht und ehren die Kirche und ihre Diener durch reiche Gaben.

Der Hirte aber hat in Reue sein sündliches Beginnen gebüßt und Vergebung erflehet.

Der Raubritter Henning von Ankershagen, bei Penzlin.

An derselben Stelle, wo jetzt der gutsherrschaftliche Hof von Ankershagen liegt, da erhoben sich in alten Zeiten die Zinnen und Mauern einer stark befestigten Ritterburg. Wo jetzt das geschäftige Treiben einer friedlichen Arbeiterschaar herrscht, wo der schlichte Hoftagelöhner frei und zufrieden bei den landwirthschaftlichen Arbeiten seinen frohen, frommen Sang ertönen läßt, da tobte sonst wildes Waffengeklirr und Schwerter-

klang, da stiegen die Klageseufzer armer Gefangenen zu Gottes Himmel empor, und schreckliche Flüche und rohe Siegeslieder der gottlosen Burgbewohner erschütterten die Lüfte.

Ritter Henning von Ankershagen, auch wol schlechtweg Henning Brad'nkierl — Bratenkerl — genannt, hausete hier in jenen unheilvollen Zeiten, als in Deutschland noch das leidige Faustrecht*) galt, und beunruhigte weit und breit umher die Gegend. Er war nämlich ein gar arger und mächtiger Raubritter und Wegelagerer, und Alles haßte und fürchtete ihn und seinen Zorn. Sengend und raubend durchzog er mit seinen wilden, verwegenen Mannen, die ebenso verworfen, schlecht und gottlos waren, als er selbst, das Land, und wehe Dem, der sich zur Wehr setzte, er wurde sofort auf das Grausamste zu Tode gemartert, oder daheim in's dunkle Burgverließ geworfen, um dort langsam und elendiglich dahin zu sterben.

Oft schon waren große Kriegsschaaren herangezogen mit Mauerbrechern und Sturmleitern, um das Raubnest Ankershagen sammt seinen schändlichen Bewohnern zu vernichten, aber immer mußten sie wieder unverrichteter Sache und mit großen Verlusten abziehen; denn die Burg war außerordentlich fest, stark und sicher gebaut und mit hohen Wällen und breiten Gräben rings umgeben, so daß es fast unmöglich war, sie zu bezwingen, geschweige denn, sie einzunehmen. Dabei war

*) Faustrecht auch Kolbenrecht nennt man den viele Jahrhunderte hindurch in Deutschland andauernden, zügellosen Zustand, wo jeder Edelmann oder Ritter, ohne sich um irgend ein Gesetz zu kümmern, eigenmächtig Befehdungen, Ueberfälle u. dergl. unternahm, und sich auf eigne Faust Recht verschaffte, sich oft auch noch dabei Räubereien und Wegelagerungen zu Schulden kommen ließ. Erst durch den vom deutschen Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 erklärten „allgemeinen Landfrieden" konnte jenem Unwesen gänzlich Einhalt gethan werden.

Henning mit seinen zahlreichen, bis an die Zähne bewaffneten Leuten immer gar wachsam und auf der Hut und allenthalben, wo die geringste Gefahr drohete, stets bei der Hand, so daß auch an kein Ueberrumpeln der Veste zu denken war. Lebendig hätte auch weder er, noch einer seiner Kriegsknechte sich fangen lassen oder ergeben, denn wol wußten sie Alle, welche Strafe dann ihrer wartete.

Von der Burg führten auch unterirdische Gänge nach allen Richtungen hin; man sagt, der eine derselben sei an anderthalb Meilen lang, noch jetzt gehe er unter den specker See hindurch und münde dann auf einer verborgenen Stelle in dem Holze zwischen diesem See und der Müritz. Auch nach dem eine Stunde von dort entfernten Bauerndorfe Kratzeburg soll noch ein solcher unterirdischer Gang führen. Durch diese verschiedenen Gänge, die nur dem Henning und seinen sauberen Gesellen bekannt waren, erschienen sie oft plötzlich einzeln, beraubten und ermordeten den einsam Wandernden und verschwanden dann ebenso schnell wieder, als sie gekommen. — Noch bis vor wenigen Jahren lag zur Seite des jetzigen Herrenhauses zu Ankershagen ein großer Stein, der den Haupteingang zu diesen unterirdischen Gängen bedeckte. Man entfernte denselben und versuchte das Innere zu erforschen, aber bald mußte man wieder umkehren, weil die Luft dort zu dumpf und unerträglich war, und auch die Lichter und Fackeln immer gleich verlöschten; darnach ist denn die Oeffnung später ganz vermauert worden. —

Ohngefähr eine Viertelstunde von seiner Burg aber hatte Henning noch auf einem Hügel ein befestigtes Vorwerk mit einem hohen Wartthurme, von wo aus er die ganze Umgegend übersehen konnte. Auch hierher führte ein unterirdischer Gang, und Tag und Nacht lagen Wächter da droben und schauten

ringsumher nach Beute aus. Hatten sie etwas erblickt, so meldeten sie es gleich ihrem Herrn, der dann alsbald auszog, die Erspähten meuchlings überfiel, sie ausraubte und gewöhnlich auch gleich mordete.

Eines Tages meldeten dem Henning seine Spione, die überall im Lande verkleidet umherschlichen, daß ein Prinz nebst Gefolge, mit herrlichen Schätzen und Reichthümern beladen, im Anzuge sei, im Laufe des nächsten Tages die dortige Gegend passiren und nicht weit von der Burg vorüber kommen werde. Natürlich wurde sofort beschlossen, auch diesen zu überfallen und zu berauben. Um aber auch zugleich jeden Verdacht und jegliche Anklage, kurz alle noch sonst etwa daraus entspringen könnenden bösen Folgen von sich ferne zu halten, beschloß man noch, den Prinzen und sein ganzes Gefolge bis auf den letzten Mann ohne Gnade niederzumachen und dann sogleich zu verscharren, damit nachher Niemand erfahren könne, wo derselbe geblieben sei.

Alle nöthigen Vorkehrungen hierzu wurden zwar schnell, aber mit größter Umsicht getroffen, und bald war denn auch Alles schon bereit, um am nächsten Morgen früh aufbrechen zu können. Henning wollte dann mit einer starken Schaar seiner besten und verwegensten Reiter die Burg verlassen, sich im nahen Walde in Hinterhalt legen, hier die Ankunft des Prinzen erwarten und ihn dann plötzlich rücklings überfallen.

Als nun eben am Abende Henning noch einmal seine Anführer um sich versammelt hatte, um mit ihnen nochmals recht gründlich wegen des morgen beabsichtigten Ueberfalles zu berathen, da traf es sich gerade, daß zufällig ein Schweinehirte aus den nahen Masthölzungen auf die Burg gekommen war, um seinem Herrn und Gebieter eine wichtige Anzeige im Betreff seiner Heerden zu machen. Ein junger, noch unerfahrener

Knappe hatte den Hirten nach der Rüstkammer gewiesen, wo er den Ritter finden werde. Schon stand dieser vor der bezeichneten Thüre, schon hatte er den Drücker derselben in der Hand, um eben einzutreten, als er plötzlich unschlüssig stille stand. Er hörte, wie da drinnen in dem Gemache so laut und eifrig gesprochen wurde, er konnte die Reden Henning's und seiner ersten Krieger deutlich vernehmen, und so blieb er denn neugierig horchend auf der Schwelle stehen. Bald aber verwandelte sich seine Neugierde in Schrecken und Grauen, als er die teuflischen Anschläge gegen das Leben des Prinzen und seines Gefolges vernahm, und mit innigem Mitleiden dachte er an das allen diesen bevorstehende, schreckliche Ende. Um nun hauptsächlich Henning's schändliche Absichten zu vereiteln und das bedrohete Leben so vieler Menschen zu retten, um sich aber auch gleichzeitig noch einen guten Botenlohn zu verdienen, — denn er war sehr arm und hatte eine Frau und viele kleine Kinder zu ernähren, — beschloß er, sogleich, ohne sich weiter bei seinem Herrn zu melden, wieder fortzuschleichen, dem Prinzen entgegenzueilen und ihn zu warnen.

Gesagt, gethan; nach einer halben Stunde schon war der Hirte auf dem Wege zum Prinzen. Rüstig schritt er fürbaß auf den ihm wohlbekannten Wegen, durch die stockfinstere Nacht dahin. Mehrere Meilen schon hatte er zurücke gelegt, schon begann der neue Tag zu dämmern, als er glücklich mit dem glänzenden Zuge des Prinzen zusammen traf.

Sofort ließ sich der Hirte zu dem hohen Herrn führen; ehrerbietig zog er seinen Hut und entdeckte nun demselben das ganze gräßliche Vorhaben seines bösen Herrn, des Ritters Henning. Mit sichtlicher Freude und Rührung hörte ihm der Prinz zu. Als der Hirte aber geendet, da schüttelte der Fürst seine Hand, dankte ihm mit vieler Freundlichkeit,

und entließ ihn endlich, reich beschenkt mit Geld und schönen Sachen.

Während der Hirte froh und glücklich wieder wacker heimwärts schritt, seiner Waldung zu, lenkte auch der Prinz sein Pferd und schlug mit seinem ganzen Trosse eine entgegengesetzte Richtung ein.

Früh schon am selbigen Morgen hatte auch Ritter Henning mit seiner auserwählten Reiterschaar die Veste verlassen und sich im Walde auf die Lauer gelegt. Es war Mittag geworden, der erwartete prinzliche Zug aber kam nicht; es wurde Abend, Mitternacht und wieder Morgen, und noch immer nicht war der Erwartete erschienen. Henning schäumte und stampfte vor Wuth. „Hier muß Verrath im Spiele sein!“ schrie er endlich. „Aber wehe dem verdammten Verräther,“ fluchte er weiter, „er soll mir dafür aber auch büßen! Lebendig will ich ihn spießen und braten lassen, und die Hölle selbst soll keine schrecklicheren Qualen erfinden können, als ich sie ersinnen und anwenden will!“ Dann ritt er im höchsten Zorne wieder zurück nach seiner Burg.

Bald erwies es sich denn auch, daß der Prinz wirklich gewarnt worden war und deshalb eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte. Leider aber wurde es auch ebenfalls bald entdeckt, wer der Verräther gewesen sei. Sofort ließ Henning den Unglücklichen greifen und auf seinen Burghof führen. Und der Grausame hielt Wort; trotz alles Flehens um Erbarmen und Gnade wurde der Hirte lebendig gespießt und langsam am Feuer zu Tode gebraten, wobei man zur erhöhten Qual noch seinen Leib fortwährend mit Oel begoß. Als der Bedauerungswürdige mit seinem herzerschütternden Angstgeschrei und Schmerzgewimmer die Lüfte erfüllte, da ließ der Unmensch von Henning des Gemarterten Weib und Kinder kommen, um

Zeuge dieses haarsträubendsten Schauspiels, dieses schrecklichsten aller Schrecken zu sein. Wanden sich diese auch wol händeringend und flehend zu den Füßen des Barbaren, ja bat selbst auch der schon halb verkohlte Hirte noch vom Feuer her mit erstickter Stimme um baldigen Tod und Erlösung von seinen Höllenqualen, so rührte doch das Ungeheuer Henning dies Alles nicht. — Ja selbst einen Stein hätte es erbarmen können, Henning aber nicht! — Teuflisch lachend stand er dabei und weidete sein entmenschtes Herz an dieser Schauerscene; ja oft stieß das gefühllose Scheusal sogar noch mit seinem Fuße nach dem am Feuer Bratenden, oder er stieß und trat damit, unter fürchterlichen Flüchen und Gotteslästerungen, nach dem in wilder Verzweiflung und fast wahnsinnig vor Gram und Schmerz am Boden liegenden Weibe und ihren halbnackten, weinenden Kindern.

Doch wenden wir uns ab mit Schaudern von diesem entsetzlichen Bilde! — Nach dieser furchtbaren Gräuelthat nannte man allgemein den Ritter Henning von Ankershagen gewöhnlich nur noch „Henning Brad'nkierl" — Bratenkerl —, und Alles zitterte schon bei der bloßen Nennung dieses Namens, der auch heute noch in dortiger Gegend sehr wohl bekannt ist.

In Laster und Sünden, von Gott und Menschen verflucht, hauchte endlich Henning seine abscheuliche, schwarze Seele aus. Bald darnach fiel auch seine Burg. Die Kerker wurden geöffnet und die armen Gefangenen in Freiheit gesetzt; die hohen Thürme aber wurden gesprengt, die Mauern niedergerissen und geschleift, die Wälle zerstört, die Gräben verschüttet.

Zur Erinnerung an Henning's Schandthaten ließ man die Scene malen, als der Hirte am Feuer gebraten wird, und sein Weib und seine Kinder, vergeblich für ihn flehend, zu Henning's Füßen liegen, und hing dies Bild in der Kirche

zu Ankershagen auf, wo es auch noch heutigen Tages zu sehen ist.

Trotzdem man auch Henning's Körper in eine tiefe Grube geworfen und diese mit großen Steinen bis oben vollgefüllt hatte, so wuchs doch sein rechtes Bein, womit er ja in unmenschlicher Weise noch nach dem zu Tode gemarterten Hirten und nach dessen Weibe und Kindern gestoßen, immer wieder aus der Erde hervor. So oft man dasselbe auch wieder vergrub, kam es doch immer und immer wieder zum Vorschein. Da nahm, vor etwa hundert Jahren, endlich der damalige Todtengräber von Ankershagen diesen unverweslichen und ruhelosen Fuß, den er schon so oft zuvor auf dem dortigen Kirchhofe mitleidsvoll eingescharrt hatte, trug ihn in die Kirche und vergrub ihn dort mit frommen Gebeten unter dem Altare.

Seit dieser Zeit ist der Fuß nicht wieder zum Vorschein gekommen, und wird er somit denn endlich auch wol verweset sein und Ruhe gefunden haben.

Nach des betreffenden Todtengräbers Aussage ist der von ihm in seinen jüngeren Jahren unter dem Altare der ankershagener Kirche vergrabene Fuß des Ritters Henning zwar schon sehr zusammengetrocknet, aber noch ganz gut erhalten, und, was das Merkwürdigste, noch mit einem grau seidenen Strumpfe bekleidet gewesen. Der alte, fromme Mann hat dies noch als ehrwürdiger Greis mit Silberhaaren oft und vielfach erzählt und stets dabei hoch und theuer versichert, daß Alles wirklich so wahr wäre. Ein Paar Bekannte von mir, aus Ankershagen gebürtig, haben dies in ihrer Kindheit noch selbst öfter aus dem eigenen Munde des damals noch lebenden Alten gehört, und es mir jetzt nun nach Jahren wieder erzählt.

Als man später dort, wo die alte Raubburg Henning's gestanden, wieder einen friedlichen, gutsherrschaftlichen Hof aufbauete, da benutzte man zu dem neuen Herrenhause noch manche alte, stehengebliebenen Mauerreste, wie man sie auch heute noch in demselben vielfach sehen kann, indem sie durch ihre Dicke sogleich auffallen. An einer solchen alten Mauer des Hofhauses befindet sich noch jetzt am zweiten Stockwerke ein alterthümliches, männliches Brustbild, der Sage nach das des Henning's, des früheren Erbauers dieses Gebäudes. Obgleich nun dasselbe schon oftmals angestrichen worden ist, so hat doch dies alte Steinbild nie eine Farbe annehmen wollen, sondern immer seine ursprüngliche rothe behalten. Das soll, sagen die Leute, von dem vielen unschuldigen Blute herkommen, welches Henning vergossen hat, und das nach seinem Tode über ihn gekommen ist!

Vor wenigen Jahren konnte man auch noch einzelne Theile der zerstörten, ehemaligen Wälle erkennen; doch jetzt sind auch diese Reste verschwunden und zu schönen Gartenanlagen oder fruchtbarem Ackerfelde umgewandelt worden.

Der Wartethurm und das befestigte Vorwerk wurde zugleich mit der Burg zerstört. Von demselben ist jetzt nichts mehr vorhanden, als nur der Berg, worauf es gestanden, der noch heute allgemein unter dem Namen „Wohrtsbarg" — Warteberg — bekannt ist.

Wie alle diejenigen Sagen, die sich an irgend einem noch existirenden Gegenstand knüpfen, wovon also noch gewissermaaßen ein redendes Zeugniß vorhanden ist, am längsten erhalten bleiben und auch jetzt sogar noch theilweise in unserer prosaisch-materiellen Zeit weiter fortgepflanzt werden, so scheint

dies auch mit vorstehender Sage der Fall zu sein, indem dieselbe noch immer recht frisch und kräftig in Ankershagen und der nächsten Umgegend fortlebt. Noch heute nämlich erzählen die Alten dort mit großer Genauigkeit ihren aufmerksam zuhörenden Kleinen vom schändlichen Henning Brad'nkierl, und zeigen ihnen dann mit geheimnißvoller Miene die Ueberreste seiner Räuberburg und sein unheimliches, vom Blute rothes Bild daran, wie auch das Gemälde in der Kirche mit dem gemarterten Schweinehirten und seiner um Gnade flehenden Frau und ihren kleinen Kindern. Mit frommem Schaudern hören die Kleinen dann zu, und so oft sie nachher einen der ihnen gezeigten Gegenstände erblicken, erinnern sie sich immer wieder des grausamen Henning Brad'nkierl's und erzählen dann auch wol den fremden Leuten, die nach ihrem Dorfe kommen, und die es noch nicht wußten, von seinen Gräuelthaten, vom armen Schweinehirten, von Henning's blutigem Bilde und seinem aus der Erde gewachsenen Fuße.

Unter der Erde Verborgenes zu Kratzeburg bei Neu-Strelitz.

Ein Bauer des Pfarrdorfes Kratzeburg, dessen Gehöft auf einem kleinen Anberge liegt, fand daselbst einmal beim Graben einer Grube einige Bausteine, die trotz ihres großen Alters doch noch ungemein fest und wohlerhalten waren. Da er nun die Sage wußte, nach welcher — wie wir bereits schon auf Seite 217 gehört haben — von dem eine Stunde von dort entfernten, früheren Raubschlosse zu Ankershagen auch ein unterirdischer Gang nach seinem Dorfe führen soll, so wurde

er aufmerksam und grub neugierig weiter, immer tiefer und tiefer. Bald entdeckte er auch zu seinem großen Erstaunen ein geräumiges, unterirdisches Gemach, aus schönen, großen Steinen erbaut. Wie es ihm schien, mußte dies früher wol eine Art von Pferdestall gewesen sein, denn es befanden sich, außer vielen Knochen, auch noch Stricke, Halfter, Ketten und dergleichen mehr darin.

„Halt!“ dachte der Bauer beim Betrachten der schönen großen Steine, „das paßt dir ja jetzt ganz prächtig zu deinem Baue!“ Derselbe war nämlich gerade dabei, sich auf seinem Hofe ein neues Gebäude aufzubauen, wozu ihm aber noch viele gute Steine fehlten. Als er jetzt nun solche in so großer Masse und von so vorzüglicher Güte vorfand, beschloß er sogleich, sich seinen Bedarf von hier zu holen. An demselben Tage noch begann der Bauer hier Steine auszubrechen, was zwar sehr müh- und langsam ging, was er sich aber dennoch nicht verdrießen ließ; die Steine kosteten ihm ja weiter kein Geld, und deshalb wollte er sich's denn auch gerne schon etwas sauer werden lassen.

Als es aber Nacht geworden war, als Alles im Hause schlief, da wurde unser Bauersmann durch eine Erscheinung geweckt. Ernst und feierlich trat dieselbe an sein Lager und warnte ihn mit dumpfer Stimme, abzulassen von seinem Beginnen; denn wenn er noch fortführe dort aus dem unterirdischen Gemache Steine zu nehmen, so würde ihm das nur großes Unglück bringen, er würde hinführo keine Ruhe mehr haben und Tag und Nacht gequält werden. „Störe nicht wieder unsern Frieden, laß uns in Ruhe!“ sprach der Geist mit erhobener Rechte und verschwand dann wieder.

Der Bauer, wie im Schweiße gebadet und halb todt vor Angst und Schrecken, nahm sich fest vor, sobald es Tag ge-

worden, die ausgebrochenen Steine wieder an ihre alte Stelle zu bringen, die Grube dann wieder zuzuwerfen und nie wieder die da unten Hausenden zu stören. Und was er in der Nacht stille gelobt, er führte es am andern Morgen sofort aus.

Nichts hat sich hiernach wieder hören oder sehen lassen, aber auch Keiner hat's je wieder gewagt, die dort unter der Erde ihr Wesen treibenden Geister zu stören.

Was nun das von dem Bauer in der Erde Entdeckte eigentlich vorgestellt haben mag, ob es ein Theil des alten unterirdischen Ganges zwischen Ankershagen und Kratzeburg war, ob es ein Gewölbe, ein Gefängniß oder dergleichen aus früheren Zeiten gewesen, oder ob es gar, wie der Bauer behauptet, ehemals zu einem Pferdestalle benutzt worden ist, weiß zwar Niemand; Viele aber nehmen das Erstere an, da dies ganz gut mit der alten Sage stimmt, wornach beregter Gang auf dem nahen, sogenannten schweriner Berge*) seinen Ausgangspunkt gehabt haben soll. Auf diesem kleinen Berge lagen noch in neuerer Zeit viele alte Mauertrümmer zerstreut umher, auch sollen sich die Leute dort in früheren Jahren manche schöne Fundamentsteine ausgegraben haben. Jetzt geschieht dies Letztere nicht mehr, und zwar nicht allein nur deshalb, weil dort vielleicht keine solche Steine mehr zu finden sein mögen, sondern auch wol mit aus Furcht vor den Geistern, die dort noch allenthalben unter der Erde herumhausen sollen.

*) Dieser kleine Berg, mitten im großherzoglich mecklenburg-strelitzschen Gebiete gelegen, soll zum jetzigen Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin gehören und daher diesen seinen Namen haben.

Diese Geister will nun aber Niemand von den Leuten stören, da es ihnen dann ja auch leicht einmal so ergehen könnte, als damals jenem Bauer, was doch Keiner bei Leibe nicht möchte und deshalb auch möglichst zu verhüten sucht.

Was man von den Hünengräbern bei Mollenstorf unweit Penzlin erzählt.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Die nächste Umgegend von Penzlin ist ziemlich reich an Hünengräbern, Burgwällen, Burggräben und dergleichen. Der Zahn der Zeit und die immer fortschreitende Bodenkultur haben diese Denkmäler längst untergegangener Geschlechter noch nicht zu zerstören vermogt. Zu diesen Monumenten der Vorzeit gehören unter Andern der Grapenwerder bei Penzlin, der Räuberberg zwischen Rahnenfelde und Lapitz; ferner der lapitzer Wall, der Ihsepurt, — ein Hohlweg zwischen Penzlin und Hohenzieritz, um welchen sich mehrere Gräben mit Wällen herumziehen, — im hohenzieritzer Holze ein Wendenkirchhof im Mariengehölze, und endlich zwei mächtige Hünengräber bei Mollenstorf, an der alten Landstraße von Waren nach Penzlin.

In diesen beiden Hünengräbern erblickt der gemeine Mann zwei Raubhöhlen der Wegelagerer aus alten Zeiten, und behauptet, daß in ihnen noch große Schätze verborgen sind, und daß von der einen vermeintlichen Raubhöhle zur andern unter dem Landwege durch ein gemauerter Gang führt.

In dieser Gegend soll es nicht recht geheuer sein. Einst fuhr ein Fuhrmann diese Straße. Es war Abends im Frühjahre; der herabströmende Regen verwandelte den Schnee und mit ihm den Weg in einen weichen Schlamm. Der Wagen war nur leer, aber dennoch hatten die Pferde zu thun, um ihn in dem tiefen Wege aus der Stelle zu schaffen. Als nun das Fuhrwerk ungefähr bei dem obenbezeichneten Orte ankommt, fällt plötzlich das eine Vorderrad ab. Der Fuhrmann steigt ab, findet aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Mutter noch fest auf der Achse sitzt. Wie ist das Rad abgekommen? fragt er sich, und es wird ihm ganz unheimlich zu Muthe. Er sucht aber seinen Schraubschlüssel hervor, bringt den Wagen wieder in Ordnung und fährt weiter.

Kaum haben die Pferde ein Paar Schritte gethan, da liegt schon wieder der Wagen. Dasselbe Rad ist abgegangen, und — die Mutter sitzt fest auf der Achse. Er versucht das Rad so über- und aufzustoßen. Vergebliche Mühe. Er muß die Mutter wieder losschrauben.

Endlich kann er weiter fahren. Doch kaum ziehen die Pferde an, da liegt schon wieder der Wagen und — dasselbe Rad ist ab. Da überläuft es den Mann eiskalt. Er springt vom Wagen, um das Rad wieder aufzuschieben; denn auf offner Landstraße, im tiefsten Schmutze, im Regen und Unwetter kann er doch unmöglich übernachten.

Eben ist er mit dem Wagen in Ordnung, da gewahrt er nicht weit von sich plötzlich ein Licht und im Scheine desselben ein kleines, graues Männchen, das mit seiner heisern Stimme recht höhnisch über ihn lacht.

Nun weiß der arme, geplagte Mann, was passirt. Er betet ein Vaterunser; knallt seinen Pferden mit der Peitsche um die Ohren und jagt nun, so schnell er zu Fuße nur folgen

kann, nach Penzlin zu, wo er denn auch ohne weitern Unfall mit einbrechender Nacht ankommt.

Das Rad ist ihm hernach nie wieder abgegangen.

Siebensteinen oder die in Steine verwandelten sieben Knaben unweit Dambeck, bei Wismar.

Siebensteinen nennen die Leute eine Steingruppe, die sich zwischen den Pfarrdörfern Beidendorf und Dambeck bei Wismar, an der alten Landstraße nach Schwerin, befindet. Die diese Gruppe bildenden sieben großen Steine ragen mehrere Fuß hoch aus der Erde hervor; sechs derselben stehen nahe beisammen, und nur der siebente befindet sich in einer kleinen Entfernung davon.

Die Bewohner der dortigen Gegend wissen über den Ursprung dieser Steine folgende alte Sage:

In uralten Zeiten hüteten hier gewöhnlich mehrere Jungen aus der Nachbarschaft die Pferde ihrer Eltern oder Dienstherren. Da nun aber diese Weide ziemlich weit von ihren verschiedenen Dörfern entfernt war und die Pferde nicht ohne Aufsicht bleiben konnten, so bekamen die Knaben schon immer gleich am Morgen, bei ihrem Aufbruche vom Hause, ihr Essen, in Brod, Käse oder Wurst bestehend, für den ganzen Tag mit. Und wie nun ein altes Sprüchwort sehr richtig sagt: „Jugend hat keine Tugend!“ so ging es auch hier, indem die sich selbst überlassenen Pferdejungen nach Herzenslust mit einander herum tollten und tobten, was nur immer das Zeug halten wollte. Doch so lange sie nicht die Grenzen des Erlaubten überschritten,

waren ihnen ihre tollen Streiche und Spiele schon immer zu verzeihen; denn „Jugend muß austoben!" — wir Alle sind ja auch Kinder gewesen und wissen's recht gut, wie's in der schönen Jugendzeit oftmals hergeht; — leider aber artete ihre Ausgelassenheit mit der Zeit nur zu sehr aus. Sie vergaßen nämlich nach und nach ganz die im Winter von ihrem Dorfschulmeister erhaltenen guten Lehren und Ermahnungen und fingen zuletzt gar an, sündliche und dem lieben Gott nicht wohlgefällige Spiele zu treiben.

Eines Sonntags, es war gerade unter der Predigt, begannen die muthwilligen Buben wieder ein solches Spiel. Sie wollten's jetzt ebenso machen, wie es die Alten mitunter des Abends in der Dorfschenke thaten, und auch einmal Kegel spielen.

In Ermangelung von passendem Material hatten die argen Jungen von ihrem mitbekommenen Käse und Brode genommen und sich daraus Kugel und Kegel geformt. Noch nicht lange aber spielten sie damit, da gesellte sich plötzlich ein fremder Mann zu ihnen, der sie mit ernsten Worten ermahnte, abzulassen vom gottlosen Spiele und nicht länger Mißbrauch zu treiben mit Gottes Gaben. Aber die Knaben achteten seiner Mahnung nicht, sie verspotteten ihn sogar noch obendrein und setzten ruhig ihr Kegelspiel fort. Nur auf einen der sieben Kinder hatte des Mannes Rede Eindruck gemacht; stille war derselbe auf die Seite getreten und spielte nicht weiter mit.

Noch einmal wendete sich der Fremde an die Jungen, noch einmal warnte und ermahnte er sie auf das Eindringlichste; er sagte ihnen, der liebe Gott werde es nicht länger dulden, daß sie also Seine gütigen Gaben mißbrauchten, Er würde Sich schrecklich rächen, wenn sie nicht sofort innehielten. Aber umsonst; die gottvergessenen Buben spotteten seiner nur noch

ärger wie zuvor, ja sie droheten zuletzt gar, ihn mit der aus Brod geformten Kugel zu werfen, wenn er sich jetzt nicht packe und sie in Ruhe lasse.

Da nahete sich der fremde Mann mit trauriger Miene dem folgsamen Knaben und gebot ihm, sich sogleich von hier zu entfernen, sich aber ja nicht weiter nach seinen Genossen umzusehen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Derselbe gehorchte und ging; doch als er sich ein Paar Schritte entfernt, trieb ihn seine Neugierde zu erfahren, was wol mit den übrigen Knaben geschehe. Eingedenk der Worte des Fremden, sich nicht umzusehen, bückte er sich vorüber und sah zwischen seinen Füßen hindurch, aber in demselben Augenblick war er auch schon, gleich den übrigen sechs Kindern, in einen Stein verwandelt.

Wie schon zu Anfang gesagt, kann man noch jetzt alle diese sieben Steine auf ihrer alten Stelle unweit des Pfarrdorfes Dambeck bei Wismar sehen. Während sechs derselben aufrecht dastehen, ist der siebente, ein wenig davon entfernte, etwas vorübergebeugt; jene sollen nun die sechs ungehorsamen, dieser aber der neugierige, sich durch die Beine umschauende Knabe sein.

Obgleich man schon öfter die Absicht gehabt haben soll, diese Steine zu sprengen, und sie dann zu Bauten zu verwenden, so hat man sie doch immer wieder ruhig stehen lassen; denn allemal, wenn ein Hammer darauf gesetzt worden, sollen sich sofort Blutspuren auf den Steinen gezeigt haben. Die Leute erkennen hierin Gottes Fingerzeig und glauben und sagen nun: der Allmächtige wolle nicht, daß diese Denkmäler zerstört würden, sondern daß dieselben ewig zum warnenden Beispiel erhalten bleiben sollen.

Eine Riesenfussspur auf dem Steindamme zwischen Röbel und der melzer Mühle.

Unter „der Steindamm“ versteht man in Röbel und Umgegend allgemein eine Strecke der von dieser Stadt nach dem Flecken Mirow führenden Landstraße. Da, wo dieselbe nämlich, zwischen Röbel und der melzer Mühle, eine kurze Moorfläche durchschneidet, ist der Weg wegen des weichen Unterbodens mit einem Steinpflaster versehen, weil er hier sonst nicht in der nassen Jahreszeit von Vieh und Wagen zu passiren sein würde. Ist also einmal in Röbel „vom Steindamme“ die Rede, so weiß jeder Einheimische gleich Bescheid, was damit gemeint ist.

Unter den ehemaligen großen Mittelsteinen dieses Dammes befindet sich einer, auf welchem die Spur eines riesigen, nackten Fußes ausgeprägt ist. Einer alten Sage nach rührt diese Fußspur auch wirklich von einem Riesen her.

Als es nämlich in alten Zeiten noch Riesen gab, soll ein solcher eines schönen Tages auf seinen Reisen auch hierher gekommen sein. Wie wir es gewiß Alle oftmals in unserer Jugend gehört haben, nehmen die Riesen mit ihren langen Beinen immer einen bedeutenden Schritt, ja mitunter soll ein Schritt von ihnen schon an sieben Meilen betragen haben, wenn sie, wie uns ein altes, bekanntes Mährchen erzählt, ihre Siebenmeilenstiefeln anhatten. So große Schritte mag nun aber dieser Riese grade wol nicht genommen haben, soviel soll aber gewiß sein, daß seine Schritte auch nicht ganz klein waren. Als er nun diese Gegend quer durchwanderte und vor

dieser zwar nur der Länge nach schmalen, aber desto breiteren Moorfläche angelangt war, machte er einen Augenblick Halt und sah sich nach einem festen Punkte in derselben um; denn sie mit einem Male in ihrer ganzen Breite zu überschreiten, war ihm doch etwas zu weit und zu gewagt, er hätte ja leicht stecken bleiben und versinken können. Da gewahrte er denn den Steindamm. Er setzte also an, berührte mit dem einen Beine die Mitte des Dammes und schwang sich glücklich hinüber, in zwei Schritten über die ganze Breite der moorigen Gegend.

Aber die Erschütterung und das Gewicht seines Körpers war so groß gewesen, daß sich sein nackter Fuß tief in den betretenen Stein eingedrückt hatte. Und so ist denn nun diese schon vielfach bewunderte und angestaunte Riesenfußspur entstanden.

Noch heute kann man den Stein mit der Fußspur auf dem Steindamme zwischen Röbel und der melzer Mühle sehen. Zwar liegt er nicht mehr auf seiner alten Stelle, in der Mitte des Dammes, sondern jetzt, seitdem derselbe vor etwa zehn Jahren umgelegt worden ist, etwas zur Seite des Weges. Wol Jedermann, der in Röbel den „Steindamm" kennt, hat auch den dort befindlichen Stein mit der Riesenfußspur gesehen, und weiß auch die Sage, wovon dieser merkwürdige Eindruck entstanden sein soll.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben
von

M. Dr. A. Niederhöffer,
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Zweiter Band.



Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1859.

Der spukende Fischer auf der Ostsee bei Alt-Gaarz, unweit Neu-Bukow.

Charfreitag war's; feierlich ertönten von dem Kirchthurme zu Alt-Gaarz die Glocken und luden ein zum gemeinsamen Dienste des Herrn. Während alle die gottesfürchtigen Strandbewohner, diesem Rufe folgend, im Feststaate zur Kirche eilten, dort beteten, die Predigt hörten und Gott, ihren Schöpfer lobeten und priesen, fuhr Einer von ihnen, der Fischer Hans Peter, in seinen alltäglichen Kleidern hinaus in die See, um Angeln auszuwerfen. Für diesen gab es nämlich keinen Festtag; er glaubte nicht an Gott, nicht an Seine Gerechtigkeit, nicht an ein Fortleben der Seele und eine ewige Glückseligkeit; er war ein gottloser, wilder, roher und gefühlloser Geselle.

Obgleich Hans Peter auch von seinem Nachbar aufgefordert war, mit in das Gotteshaus zu kommen, obgleich ihn auch sein braves Weib flehentlich und mit Thränen in den Augen gebeten, sie, nach eben erst überstandenem Wochenbette, dorthin zu begleiten, um gemeinschaftlich mit ihm dem Höchsten ihr Dankgebet darzubringen für ihre glückliche Genesung, für die gnädige Erhaltung ihres lieben, zarten Säuglings, so hatte ihn doch nichts, weder Bitten noch Vorstellungen, erweichen und zum Mitgehen bewegen können. Spottend und Gott

verhöhnend ging er dahin, warf seine Angelgeräthschaften über die Schulter und stach bald darauf in See.

Als Hans Peter die hohe See erreicht, begann er, die Melodie eines leichtfertigen Liedes vor sich hinpfeifend, seine Angeln auszuwerfen. Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen; die Sonne beleuchtete mit ihren Alles belebenden und erquickenden Strahlen die, wie ein Spiegel ruhig und klar daliegende, große, weite Meeresfläche. Hans Peter sah von seinem Bote aus den weithin sichtbaren Thurm der heimathlichen Dorfkirche*), und deutlich hörte er den frommen Gesang der dort versammelten alt-gaarzer Gemeinde. Es war so friedlich, so feierlich und schön in Gottes herrlicher Natur; unserm gottlosen Fischer aber rührte das Alles nicht. Sein verstocktes Herz fühlte und empfand nichts; kalt und gleichgültig blieb er bei allen den ihn umgebenden Naturschönheiten, bei dem feierlichen Gesange der frommen Kirchengänger, der durch die Stille des Morgens zu ihm herüber drang, ja er lachte und spottete sogar über Beides und verhöhnte aufs Neue Gott und Sein Wort.

Doch der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht; ob früher oder später, den Schänder des dritten Gebots, den Spötter Seines heiligen Names ereilt doch gewiß immer die wohlverdiente Strafe. Hier sollte sie sofort erfolgen. Denn plötzlich erhob sich ein Wirbelwind, hohe Wellen thürmten sich auf, warfen das leichte Fahrzeug gleich einem Federballe hin und her und verschlangen bald darauf Fischer und Kahn.

*) Alt-Gaarz liegt auf der Landenge zwischen dem Salzhaffe und der offnen See. Der Thurm der hochliegenden Dorfkirche pflegt den vorbeisegelnden Schiffen stets als Seezeichen zu dienen.

So fand der schlechte Hans Peter, ohne Reue und Buße, tief unten auf feuchtem Meeresgrunde sein einsam Grab.

Seit dieser Zeit soll nun an jedem Charfreitage der Fischer in seinem Bote auf der See bei Alt-Gaarz erscheinen und dort während des Vormittags-Gottesdienstes ruhelos umherfahren; gleichsam zur Mahnung für die Strandbewohner, stets nur auf Gottes Wegen zu wandeln und den Tag des Herrn heilig und in Ehren zu halten!

Die Kirchenglocken zu Prillwitz bei Neu-Strelitz.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Südwestlich von dem schönen Tollensersee liegt, von diesem nur durch eine schmale, niedrige Wiese getrennt, ein kleiner See, der Liepssee, gleichsam nur ein Anhängsel des ersteren, mit dem er durch einen Kanal, der Fischergraben, verbunden ist. In dieser Gegend soll Rhetra, die altberühmte Hauptstadt der Rhedrianer, gelegen haben und zwar, wie die Gelehrten behaupten, an der Stelle des jetzigen Dorfes Prillwitz. Die Sage im Volksmunde, welche sie die schöne Rhetra, oder kurzweg auch „de Rhetra" nennt, erzählt dagegen, sie habe dort gestanden, wo sich jetzt der kleine Liepssee ausbreitet.

Rhetra war, der Sage nach, eine schöne, große Stadt und weit und breit ihrer Reichthümer wegen berühmt; und Alle,

die von nah und fern herbeikamen, um sie zu sehen, verwunderten sich mit Recht ihrer Pracht und Herrlichkeit. Nun ist sie aber schon lange dahin. Sie lud den Zorn Gottes, oder wie Einige sagen, eines mächtigen Zauberers auf sich, und in Folge eines über sie ausgesprochenen Fluches that sich die Erde unter ihr auf, und verschlang sie und alle ihre Einwohner mit aller ihrer Habe. Es blieb auch keine Spur von Rhetra, denn die Erde sank auf der Stelle so tief, daß sich dort in kurzer Zeit ein kleiner See, der oben erwähnte Lieps bildete.

So ruht nun die schöne Rhetra mit all ihren Schätzen tief unten im See, und nur bei ruhigem Wetter, wenn das Wasser des See's recht klar ist, soll man weit unten in der Tiefe die Thurmspitzen der Stadt schimmern sehen können.

Ganz sollte indeß das Andenken an Rhetra doch nicht untergehen. Auf den Kirchthürmen der Stadt befanden sich nämlich drei wundervolle Glocken. Diese mußten zwar das Schicksal der Stadt theilen, aber jährlich ein Mal, in der Mittagsstunde des Johannistages, wurden sie von dem Banne frei. Dann kamen sie an's Land und lagen dort frei und offen vor Jedermanns Augen, nur daß sie Niemanden anders, als drei große, unförmliche Steine erschienen. Schon oft waren sie also an's Tageslicht gekommen, aber eben so oft auch unbeachtet wieder in ihr Wassergrab zurückgekehrt. Denn obwol Jeder in der Umgegend die Sage von den Glocken kannte, so vermuthete doch Niemand dieselben in den Steinblöcken.

Einstmals begab es sich nun, daß mehrere kleine Dirnen aus Prillwitz ihre Gößel am Seestrande hüteten. Es war gerade am Johannistage. Sie vertrieben sich die Zeit mit Puppenspiel und kamen bald auch auf den Gedanken, ihr Puppenzeug im See auszuspülen. Dies war in der Mittagsstunde, als die Glocken eben unbemerkt in der Gestalt von Steinen

wieder zum Vorschein gekommen waren. Die kleinen Mädchen hatten zwar vorher nie die großen Steine am Strande liegen sehen, dachten sich aber doch nichts dabei und deckten darum ganz unbefangen ihr Puppenzeug auf die beiden größten Steine zum Trocknen in der Sonne. Wie erschraken sie aber, als gleich darauf der dritte, noch unbedeckte Stein sich in Bewegung setzte und in's Wasser zurückkehrte, und als sie dabei ein Glockenläuten und im Glockenton deutlich die Worte vernahmen:

„Hanne, Susanne, wenn Du mit wist, denn kumm." *)

Voll Schrecken ließen sie Gößel, Puppen und Puppenzeug im Stiche und rannten im vollen Laufe nach Prillwitz, um ihren Eltern die wunderbare Mähr mitzutheilen.

Anfangs hörte Keiner darauf, als aber die Kleinen wiederholt die Geschichte erzählten und sie mit den heiligsten Betheuerungen versicherten, da gingen doch endlich einige Einwohner mit, und diese sahen nun zu ihrem nicht geringen Erstaunen zwei herrliche Glocken am See liegen. Durch das Aufdecken der kleinen Wäsche, waren dieselben ganz von ihrem Banne gelös't und erschienen nun wieder in ihrer eigentlichen, schönen Gestalt.

Also waren die Glocken der Oberwelt wieder gegeben; aber wem sollten sie fortan gehören? denn die ursprünglichen Besitzer weilten ja schon seit langer Zeit nicht mehr unter den Lebenden.

Die Brandenburger behaupteten, ihnen gebühre der Fund, weil er aus ihrem See stamme und auf ihrem Grund und Boden entdeckt war. Die Prillwitzer hingegen nahmen wieder die Glocken für sich in Anspruch weil sie durch ihre Kinder aufgefunden und vom Banne befreit worden waren.

*) „Johanna, Susanna, wenn Du mit willst, dann komme."

Da beide Parteien sich nicht gütlich vergleichen konnten, so kam es zu einem Prozesse, und die Glocken blieben einstweilen noch an ihrer Stelle liegen. Endlich gewannen die Brandenburger und nun wurde ein Tag zur feierlichen Einholung der Glocken bestimmt. Der Tag kam. Halb Brandenburg pilgerte mit hinaus, um den Zug mit anzusehen; denn die Glocken sollten in feierlicher Procession, auf einem eigends dazu erbauten Wagen, in die Stadt gebracht werden. Der Wagen aber war mit den sechs schönsten Pferden, die man in der Stadt hatte auftreiben können, bespannt.

Endlich war man an Ort und Stelle und, weil viele Hände rüstig zugriffen, so waren die Glocken auch bald auf den Wagen gehoben. Nun sollte es vorwärts gehen und mit den Worten:

„Nu, hoi, alltosam'n,
Dis fählt bloot föa uns Rieken gahn;"*)

trieb der Fuhmann seine Pferde an. Der Fuhrmann selbst gehörte nämlich zu den Begütertsten der Stadt.

Aber, so viel auch der Fuhrmann knallen, schelten, schimpfen, fluchen, schlagen und toben mogte, und so sehr auch die armen Pferde sich anstrengten, der Wagen kam nicht aus der Stelle. Er stand da, wie angewachsen und rührte sich nicht. Man spannte noch mehr Pferde vor; denn viele der Zuschauer waren herausgeritten. Aber vergebens! der Wagen rührte sich nicht. Ja, es war, als würde er, je länger es währte, desto unbeweglicher. Da stand man nun rathlos. Man hatte wol einen großen Schatz gewonnen, und konnte seiner aber doch nicht froh werden.

---

*) „Nun, halloh, Alle zusammen,
Diese sollen nur für uns Reichen gehen."

Die Prillwitzer, welche auf den benachbarten Feldern arbeiteten, sahen dies vergebliche Bemühen nicht ohne innere Befriedigung mit an. Aber Keiner rührte Hand noch Fuß, um zu helfen. Nur zuletzt kam ein alter Häker, dem es wol eine innere Stimme rathen mogte. Der spannte seine vier Ochsen vom Haken aus und trieb mit ihnen nach der Stelle hin, wo die nun schon halb muthlos gewordenen Brandenburger sich noch immer mit den Glocken abmüheten.

Als man den Häker in seiner Einfalt mit den vier Ochsen kommen sah, lachte man ihn nicht wenig aus. Doch das kümmerte ihn nicht, er verlangte beharrlich, seine Ochsen vorzulegen und es mit denen einmal zu versuchen. Anfangs hörte man gar nicht auf ihn, dann aber gab man halb aus Scherz seiner Bitte nach. So legte er denn seine Ochsen vor, klappte an und rief:

„All Vier to gliek,
Föa Arm' und Riek!" *)

Und siehe da, was die Menge der Pferde und alle Menschen Hülfe nicht hatte ausrichten können, das gelang mit Gottes Hülfe den Ochsen. So leicht, als wär' er unbeladen, jagten sie mit dem Wagen und seiner Last davon, und, zum Erstaunen Aller, nahmen sie ihren Weg ohne Führer und Peitsche, grade nach Prillwitz hinein auf den Kirchthurm zu, wo sie dann mit einem Male wieder still standen.

Hier war Gottes Hand im Spiele. Zwar meinten manche Brandenburger, das ginge nicht mit rechten Dingen zu und die Glocken müßten dennoch, es koste, was es wolle, nach Neubrandenburg geschafft werden, aber die Väter der Stadt

---

*) „Alle Vier zu gleich,
Für Arm' und Reich!"

und die Mehrzahl der anwesenden Bürger erklärten einstimmig: „Hier hat der Herr selbst gerichtet, und der richtet recht. Den Prillwitzern kommen nach Seinem Urtheilsspruch die Glocken zu, und ihnen sollen sie auch fortan unangefochten verbleiben."

Also mußten die von Neubrandenburg unverrichteter Sache wieder heimziehen. Die Prillwitzer aber brachten ungesäumt die beiden schönen Glocken auf ihren Kirchthurm, und dort hängen sie noch bis auf den heutigen Tag.

Die Sonntagsschänder von Carmitz bei Feldberg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

„Heut ist es Wetter wie gemacht zum Angeln,
Die ganze Woche haben wir uns viel gequält,
Auf, laß zum See uns gehn, nicht kann's uns mangeln,
Heut beißt der Fisch und kommt zu Sack uns ungezählt!"

So sprach zu Hinz am frühen Sonntagsmorgen
Sein Mitgeselle Balthasar, der Zimmermann,
„Du mußt für guten Branntwein aber sorgen,
Und Tabak schaffe reichlich ich für heute an."

„„Es sei!"" hat lustig dieser drauf gesprochen,
„„Ich suche Maden nur und Stang' und Angelschnur,
Ich seh nicht ein, was dabei ist verbrochen,
Am Sonntag auszuziehn, den Fischen auf die Spur!""

Beim Ziegelofen haben sich getroffen
Die beiden Angler mit dem Zeug und Proviant,
Und ziehn zum See von Carwitz frei und offen,
Als schon die Sonntagsglocken tönen durch das Land.

Am See ist bald die Rüstung auch vollzogen,
Dort unterm Erlenstrauche sitzt das Anglerpaar;
Die Angel fällt in kleinen, kurzen Bogen
Gleich hinterm Schilfe in das Wasser, still und klar.

Stumm sitzen sie, die Pfeifen in dem Munde,
Und seh'n auf ihre Angel ernst und mit Bedacht;
In Menge kommen Fische aus dem Grunde, —
Doch beißet keiner an, wie sie es sich gedacht.

Des Wartens müde strömen Lästerworte
Aus ihrem bösen Munde, und manch harter Fluch; —
Da regt es drüben sich an einem Orte
Und über's Wasser kommt ein großer Schlangenzug.

Inmitten schwimmt mit einer gold'nen Krone
Die größte Schlange, um sie her unzähl'ge noch;
Auf jene Angler, die dem Tag zum Hohne
Dort angelten, die Schaar wie gift'ge Pfeile flog.

Entsetzen fasset diese, und sie reißen
Mit Ungestüm die Angelschnur aus blauer Fluth,
Zu fliehen eiligst Angst und Furcht sie heißen,
Ein naher Hügel dünket ihnen sich're Hut.

Kaum aber sind sie auch dort angekommen,
Kaum hat das Auge bang' sich einmal umgesehen,
Da sind die Schlangen schon an's Land geklommen
Und hoch empor gerichtet sieht man Eine stehn.

Bald schließt um die gekrönte sich die Runde
Und es beginnt ein schneller, schaur'ger Schlangentanz.
Die Angler sind geschieden noch zur Stunde
Und haben abgeleget ihren Frevel ganz.

Das seltsame Ochsenhorn in der Kirche zu Woldegk.

Das freundliche Städtchen Woldegk, dessen Einwohner sich hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht nähren, wurde in alten Zeiten einmal von einer entsetzlichen Viehseuche heimgesucht. Obschon man sich mit Angst und Besorgniß bemühte, die noch gesunden Thiere vor der schrecklichen Krankheit zu bewahren, so half doch Alles nicht, und in kurzer Zeit war von dem sonst so reichen Viehstande der Stadt nichts mehr übrig, als ein einziger Ochse; denn sämmtliche Rinder, Pferde, Schafe und Schweine waren eine Beute der Alles verheerenden Seuche geworden.

Auf diesen, merkwürdiger Weise allein verschont gebliebenen Ochsen richtete sich jetzt die allgemeine Sorgfalt, indem man bemüht war, ihn wenigstens am Leben zu erhalten.

Die achtsame Behandlung, das gute Futter, sowie die fette, üppige Stadtweide, auf die man den Ochsen getrieben, kräftigten denselben alsbald so sehr, daß er in kurzer Zeit eine solche Größe und Stärke erlangte, als wol selten der Fall. Das Wunderbarste aber an ihm war ein Horn, das er dabei angesetzt hatte, von einer so außerordentlichen Länge und Form, wie man es noch nie zuvor gesehen.

Nach dem Tode des Ochsen hing man dies seltsame Horn, zur ewigen Erinnerung an den die Stadt so schwer betroffenen Schicksalsschlag, in der dortigen Kirche auf, und soll nun Woldegk — einer alten Sage nach — so lange das Horn dort hängt, von allen Viehseuchen verschont bleiben.

Dies hat sich bis jetzt auch bewahrheitet, indem die ältesten Leute von keiner Viehseuche in Woldegk zu erzählen wissen.

Noch jetzt befindet sich vorbenanntes Horn in der alterthümlichen St. Petrus-Kirche zu Woldegk. Hinter der Kanzel hängt dasselbe, und Jedermann kann es dort noch heute sehen.

Der Wehrwolf von Klein-Krams bei Ludwigslust.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Als in den früheren Zeiten noch die meisten unserer Gegenden in Holz und Busch lagen, reichten die Waldungen bei

Klein-Krams, unweit Ludwigslust, noch viel über ihre jetzige Grenze hinaus und erstreckten sich bis in die unmittelbare Nähe des Dorfes.

Diese Waldungen waren so wildreich, daß die Herzöge jährlich mehrere Male hinauszogen, um daselbst große Treibjagden zu halten, und gewöhnlich war das Ergebniß dieser Jagden sehr befriedigend. Aber fast alle Treiben waren gestört durch einen Wolf, welcher mit dem übrigen Wilde aus dem Dickicht getrieben wurde, indem sich derselbe wider die Hunde setzte, dieselben lahm biß, auch gar oft den Treibern Schaden zufügte und endlich, mit einem Hasen oder Reh im Maule, davon lief.

Alle Flinten der anwesenden Jäger waren schon mehr als einmal auf das gefährliche Thier abgefeuert, aber noch nie hatte es eine Kugel getroffen, oder es müßte die, welche getroffen, an der Haut desselben abgeprallt sein. Jeder der Jäger und Treiber glaubte, daß man hier mehr als einen gewöhnlichen Wolf vor sich habe; denn wie konnte ein solcher, trotz dem Blei der Jäger und dem Zahn der Hunde, so viele Jahre ungeschoren sein Wesen treiben; es mußte ein Wehrwolf sein.

„Nun," sagte einmal einer der Jäger, welcher schon etliche Jahre der Jagd mit beigewohnt hatte, dem aber jedesmal ein schußrechtes Wild durch Dazwischenkommen des Wolfes entkommen war, „den Wolf soll wol eine Kugel treffen, ist's nicht mehr in diesem Jahre, so ist es sicher in dem zukünftigen."

Der Herbst und der Winter gingen langsam vorüber und ein brennendheißer Sommer folgte darauf. Da geschahe es einmal, daß der gedachte Jäger durch das Dorf Klein-Krams reisete und, vom Durste gequält, in dem Hause eines Hausmannes, Namens Feeg, einkehrte, um seinen brennenden Durst zu löschen. Im Begriff in das Haus zu treten, stürmte ihm

plötzlich ein Schwarm Knaben mit heftigem Geschrei entgegen und eilte auf den Hof hinaus. Von dem heftigen Gedränge ward auch der Jäger Will, so war sein Name, wieder mit zurück auf den Hof gerissen. Er forschte bei den Knaben nach der Ursache ihres hastigen aus dem Hause Kommens, und erfuhr, daß, außer dem kleinen Karl, Niemand von der feeg'schen Familie zu Hause sei, da sie sämmtlich, außer der Großmutter, welche eine Freundin besuche, im Felde beschäftigt seien; daß nun aber der kleine Karl, wie er immer thue, wenn er allein zu Hause sei, sich in einen Wehrwolf verwandelt habe und als solcher sie beiße, wenn sie sich nicht eilig entfernten. Der Jäger hatte natürlich große Lust, den Wehrwolf zu sehen, und wollte darum schnell in das Haus dringen, wurde aber von den Kindern mit dem Bemerken zurückgehalten, daß auch er gebissen würde, so lange der kleine Karl noch in der Wolfshaut stecke.

Als endlich Alle glaubten, daß nun nichts mehr zu befürchten sei, gingen sie in das Haus zurück. Auch Will, dessen Neugierde auf's Höchste gestiegen war, ging mit hinein. Ein kleiner Knabe von etwa 10 Jahren kam ihnen entgegen, und die übrigen Kinder bezeichneten dem Jäger diesen als denjenigen, welchen sie zu fürchten hätten. Mit liebreichen Worten fragte Will den Knaben nach der Wahrheit jener Aussagen, und der Knabe bejahete es auch nach etlichem Zögern; ja er wurde nach vielem Bitten des Jägers bereitwillig, seine Kunst noch einmal zu zeigen, wenn dieser zuvor auf die Hilde steigen wolle, da er, wenn er Wolf sei, auch ihn beißen würde. Der Jäger stieg auf die Hilde und zog die Leiter, vermittelst welcher er hinauf gestiegen war, ebenfalls hinter sich hinauf, weil der Knabe solches forderte. Nun ging Karl in die Stube, kam aber nach etlichen Minuten als junger Wolf wieder heraus

und jagte Alles, was nicht hinaufgestiegen war, zum Hause hinaus. Will war ganz Auge, um irgend einen Betrug zu entdecken, fand aber nichts Betrügerisches in dem Spiel.

Nachdem der junge Wolf wieder in die Stube gegangen und als Knabe herausgekommen war, stieg auch der erstaunte Will von seiner Abseite. Noch ehe er zur Erde kam, fragte er nach der Möglichkeit solcher Verwandlung, denn daß es kein Betrug war, hatte er zu deutlich gesehen. Anfangs wollte der Knabe nicht mit der Sprache heraus, erzählte jedoch endlich, daß er den Zaum seiner Großmutter übergeworfen habe, wornach er alsbald zum Wehrwolf werde. Nun gab der Jäger nicht eher nach, Karl mußte den Zaum zeigen — wobei er denselben jedoch nicht aus den Händen ließ — und erzählen, wozu seine Großmutter den Zaum gebrauche. Getreulich erzählte der Knabe, wie die Großmutter jedesmal den Zaum überwürfe, wenn sie kein Fleisch mehr hätten, und wie sie dann bald ein Huhn oder ein Schaf, bald auch einen Hasen oder ein Reh zu Hause bringe.

Jetzt kannte Will den Wolf, der den Treibjagden in der nahen Waldung so verderblich war; und er sprach im Weggehen: „den Wolf soll wol eine Kugel treffen und das schon in diesem Jahr.“ —

Der Herbst war wieder gekommen, und mit ihm begannen auch die großen Treibjagden bei Klein-Krams. „Dieses Jahr soll der Wolf erlegt werden, wenn er sich wieder sehen läßt, oder nimmer,“ sprach der Jäger Will zu einer Versammlung von Jägern, und schob eine aus Erbsilber gegossene Kugel in den Lauf seiner Büchse. Als die Versammelten in ihn drangen, zu erzählen, ob er Näheres von demselben gehört habe, oder ob er ein Mittel gefunden, wodurch es ihm möglich sei, denselben zu erlegen, erzählte Will, wie er jetzt gedenke, durch eine

Kugel von Erbsilber, die schon in seinem Laufe stecke, Herr des Wolfes zu werden. Wie er aber durch jenen Vorfall in Klein-Krams seiner Sache gewiß geworden, daß dies ein Wehrwolf und kein anderer sei, darüber schwieg Will noch. Seine Collegen wünschten ihm von Herzen Glück zu der Sache, da auch sie schon oft durch den Wolf an den Fang eines Wildes verhindert waren.

Noch redeten die Jäger mit einander, als der Befehl kam, sich anzustellen. Jeder wählte einen Posten, wo seiner Meinung nach das meiste Wild kommen müßte, aber Will stellte sich so an, daß er sein sich ersehenes Wild gewiß treffen könne, wenn es mit einem Häschen oder Ricklein beladen dem Dorfe zueile; welche Richtung es einschlagen werde, wußte er ja schon.

Das Treiben begann. Dutzende von Hasen, Rehen, Hirschen und Schweinen stürzten auf das Geschrei, Geklapper, und Blasen der Treiber zum Walde hinaus und fielen alsobald unter dem Feuer der hier versteckten Jäger. Auch der allbekannte Wolf fehlte nicht. Kein Jäger schoß nach ihm, weil jeder seine Kugelfestigkeit kannte; nicht einmal die Hunde hatten mehr Lust sich mit ihm herum zu beißen, weil sie noch immer auf das Allerärgste von ihm zugerichtet worden waren. Alle sahen daher ruhig zu, als er, ein Reh im Maul, davon lief; Viele aber brannten vor Verlangen, die Wirkung von Will's Schuß zu sehen.

Der Wolf mogte etwa 150 Schritte den Wald hinter sich haben, als Will's Schuß fiel und denselben augenblicklich zu Boden streckte. Was laufen konnte, lief dahin, jedoch ehe man zu ihm kam, raffte sich der Wolf wieder empor und eilte, wiewol hinkend, denn die Kugel hatte einen seiner Hinterläufe gelähmt, dem Dorfe zu. Dies hielt jedoch keinen der Jäger vom Verfolgen der Bestie zurück.

Der flüchtige Wolf eilte auf das feeg'sche Gehöft hinauf, wo er seinen Verfolgern verschwand; als ihn diese aber suchten, fanden sie ihn endlich im Bette der alten Großmutter, mit unter der Bettdecke hervorragendem Schwanz.

Diese alte Frau war also wirklich der vielfach gedachte Wolf, wie Will richtig geahnt, und hatte sie jetzt in ihrem Schmerze vergessen, den Zauberzaum abzulegen und war es somit selbst, die den Schleier von ihrem Geheimniß zog. „Nun wissen wir genug," sagten die Nachgefolgten und gingen wieder nach dem Walde, wo sie den Zurückgebliebenen erzählten, was sie gesehen hatten. Ersteren hatte Will unterdessen mitgetheilt, was wir bereits schon wissen, nämlich sein Abenteuer in Klein-Krams, und sie dadurch in das höchste Erstaunen gesetzt.

Von nun an wurden die Treibjagden bei Klein-Krams nicht mehr durch einen Wehrwolf gestört. Ein Wolf wurde auf denselben noch oft erlegt, weil er erlegt werden konnte, da es ein gewöhnlicher und kein Wehrwolf war, ohne eine Kugel von Erbsilber zu gebrauchen.

Die alte Feeg aber ist durch diesen Schuß lahm geblieben bis an ihr Ende, welches nach etlichen Jahren erfolgte.

Die gottlosen Pächterleute von Niederhagen bei Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Rövershagen.)

In Niederhagen haben früher siebenzehn Bauern gewohnt. Nachdem sie abgebrannt sind, ist dort ein Hof gebaut.

Der zweite Pächter, der in Niederhagen gewohnt hat, scheint ein gottloser Mensch gewesen zu sein und ebenso auch eine schlechte Frau gehabt zu haben. Er soll, nach der Meinung der Leute, mit dem Teufel in Verbindung gestanden haben.

Eines Tages sagt der Pächter zu seiner Frau, wenn er fort sei, solle sie mit denselben Pferden und Wagen fahren, womit er jetzt fahre. Darauf kommt ein Mann mit Schimmeln auf den Hof gefahren und fragt nach dem Hausherrn.

Nachdem der Fremde wieder weggereist ist, findet man den Hausherrn todt und Blut in seiner Kammer.

Es soll jener Fremde aber der Teufel gewesen sein und ihn geholt haben.

Die Frau erfüllt nach dem Tode des Mannes nicht den vorhin genannten Wunsch desselben, sondern schafft vielmehr Wagen, Pferde und Pferdegeschirr ab, um nicht auch das Schicksal ihres Mannes zu theilen. Das nützt ihr aber nicht, oder schadet ihr vielleicht gar; denn der Teufel kommt bald nachher und holt sie auch.

Die Hexe von Camin bei Wittenburg.

(Von F. F. L. Bohn zu Demern.)

Vor mehreren Jahren erzählte mir der damalige Voigt B.: Er habe von seinem Großvater gehört, daß in früherer Zeit eine bitterböse Hexe im Dorfe ihr gottloses Wesen getrieben hätte. Es war so leicht Keiner daselbst, dem sie nicht eine

Unbill zugefügt hätte. Der Eine konnte von dem schönsten Rahm nicht buttern, dem Andern fraß die Sau die Ferkel auf und dergleichen mehr.

Als die Hexe es nun immer ärger machte, so wurde sie angezeigt und zum Feuertode verdammt.

Auf dem Wege zum Scheiterhaufen, der auf dem Schlage an der dabower Scheide errichtet war, bewies sie ihre Macht zu guter Letzt noch an den dort am Wege pflügenden Knechten, so daß sie den ganzen Tag mit ihren Pflügen nicht arbeiten konnten. Dem Einen aber konnte sie nichts anhaben, das machte, er hatte einen Kreuzdorn-Sticken im seinem Pfluge, der ihn dagegen geschützt und worüber sie sehr geklagt haben soll.

Der Erzähler fügte noch hinzu, daß nach dem Tode der Hexe sich Alles wieder gebessert hätte.

Die goldene Wiege in den Kellern des Klostergebäudes zu Neukloster.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Der Ort Neukloster liegt in der Nähe der Stadt Warin. Früher war er ein Erbgut des Fürsten Borwin I.*) und hatte den Namen Kussin. Dieser Fürst verlegte das Kloster zu Parkow bei Bukow, das ein Nonnenkloster Cistercienser-Ordens war, nach Kussin, und im Verlauf der Zeit wandelte sich dieser

*) Siehe Seite 31 dieses Bandes. Der Herausg.

Name in den von Neukloster um. Borwin dotirte das Kloster mit mehren Domainen, und da demselben nach und nach bedeutende Stiftungen zuströmten, so gelangte es zu großem Reichthum und weithin strahlendem Glanze.

Die Klostergebäude müssen von großer Ausdehnung gewesen sein. Im westlichen Theile des Erdgeschosses liegen die umfangreichen Räume für Küche, Keller, Brau- und Backhaus, wohin das Wasser durch eine künstliche Leitung vom Sonnenberg aus geführt ward, welches ein immerwährendes Rauschen und Tosen bewirkte, das selbst bis in die von keinem Lichtstrahl erhellten dumpfen Kellergewölbe drang. Nach der Reformation waren die Klostergebäude oft die fürstliche Residenz; jetzt sind sie zur Pächterwohnung herabgestiegen.

Zur Zeit der Reformation bewohnten 54 Nonnen das Kloster und genossen in stiller Beschaulichkeit der großen Gaben, womit ein gütiger Fürst und frommer Aberglaube sie bis zum reichsten Ueberflusse bedacht hatte.

Als aber Luther mit dem Schwerte des Geistes die Nebel der Finsterniß zerschlug und die Macht des römischen Papstes in deutschen Gauen brach, da wurden auch diese frommen Frauen aus ihrer glücklichen Ruhe aufgeschreckt; sie sahen das Verderben kommen, das ihrem Haupte drohete, und harreten in banger Sorge der Stunde, wo die friedliche Stätte ihrer Behausung und die Wohnungen ringsumher mit Feuer verwüstet würden. Aber sie waren in der Hoffnung fest und unwandelbar, daß einst der Tag anbreche, wo aus der Asche der alte Glanz in neuer Größe wieder erstehen werde. Und diesem Tage galt nun ihr ganzes Sehnen und Sorgen. Es sollten die Mittel zum Wiederaufbauen des Klosters und des ganzen Ortes in reicher Fülle vorhanden sein. Darum sammelten die frommen Schwestern den ganzen Reichthum schöner Goldstücke zusam-

men, der als Segen vieler Jahre in den Truhen aufgehäuft lag und vertraueten ihn einer goldenen Wiege an, die in die Kellergewölbe gebracht ward. Hier sollte der Schatz aufbewahrt werden, und wenn einst alle Kloster- und sonstigen Ortsbewohner durch die Flammen ihrer Habe und ihrer Wohnungen beraubt sein würden, sollte ihnen durch die Wiege aus ihrer Noth geholfen werden.

Damit aber der Habgier gewahret werde, die etwa vor der bezeichneten Stunde ihre Hand lüstern nach den Goldstücken ausstrecken mögte, ward ein riesiger schwarzer Truthahn zum Wächter bestellt, der Tag und Nacht des Schatzes hütet.

Dieser Wächter steht mit glühenden Augen vor der Wiege und umkreiset sie von Stunde zu Stunde mit gemessenem Schritt. Seine Füße sind mit gewaltiger Kralle bewaffnet, und drohend öffnet er den mächtigen Schnabel. Nie ermüdet er, und Nacht und Tag hält er seinen Kreisgang um den ihm anvertrauten Schatz. Hört er in den nahen Bogengängen Schritte, so schlägt er mit seinen Flügeln auf den Boden des Kellers, daß es weithin dröhnt, und wagt's dennoch ein Furchtloser, unter dem Schutze eines Lichtes die dunklen Gänge zu durchwandern und die Thüre zum Keller zu öffnen, so löscht der Wächter mit seinen Flügeln das Licht, und der Eindringling steht dann in Nacht da, umwehet von der erstickenden Luft der unterirdischen Behausuug, und ihn trifft das Funkeln der Augen des erzürnten, unermüdlichen Wächters. Er muß alsobald den Rückweg antreten; der Truthahn verhindert ihn daran nicht, schließt mit dröhnendem Schlage die Kellerthüre und umkreiset dann wieder mit gewichtigem Schritt die inhaltschwere Wiege.

So ist es bis zu dieser Stunde noch Keinem gelungen, die Wiege zu berühren und sich ihres Schatzes zu bemächtigen.

Wird Neukloster aber einst von den Flammen verzehrt, dann verläßt der treue Wächter seinen Platz; man mag dann ungehindert in die Kellergewölbe gehen; kein dröhnendes Rauschen wird mehr gehört, kein Wächter mit glühenden Augen mehr gesehen; der Schatz mag dann ohne jegliche Gefahr für den bezeichneten Zweck gehoben werden.

Die Hexe von Eldena bei Grabow.

(Von Fr. Günther, Pastor zu Groß-Methling.)

In Eldena, einem großen, der Elde nahe gelegenen Kirchdorfe des südwestlichen Mecklenburgs, trieb um die Moskowiter-Zeit eine bitterböse Hexe ihr arges Wesen. Dem Einen wurden die Kinder krank und auch die erfahrensten Frauen des Dorfes wußten weder Ursache noch Namen der Krankheit anzugeben; ein Anderer ward in jeder Nacht vom Alp gedrückt;*) dem Dritten ward sein bestes Pferd im stillen Stehen hinkend; dem Vierten fraß die Sau die Ferkel auf; dem Fünften wollte das Brauen und Backen, dem Sechsten der Korn- und Flachs-Bau

*) Das „Alpdrücken" bezeichnet die platte Sprache durch „Mort-Rieden." Nach der Vorstellung des Volks ist „de Mort" ein marderartiges, auf den Hinterbeinen gehendes, schwarzes Thier, das der Teufel den Hexen zu Gebot stellt. Diese lassen es zur Nachtzeit auf Menschen reiten, die wachend im Bette liegen, sie umklammern und die Beängstigten mit solcher Gewalt drücken, daß die Spuren des Drucks sich oft am Morgen noch durch blaue Flecke am Leibe zeigen.

nicht gerathen; kurz, es geschah so viel und mancherlei Unheil im Dorfe, daß auch ein Blinder sehen konnte, wie hier nicht Alles mit rechten Dingen zugehe. Und, was das Schlimmste war, so wollten auch die besten Mittel hier nicht anschlagen, wodurch man sonst doch die Hexen sich vom Leibe hält. „Schulzenmutter" hatte eine Menge „witten Ohrand"*) zwischen die Milchschalen und in's Butterfaß gelegt, aber dennoch hatte sie lange oder blaue Milch, oder auch schmierige Butter. Der Krüger hatte mitten in der Altjahrsnacht von sieben verschiedenen Holzarten die nöthigen Reiser zum „Hexenbesen" geschnitten und all sein Vieh vom Kopf bis zu Füßen damit abgekehrt, aber trotz dessen blieben ihm Kälber todt, und Kind und Rind war von oben bis unten mit Läusen besetzt. Die Küstersfrau hatte ihrem neugeborenen Kinde mit einer Erbscheere den „Käkelriemen"**) geschnitten, auch Teufelsdreck in die Wiege gelegt, und des Kindes Nabelschnur, in einem Hemdezipfel gewickelt, zur Kirche tragen lassen, aber dessen ungeachtet wollte der Junge durchaus nicht saugen, und sog auch nicht, sondern hungerte sich schier zu Tode.

Natürlich war mehr als das halbe Dorf darnach aus, der unheilbringenden Hexe unter die Kunde zu kommen. Doch wollte das lange Zeit nicht glücken. Zwei Weiber im Dorfe mit lahmen Beinen, buckelichten Leibern und „Leckaugen" waren allerdings verdächtige Subjekte. Denn mit denen, welche der liebe Gott gezeichnet hat, pflegt es gewöhnlich nicht ganz richtig zu sein und vor solchen muß man sich hüten.***)

*) Weißen Ohrand, eine Feldblume, wahrscheinlich eine Art campanula — ein Hauptmittel gegen alle Behexung.

**) Zungenband.

***) Das Sprichwort sagt: „Hör sick Ener vör son', de Gott tekent hett." — „Hüte sich Einer vor solchen, die Gott gezeichnet hat."

Ueberdies war des einen Weibes Nase spitz, wie eine Schuster-Ahle, und: „spitz Nähs und spitz Kinn, doa sitt de Düwel in*) Indeß dieses Mal waren diese Wahrzeichen denn doch nur trügliche Zeichen, wie sich am nächsten Sonntage nach Mainacht ergab. Unterschiedliche Personen waren an diesem Tage zur Kirche gegangen mit Eiern in der Tasche, die in der Walpurgisnacht von schwarzen Hühnern nicht gelegt, sondern die ihnen aus dem Leibe genommen worden waren. Die beiden verdächtigen Weiber waren auch zugegen. Allein unter dem priesterlichen Segensspruche zeigte sich weder Topf, noch Scheffel, noch Butterfaß auf ihrem Kopfe, in welcher Kopftracht sie doch den Eierleuten hätten erscheinen müssen, wenn sie wirklich Hexen gewesen wären. Sie waren aber ehrliche Christenleute, wie anderer eins, das wurde nun wol hieraus klar; doch über die Dorfhexe blieb man immer noch im Dunkeln stecken, und diese trieb ihr schlimmes Wesen nach wie vor zum großen Schrecken der Dorfbewohner.

Da kam abermals Walpurgisnacht in's Land, in der die Hexen zum Blocksberg reiten, und ungesäumt wurde nun die „Hexenprobe" vorgenommen. In Mitten der Nacht zogen Zwillingsbrüder ein Paar neue Eggen aus Kreuzdornen von einer und derselben Stätte aus, der Eine rechts, der Andere links ums Dorf. Wo beide Brüder zusammentrafen, wurden die Eggen aufrecht gegen einander gestellt, so daß das ganze Dorf umeggt war, den geringen Raum ausgenommen, der zwischen den aufgestellten Eggen lag. Ueber einen Acker, der auf solche Weise geeggt ist, kann keine Hexe und selbst der Teufel nicht hinweg. Folglich mußte auch das mehrbesagte Teufelsweib, wenn es bei ihrer Heimkehr vom Blocksberge in's Dorf zurück

*) „Spitze Nase und spitzes Kinn, da sitzt der Teufel drin."

wollte, jedenfalls unter die aufgestellten Eggen durch und mußte von den danebenstehenden Zwillingsbrüdern gesehen werden. Allein sei es nun, daß die Brüder irgend ein Versehen bei ihrer Arbeit begingen, wodurch die Kraft des Mittels geschwächt ward, oder auch, daß diese Allerweltshexe selbst gegen die wirksamsten Mittel immer noch ein Gegenmittel zur Hand hatte, genug, die Brüder standen bis zum Aufgang der Sonne bei ihren Eggen und sahen keine Hexe hindurch ziehen.

Natürlich stieg die Angst vor diesem bösen Weibe immer höher, und als nun selbst ein Schäfer in der Nachbarschaft gewonnen ward, gegen die schlimme Hexe anzuarbeiten, ein Mann dessen Meisterschaft im „Hexenbannen" weit und breit bekannt war, dessen Kunst und Mühe aber in diesem Falle auch nicht das Geringste fruchten wollte, da ließ es sich mit Händen greifen, man habe es hier nicht mit einer gewöhnlichen Hexe, sondern so zu sagen mit des Teufels eigener Großmutter zu thun. Doch: „ken Köter löpt negen Joar dull, he löpt all' vehl ihrer an"*) und: „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Der Großknecht eines Bauern im Dorfe schlief mit dem Ochsenjungen in ein und demselben Bette. Der Knecht lag hinten im Bette und der Junge mußte vorne liegen, hatte also die Bettseite inne, welche die bösen Geister am liebsten anfechten. Am Maitagsmorgen nun, als beide Schläfer wach wurden, war der Junge wie gebadet im Schweiß und sein Herz klopfte wie ein Lämmerschwanz. „Hans," sprach er nur einigermaßen zu Odem gekommen, „mir ist, als sei ich in dieser Nacht ein Pferd gewesen, und als habe die Hausfrau sich meiner zum Reiten bedient." „„Du träumst!"" fuhr dieser

*) „Kein Hund läuft neun Jahre toll, er läuft schon viel eher an."

ihn an; „„Du dummer Junge wirst unsere Hausfrau doch nicht zu den bösen Weibern zählen wollen, die in dieser Nacht den Blocksberg bereis'ten? Darum schweig! sag ich Dir, und halte das lose Maul!““ Der Junge wollte aber nicht, blieb fest und steif dabei, die Nacht über in Hexenhand gewesen zu sein, so daß Hans, wenn auch Stillschweigen ihm auferlegend, das Ding doch für verdächtig hielt und sich's wohlweislich hinter die Ohren schrieb, bis die Mainacht des nächsten Jahres herbeikam.

In dieser Nacht nahm er die vordere Seite des Bettes ein und ließ den Jungen hinten schlafen. Der Junge schlief auch bald ein, aber Hans suchte sich wach zu halten, um abzusehen, ob auch in diesem Jahre die Hausfrau einen Ritt zu machen gesonnen sei. Und kaum, daß ein halbes Stündchen verlaufen war, da öffnete sich leise die Kammerthür und auf den Zehen schleichend trat die Hausfrau ein, einen Zaum in der Rechten und in der Linken eine Peitsche haltend. Hans richtete sich sofort empor und schickte sich an, ihr den unerbetenen Besuch gehörig einzutränken. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und nicht das Sprüchelchen genugsam in Acht genommen: „hinter'm Berge wohnen auch Leute.“ Die Hexe machte nicht viel Federlesens mit ihm; sie packte ihn an, warf im Umsehen den Zaum ihm über die Ohren, und plötzlich sah er sich in einen stattlichen, schwarzen Hengst verwandelt. Nun merkte Hans wol, wie schlimm es sei, sich mit Hexenweibern einzulassen, hätte sich wol gerne aus der Geschichte gezogen, aber da wollte weder Sträuben noch Bäumen, weder Springen noch Schlagen helfen; mit kräftiger Linke hatte die Hexe die Zügel gefaßt, im Nu schwang sie sich auf ihn, bearbeitete den Widerspenstigen mit scharfen Peitschenhieben und fort gings im sausenden Galopp über Stock und Stein, durch Rusch und Busch zum Blocksberge hin.

Der starke Ritt hatte die Reisenden ungewöhnlich früh auf des Berges Höhe gebracht. Ringsum herrschte noch tiefe Stille und noch war die Geisterstunde nicht angebrochen, als bei einem Hollunderstrauche angehalten und des Rosses Zügel festgeschürzt ward. Hier stand nun der dampfende Gaul und fand Zeit genug, sich abzukühlen und nebenbei Betrachtungen über sein unergötzliches Schicksal anzustellen.

Inzwischen aber ward es lebhaft in der Luft. Ein Pfeifen und Sausen ließ sich hören, wie wenn ein Hagelwetter heranstürmt, und mit dem Schlage zwölf Uhr sausten aus allen vier Winden unzählige Hexen herbei, mit losgebundenen Haaren und fliegenden Röcken, auf Besenstielen oder Ofengabeln, Feuerzangen oder Dreschflegeln, Ziegen oder Ziegenböcken reitend.*) Mit ihnen kam auch der Teufel angefahren und zwar in seiner natürlichen, unverstellten Gestalt. Ein weiter, blutrother Mantel umhüllte die starken Glieder des langen Leibes, ein spitziger, mit Hahnenfedern gezierter Hut bedeckte das grimmige Haupt. Aus dem Hute guckte ein Hörnerpaar, lange Krallen ragten aus den Fingerspitzen, aus dem bocksledernen Beinkleide aber ein Krähenfuß und ein Pferdefuß hervor. Des Bösen schwarzes Antlitz mit dessen thierischer Schnautze beschien eine gelblich-grüne Flamme, die seinem aufgesperrten Maule entfuhr, und als der Flamme Schwefel-

*) Das Ziegenvieh ist Lieblingsvieh der Hexen. Vormals hielten die Bauern der hiesigen Gegend zwischen dem übrigen Viehe im Stalle immer auch eine Ziege oder lieber noch einen Ziegenbock, als Schutzmittel gegen die Viehbehexung. Kam dann eine Hexe in den Stall, so wählte sie ihr Lieblingsthier, die Ziege oder den Bock, ritt darauf und ließ das übrige Vieh ungeschoren. Nach dem mecklenb. prakt. Wochenblatte von 1841, St. 39, soll dieser Aberglaube noch heutzutage in einzelnen Gegenden Würtembergs gang und gebe sein.

geruch zu der Nase unsers Hansen drang, da war ihm ganz und gar nicht wohl zu Sinne; er hätte wol Alles darum gegeben, an der Stelle des guten Ochsenjungen zu sein.

Doch nicht lange währte es, da weheten, statt der höllischen Schwefeldämpfe, die lieblichen Gerüche von kalter Schaale, Reisbrei, Pfannkuchen und Grapenbraten ihn an. Feurige Drachen schleppten eine solche Menge von diesen köstlichen Speisen herbei, als wol auf zehn großen Hochzeiten nicht würde verzehrt worden sein. Unserm Hans ward der Mund über die Maßen darnach wässern, aber wie sehr ihn auch gelüstete, er mußte seinen Lecker unbefriedigt lassen und hatte nur das Zusehen davon, wie die Hexen allzumal um ihren sauberen Schutzpatron sich schaarten, sich labten und gütlich thaten allermeist. Sie aßen und tranken, spielten unter Lästern und Fluchen auch Karten und Würfel dabei, wol an die zwei Stunden lang, und als alle nun des Teufels Garküche weidlich zugesprochen, dazu sich vollgesoffen hatten bis obenauf, da gab der Teufel das Zeichen zum Aufbruch; mit Saus und Braus erhob sich der wilde Schwarm, und Fiedel, Pfeife und Baßgeige ließen jetzt ihre muntern Töne unter dem wirren Getöse hören und spielten zum Tanze.

Der Teufel selbst führte den Reigen an und hatte zur Ehrendame die böse Hausfrau aus unserm Dorfe erwählt. Ihm folgten die übrigen Hexen, Paar bei Paar in wilder Hast sich kräuselnd, wie wenn der Wirbelwind mit Federn spielt, und Tänze aufführend der mannigfaltigsten Art: „Lang engelsch, Schottsch, drei und vier-türig, Grotvarer-Danz, Klappwalzer, Katt un Mus, Grot Schändör,“ zuletzt eine große Rückel-Reih.“*)

*) Lang englisch — eine Art langsamen Walzers. — Schottisch, drei

Als Alle nun sich heiß und satt getanzt, auch ein gut Theil der Nacht vorüber war, wurde mittlerweile der erste tagverkündende Hahnenschrei gehört, und Alles schickte sich alsbald zur Abfahrt an. Zuerst zog der Teufel von dannen, auffahrend mit großem Geräusch, als flögen Tausende von Gänsen und Enten davon und auswerfend einen dicken und langen Qualm, als habe der Böse schon damals eine Dampffahrt in der Luft betrieben, wie wir sie jetzt auf der Elbe haben. Ihm nach machten auch die Hexen sich auf und zogen ihre Straße heim, und mit ihnen auch die Hausfrau auf ihrem stattlichen Hengste. Ihr gleich war keine der Hexen beritten. Sie tummelte ihr prächtiges Roß mit mehr Geschick, als heutzutage mancher junge Reitersmann vor dem Fenster seiner Herzgespielin zeigt. Doch weil allmänniglich bekannt ist, wie Paraderitter mitunter eben so unfreiwillig als unsanft ihres Ritterthums entsetzt zu werden pflegen, so fanden sich hier der warnenden Stimmen mehrere, die allen Ernstes die kühne Reiterin ermahnten, vor Schimpf und Schaden sich zu wahren. Allein ihr kecker Sinn verachtete das und sicher und unbesorgt, als habe sie hinter'm Ofen auf dem Großvaterstuhle Platz genommen, ritt sie wohlgemuth den Blocksberg hernieder.

Der Weg führte durch ein klares, tiefes Wasser, das am Fuße des hohen Berges floß. In diesem Wasser hielten die Hexen an, das sämmtliche Vieh hier zu tränken, Abschied von einander zu nehmen und dann mit doppelter Schnelligkeit der Heimath zuzueilen. Die unvorsichtige Hexe hatte bei dieser Gelegenheit die Zügel gänzlich aus den Händen gelassen. Dies gewahr werdend und mit gewaltiger Kraft einen mächtigen

---

und vier tourig, Großvater-Tanz, Klatsch-Walzer, Katze und Maus, Große Chaine durch — eine Art Francaise, — zuletzt ein grosser Rücken-Reigen."

Bocksprung vollführend, war dem Hengst die Sache eines Augenblicks, und, plumps! da lag die Hexe, so lang sie war, im Wasser. Ein Schütteln des Kopfes ließ auch den bösen Zaum in's Wasser fallen, und siehe, mit dem Fall desselben war der Zauber gelöst, und statt des Hengstes stand unser Hans da in seiner leibhaftigen Gestalt.

Unterdeß hatte die Hexe sich aufgerafft und wollte eben den Zaum ergreifen. Hans aber kam ihr mit flinker Hand zuvor, riß ihn an sich und warf ihn über den Kopf der Hexe. Da stand nun die Frau Lisel vor ihrem Hans, durch ihren eigenen Zauberzaum urplötzlich zur prächtigen schwarzen Stute geworden, so verblüfft schier, wie die Kuh vor dem neuen rothen Thor steht. Aber Hans war just der Mann dazu, ein frisches Leben in ihre Glieder zu bringen. Er sah sich unverweilt nach einem schwanken Haselstocke um, schwang dann sich auf ihren breiten Rücken und sprach ihr auf so handgreifliche Weise frischen Muth zu, daß Roß und Reiter vorwärts stürmten, als wollten sie an einem Tag die Welt umjagen.

Bei dieser großen Anstrengung konnte es nicht fehlen, sie wurden beide müde und matt. Darum, als schon ein guter Theil des Weges zurück gelegt worden war, sah Hans sich auf's Sehnlichste nach einem Krughause um und freuete sich nicht wenig, da er ein solches nahe am Wege fand. Er hielte an und erquickte sich hier nach Herzenslust durch ein frisches, süßes, dickes Bier. Schon wollte er fürbaß reiten, als ihm der Einfall kam, weil der Weg nach Hause doch noch ziemlich lang sei, zum bessern Fortkommen sein Pferd beschlagen zu lassen. Der Krüger war zugleich auch Schmied. Man ging also unverweilt an's Werk, und vier tüchtige Eisen wurden der Stute angepaßt. Beim Aufnageln derselben geberdete sie sich, so empfindlich fast, als werde ihr eine türkische

Bastonade*) zu Theil. Doch wohlgebremst und in den Nothstall der Schmiede gezwängt, mußte sie schon stille halten, bis sie die Eisen wohlbefestigt unter den Beinen hatte.

Hans machte sich nun wiederum auf, ritt, daß die Funken aus den Steinen stoben, und kam ohne Fährlichkeit im Dorfe an, so früh, daß hier noch Alles im guten Schlaf war. Vor der Hand wußte er nichts Besseres anzufangen, als die Stute in den Stall zu jagen, sich selbst aber zum Ochsenjungen in's warme Bett zu legen.

Am Morgen aber, als Alles wach ward und zu Beinen kam, fehlte es an der Hausfrau. Sie sei krank, hieß es, und hüte das Bett. Noch kränker ward sie am folgenden Tage, so daß die Frauen der Nachbarschaft herzukamen, Berathungen über die Krankheit anstellten und bald darüber einig wurden, hier helfe kein Mittel mehr, die Krankheit sei zum Tode und Zeit sei es, den Geistlichen herbeizurufen, daß er die Kranke zum Sterben bereite. Doch als auf diesen Mann Gottes die Rede kam, da regte sich in der bösen Frau ein so böser Geist, daß Allen angst und bange ward. Sie winselte und wand sich und konnte keinen Frieden finden, sie lästerte und fluchte und sprach verwirrte Worte, ihr Haar sträubte zu Berge, ihr Auge rollte wild umher, ihr Gesicht verzerrte sich fürchterlich und unter einem Krachen im Hause, wie wenn das ganze Haus zusammenstürze, fuhr die sündige Seele zum Teufel hin, der vor dem offenen Stubenfenster als schwarze Krähe sich blicken ließ.

Nun trat auch Hans herzu und berichtete, weß Geistes Kind die Todte sei, und zur Bestätigung dessen, was Hans erzählte,

*) Bastonade: Fußsohlenschläge, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe.

fand die Todtenkleiderin vier blanke Hufeisen auf Händen und Füßen des Leichnams liegend. Auch war der Körper leicht geworden, wie ein Federsack, zum Zeichen, daß der Teufel, da er die Seele nahm, auch des Leibes Blut gesogen habe.

Von jetzt an war Ruhe und Sicherheit im Dorfe.

Diese Geschichte aber erzählte man sich von Kind zu Kindeskind, zum warnenden Exempel für Jung und Alt, daß wer mit Teufelswerken umgeht, der fällt zuletzt mit Leib und Seele dem Teufel als sichere Beute zu.

Der Kirchhof in der Kirche zu Doberan.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten und Alterthümern, woran die doberaner Kirche bekanntlich so sehr reich ist, befindet sich auch ein Hirschkopf mit stattlichem Geweihe, der an einem Pfeiler beim Hochaltare befestiget ist und von dem man Folgendes erzählt:

Als nämlich im Jahre 1186 Fürst Heinrich Borwin I. von Mecklenburg*) beschloß, das zerstörte Cistercienser-Mönchskloster Doberan**) wiederherzustellen, wählte er für dasselbe

*) Heinrich Borwin I., Fürst zu Mecklenburg-Kissin und Wenden, regierte von 1181 an und starb den 28. Januar 1227.

**) Das erste Kloster Doberan wurde 1170 von Pribislav II., letzter König der Obotriten, und seiner Gemahlin Woizlava — siehe Anmerk.

nicht den alten Ort, sondern einen neuen und zwar aus dem Grunde, weil er, der Sage nach, ein Gelübde gethan haben soll, da das neue Kloster aufzubauen, wo er das erste Wild erlegen werde. Der Fürst tödtete nun auf der Stelle, wo noch heute die alte, prächtige doberaner Kirche steht, einen ausgezeichnet schönen Hirsch, und begann hier sofort den Bau dieser Kirche und des neuen doberaner Klosters.

Nach Vollendung der Kirche soll der Kopf des beregten Hirsches zur ewigen Erinnerung dort aufgehangen worden sein, wo er sich noch jetzt befindet.

Seite 14 ersten Bandes — neben der von Beiden schon im Jahre 1166 — nach der Bekehrung des Ersteren zum Christenthume — erbaueten Kapelle gegründet; aber schon 1179 zerstörten die vom Christenglauben wieder abgefallenen Wenden dasselbe und erschlugen die Mönche. Seit Verlegung des Klosters nach dem jetzigen Doberan, damals ein wendisches Dorf, nannte man den Ort, wo zuerst das zerstörte doberaner Kloster gestanden, Alt-Doberan, woraus später Alt-Hof entstanden, unter welchen Namen es denn auch jetzt allgemein in Mecklenburg bekannt ist und vielfach besucht wird. Hier in Alt-Hof befindet sich noch immer die vorbenannte, altberühmte, von Pribislav und seiner Gemahlin erbaute Kapelle, das erste und älteste christliche Gotteshaus Mecklenburgs. Friedrich Franz I. ließ dasselbe im Jahre 1823 wieder vollständig restauriren, und sein Urenkel, der jetzt regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz II., setzte 1852 in frommer Pietät und zur Erinnerung an das schöne Werk seines hohen Ahns, rechts vom Altare der Kapelle eine Marmortafel mit der Inschrift:

„An der Stätte eines heidnischen Heiligthums gründete dies Gotteshaus, den ersten thätigen Beweis seines Christenthums, im Jahre seiner Taufe Pribislav II., letzter König der Obotriten, 1166. Nach Jahrhunderten der Entwürdigung befahl es herzustellen sein Enkel im zwanzigstem Geschlechte Friedrich Franz, erster Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, 1823, das Heiligthum, den Ahnherrn und sich selbst gleich ehrend.

Die Wunder der Bischöfe von Ratzeburg.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Das Bisthum Ratzeburg ward von Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen und Baiern, diesseits der Elbe, 1154 gegründet, und hat 5 Bischöfe sich zum rühmen, welche Wunder gethan haben. Zwar ist die Erinnerung an diese nur zum Theil noch und unvollständig im Volke geblieben, aber die Geschichtsschreiber haben sie seit lange in ihre Bücher eingetragen, und da sie dieselben doch als Volkssagen empfangen haben, so mögen sie denn, obgleich sie nicht mehr Sagen sondern jetzt Legenden sind, auch hier ihre Stelle finden.

Der erste Bischof, der dem Bisthum vorgesetzt ward, war Evermodus von 1154 bis 1178. Von ihm erzählt die alte Geschichte mehrere Wunderwerke.

Einstmals hatte Graf Heinrich von Ratzeburg zwei vornehme Friesen in Gefangenschaft. Da er diese auf eine tyrannische Weise quälte, so hatte der Bischof Mitleid mit ihnen und bat oftmals den Grafen, er solle sie frei lassen. Aber das Mitleid rührte ihn nicht; er behandelte sie nicht milder. Unterdessen kam Ostern heran, und aus Achtung vor dem Feste nahmen sie Theil am Gottesdienste, jedoch von Wache begleitet und in Fesseln.

Als nun der Bischof die Gemeinde mit Weihwasser besprengte, benetzte er mitleidsvoll mit dem geweiheten Wasser ihre Fesseln mit den Worten: „Der Herr richtet die Gebeugten auf, der Herr löset die Gebundenen.“ Und alsbald zer-

sprangen die Fesseln mit großem Geräusch und die Befreieten preiseten Gott. Dies geschah aber auf dem Sanct Georgsberge, wo damals der Bischofssitz war, und die Fesseln hingen lange Zeit, zur Erinnerung an das Geschehene, in der Kirche.

Zu einer anderen Zeit war Bischof Evermodus mit Erzbischof Hartwich von Hamburg in Dithmarsen bei einer berühmten Besprechung zugegen. Und da der Mann Gottes die öffentliche Messe in Gegenwart des Erzbischofs verrichtete, trug es sich zu, daß ein Dithmarse einen Todschlag an einem der Vornehmen des Landes verübt hatte. Als dies der Bischof erfuhr, suchte er Versöhnung zu stiften, wie es Sitte bei der Feierlichkeit der Messe ist, und bat den, dessen Verwandter getödtet worden war, flehentlich, er solle seinen Nächsten vergeben, indem er die Worte des Gebets anwandte: „Vergieb uns unsere Schuld!" Jedoch da der Dithmarse zornesvoll nicht darauf achtete, schritt der Bischof herab von seinem Sitze, ging auf ihn zu und warf sich, die Reliquien in seinen Händen haltend, zu seinen Füßen. Da aber Jener mit schrecklichen Eiden bei Gott, der Jungfrau und den Heiligen schwur, er wolle nie vergeben, so gab der Bischof statt des Segens dem Widerspenstigen einen mächtigen Faustschlag, und sogleich gewährte Jener mit erhobenen Armen, warum gebeten war und versöhnte sich mit seinem Nächsten. Doch halten wir, setzt der Chronist Arnoldus hinzu, dies für eine That, die von Gott kam, und glauben, daß durch die Ohrfeige der Teufel aus dem Menschen getrieben sei.

Als der Bischof einstmals in Amtskleidern etwas mit bloßen Händen thun wollte, legte er die priesterlichen Handschuhe ab, und wie es ihm schien, an einen passenden Ort hin. Indem er nun zu dem eilte, was er thun wollte, beachtete er nicht, wohin er sie gelegt. Sie wurden wunderbar in der Luft

schwebend, ohne Stütze gefunden. Darüber geriethen Alle, die es sahen, in Staunen, und diese Geschichte ist lange wieder erzählt worden, bis sie endlich, 400 Jahre später, von Krantz niedergeschrieben ward.

Der zweite Bischof von Ratzeburg war Isfridus von 1190 bis 1204.

Seine Frömmigkeit war so groß, daß er auch gegen seinen Willen Wunder that, wie die Späteren erzählen.

Er hatte am Charfreitag seinem Diener befohlen, ihm Wasser zum Trinken zu bringen. Jener gehorchte und brachte Wasser; der Bischof kostet und findet Wein. Mit finsterem Blicke wandte er sich zum Diener: „Hab ich Dir nicht befohlen, Wasser zu bringen und keinen Wein?“ Erschrocken versicherte Jener, er habe Wasser aus der Quelle geholt; er befahl ihm noch einmal zu schöpfen, und es war Wein; zum dritten Male wird es wiederholt mit demselben Erfolg. Da stürzten Thränen aus den Augen, die er gen Himmel erhob. „Weil,“ sagte er, durch Deinen Willen, wunderbarer Schöpfer, das Geschöpf verwandelt wird, so weiche ich, weil Du befiehlst und genieße am Tage der Leiden Deines Sohnes, was Du mir sendest.“ Und noch nach Jahrhunderten zeigte man neben dem Schatzhause die Quelle, aus der das Wasser geschöpft ward.

Als er einstens mit einer Procession den Kirchhof umging, da sah er einen Blinden am Wege sitzen und betteln. Er besprengte ihn mit dem geweiheten Wasser und sprach die prophetischen Worte: „Der Herr löset die Gefesselten, der Herr erleuchtet die Blinden,“ und sogleich erhielt der Blinde sein Gesicht.

Die Kirche hat den Bischof unter die Seeligen versetzt, und feiert sein Gedächtniß am 15. Juni.

Vom heiligen Ludolfus, dem achten Bischofe, der von 1236 bis 1250 auf dem bischöflichen Stuhle in Ratzeburg saß, ist schon früher erzählt worden*).

Der zehnte Bischof war Ulricus von 1257 bis 1284, aus dem Geschlechte der von Blücher, ein frommer und mildthätiger Mann.

Einstmals hatte er seinen Kornboden, der voll Getreide und Mehl war, ganz in die Hände der Armen geleert und nichts für sich und die Seinen behalten. Da kamen die Armen und baten um Almosen; er rief seinen Schaffner und befahl, ihnen zu geben, was noch vorhanden sei; es war aber eine große Theurung und Hungersnoth auf Erden. Der Schaffner wußte, daß alle Vorräthe erschöpft waren und sagte, es sei nichts mehr da und Alles zu diesem Zwecke verwendet. Vertrauensvoll sagte ihm der Bischof; „Geh' und sieh', ob vielleicht noch ein Scheffel da sei, daß die Armen nicht leer weggehen, geh' im Namen des Herrn und gieb ihnen!“ Und als er das Vorrathshaus öffnete, da war alles voll Mehl und Korn, und er gab reichlich den Armen. Als aber der Bischof es erfuhr, zerfloß er in Thränen und dankte Gott dem Geber alles Guten.

Wipertus von Blücher ward 1356 einstimmig zum Bischof gewählt, und hatte erst das dreißigste Jahr erreicht. Als nun

*) Siehe Seite 47 und 48 ersten Bandes.

der Erzbischof von Bremen ihn nicht consecriren konnte, da ihm die Dispensation vom Alter noththat, ging er nach Rom, um die Bestätigung und die Weihe zu erhalten und stellte sich, wie es Sitte war, im öffentlichen Consistorium dem Papste Innocenz VI. vor und bat um Bestätigung. Dieser aber sah sein schönes Gesicht und seine blonden Haare, hielte ihn eines solchen Amtes und solcher Kirche nicht gewachsen, verschob die Confirmation auf eine andere Zeit und dachte bereits daran, einen Betagteren an seine Stelle zu ernennen; jedoch befahl er ihm, bei einem andern Consistorium wieder zu erscheinen. Und er erschien mit grauem Haar, buschigem Bart und gerunzelter Stirn. Da brach der Papst, voll Scheu, da eine so plötzliche Verwandlung nur durch göttlichen Willen geschehen sein konnte, in folgende Worte aus: „Mein Sohn! Gott, Dessen Stelle auf Erden ich unwürdig vertrete, hat Dich bestätigt, Ihm entgegen zu treten ist ruchlos; übrigens gebe ich Dir gerne die Bestätigung, bewahre die ratzeburgische Kirche und die Dir anvertrauete Heerde, bewache sie, in Leben und Zucht ihr das Beispiel gebend; gehe hin in Frieden.“

Und Vipertus, der bis 1367 regierte, war der erste der Ratzeburger, welcher sich von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden nannte.

Der vom Teufel geholte Kartenspieler von Kessin bei Rostock.

(Von L. P. zu S.)

Die Einwohnerschaft des Pfarrdorfes Kessin konnte man in alten Zeiten für eine fromme Gemeinde halten; denn es

war wol keine Kirche am Sonntage so stark besucht, als die kessiner. Aber ach, es war nur Schein. Die Kessiner waren nicht fromme Christen, die aus innerem Drange, aus Liebe zu Gott sich des Sonntags zur Kirche begaben und auch häufig das heilige Abendmahl nahmen, sondern es geschah nur aus alter Gewohnheit; man that es, weil es so Sitte war, und Vater und Großvater es auch so gemacht hatten. Eine Leidenschaft, der böse Geist des Spiels, das Trachten nach irdischen Gütern, das Geld auf unerlaubte Weise zu erlangen, hatte sich der ganzen Einwohnerschaft bemächtigt und verdrängte alle Frömmigkeit und den wahren Gottesglauben. — Ja gerade am Sonntage, am Tage des Herrn, wurden am meisten die Karten benutzt. Gleich nach dem Gottesdienste stürmten die meisten Männer schon nach der Schenke, wo sie darauf am Kartentische sitzend, bei fleissigem Zusprechen der Flasche, bald in die rohesten Schimpfwörter, in die schrecklichsten Flüche gegen einander ausbrachen. Der Genuß des vielen Brannteweins erhitzte die Gemüther, und immer mehr steigerte sich die Lust und Gier zum Spiel, so daß gewöhnlich erst spät in der Nacht die Gesellschaft sich trennte.

So geschah es auch an einem Gründonnerstage, daß sämmtliche Kessiner an den Altar traten, um das hochwürdige Sakrament des Herrn zu empfangen. Was für einen ergreifenden Eindruck müßte solcher Anblick auf den fremden Zuschauer gemacht haben, und mit welchem Wohlgefallen hätte Gott auf diese Seine Kinder herab schauen können, wenn die wahre Liebe und das wahre Schuldbewußtsein sie an Seinem Tische versammelt hätte; aber wie ganz anders war es nun! —

Auch heute eilte fast die ganze männliche Einwohnerschaft von Kessin sofort wieder aus der Kirche in die Schenke. Schnell wurden dort die Karten herbeigeholt, Krüge mit Bier auf den

Tisch gesetzt, und in Kurzem saß so eine große Gesellschaft am Kartentisch beisammen.

An Gotteslästereien, Flüchen und Tobereien fehlte es auch dies Mal nicht. Die ganze Nacht hindurch blieb man am Spieltisch sitzen, und selbst das feierliche Glockengeläute am Charfreitagmorgen konnte die Männer nicht zum Aufbruch bewegen. — Nein sie blieben ruhig bei ihren Karten; und während der Prediger in der nahe gelegenen Kirche die Zuhörer ermahnte und sie an die hohe, für die ganze Christenheit so wichtige Bedeutung dieses Tages erinnerte, und zu Gott für seine Gemeinde im inbrünstigen Gebete flehete, fluchten und tobten die rohen Menschen in der Schenke fort.

Dies Mal konnte man sich gar nicht von den Karten trennen. Essen und Trinken hatten die Spieler schon vergessen; nur noch den einen Gedanken, das Spiel im Herzen, saßen sie da. Und sie blieben auch noch, obgleich es schon wiederum Abend geworden war.

Gegen Mitternacht erschien noch ein Gast in der Wirthsstube; er hatte sich in einen großen Mantel gehüllt, und gehörte scheinbar dem feinen Stande an. Durch das Eintreten des fremden Herrn ließen sich unsere Abendmahlsgäste nicht weiter stören, sondern fuhren ruhig im Spiele fort, schauderhafte Flüche und Verwünschungen dabei ausstoßend. Oft zuckte um den Mund des späten Gastes ein teuflisch-höhnisches Lächeln, wenn einer der Spieler den andern zum Teufel wünschte.

Ein Bauer, Peter wollen wir ihn nennen, der viel Unglück gehabt, und dessen Kasse daher erschöpft war, hoffte von dem Fremden vielleicht noch etwas gewinnen zu können, und lud ihn daher ein, am Kartenspiel Theil zu nehmen. Dieser ließ sich nicht lange nöthigen, und indem er eine Börse mit Goldstücken auf den Tisch warf, dabei die Worte sagend: „Wer die gewinnt,

der möge mit mir in die Hölle fahren", setzte er sich unter sie. Durch derbe Flüche wurde diese seine Aeußerung von den Versammelten bekräftiget, und Bauer Peter meinte sogar: „Ja wenn ich das Geld da nur erst erobert hätte, so wollte ich wol schon die Reise mit Euch antreten."

Mit großem Eifer begann das Spiel nun wieder. Peter's Glückstern schien jetzt aufgegangeu zu sein; denn bald hatte er nicht nur seinen mitspielenden Dorfbewohnern sämmtlich die Taschen geleert, sondern auch schon manches Goldstück aus dem Beutel des Fremden eingestrichen — „Seht, wer nur den Teufel um seine Hülfe bittet, der ist geborgen; macht's wie ich!" — rief Peter, übermüthig ob seines Glück's, seinen mißgünstigen Mitspielern zu.

Sollte das Spiel noch fortgesetzt werden, so mußte Peter seine Genossen auf Borg weiter mitspielen lassen; denn, wie schon gesagt, Alle hatten bis auf Peter und den Fremden keinen einzigen rothen Pfennig mehr in der Tasche.

Unser Glücksmann, dem dann auch ein solches Anerbieten gemacht wurde, hatte keine Lust dazu, und aufgeregt, wie er war, rief er die Karten auf den Fußboden werfend aus: „Der Teufel soll mich noch diese Nacht holen, wenn ich auf Borg mit Euch weiter spiele!"

Der Fremde wußte ihn jedoch wieder zu beruhigen, und Peter verstand sich nach einigem Sträuben dazu, auf Kreide mit ihnen weiter zu spielen. Schnell bückten sich jetzt die Kessiner, um die von Peter niedergeworfenen Karten aufzusammeln, da er in seiner übermüthigen Laune dies von ihnen forderte.

Beim Auffammeln der Karten sahen die Suchenden, wie unter dem weiten, langen Mantel des Fremden nicht Menschenfüße, sondern ein Pferde- und ein Krähenfuß hervorragten. Welch' Entsetzen ergriff sie Alle bei der Entdeckung, daß der

Teufel ihr Mitspieler sei. Eiligst und voll Abscheu warfen sie die Karten auf den Spieltisch, und zitternd vor Angst und Schrecken liefen sie, ohne weiter etwas zu sagen, aus der Wirthsstube nach Hause.

Peter lachte und spottete hinter ihnen her, nicht ahnend, warum sie sich so schleunig entfernt hatten.

Weiter ging's im Spiel. Peter gewann fortwährend, und mit dem Glockenschlage Eins wanderte auch das letzte Goldstück aus des Andern Börse in seine Tasche.

Da erhob sich der Fremde, sein Gesicht verzog sich zu einer abscheulichen Fratze, und indem er Peter mit beiden Händen erfaßte und an sich preßte, rief er: „Jetzt bist Du mein! Erfülle Dein Versprechen!"

Einen Augenblick später sah man von den beiden Spielern nichts mehr. Furchtbarer Pech- und Schwefelgeruch erfüllte das ganze Zimmer, und ein großer Blutflecken an der Außenwand desselben bezeichnete die Stelle, durch welche der Teufel mit Peter zur Hölle gefahren war.

In einer Niederung an der Warnow liegt, eine halbe Meile von Rostock, unweit der rostock-laager Chaussee, das Dorf Kessin.

Solltest Du, freundlicher Leser, dasselbe bei einer Reise passiren, so kannst Du Dir in dem Hause, wo sich Vorstehendes zugetragen haben soll, noch jetzt den großen Blutflecken ansehen, da derselbe durch kein Abkratzen und Uebertünchen der Wand zu vertilgen ist.

Durch das Vorsetzen eines großen Schranks pflegt der jetzige Bewohner dieses Hauses den Blutfleck für gewöhnlich zu verbergen.

Die in Steine verwandelten sieben Hirtenknaben bei Spornitz, zwischen Parchim und Neustadt.

Eine gleichartige Steingruppe, wie die bei Dambeck unweit Wismar, findet man auch auf dem spornitzer Felde, über deren Ursprung die Leute hier, wie dort, Aehnliches zu erzählen wissen*).

Auch an dieser Stelle hüteten, der Sage nach, vor vielen, vielen Jahren einmal sieben wilde Knaben Vieh. Um sich die lange Weile zu vertreiben, nahmen sie die Reste des reichlich mitbekommenen Vespers, aus Brod und Wurst bestehend, zu ihrem Spiele, machten sich daraus Kugeln und begannen damit Ball zu spielen und einander zu werfen.

Als die argen Jungen dies Spiel eine Zeit lang getrieben, trat plötzlich ein großer Mann zu ihnen, im weißen, leuchtenden Gewande. Mit ernsten Worten mahnte er die Knaben, abzulassen vom sündlichen Beginnen; er sagte ihnen, welch' ein großes Unrecht es sei, so die lieben Gottesgaben zu mißbrauchen, und warnte sie zugleich vor der Strafe, die ihrer warte, wenn sie nicht sogleich ihr frevelhaftes Spiel einstellen würden.

Sämmtliche Hirtenknaben, mit Ausnahme eines einzigen, achteten jedoch nicht auf diese Warnung, sondern setzten tobend und lärmend ihr unheilvolles Treiben fort. Da erschien jener Mann wieder, aber diesmal nicht im weißen, sondern in einem schwarzen Gewande, und heftiges Geräusch, gleich dem Rollen des Donners, verkündete sein Kommen. Feierlich näherte er sich zuerst dem gehorsamen Knaben, der sich in Folge der erhaltenen Ermahnung von seinen Genossen abgesondert und ihr

*) Siehe Seite 229 bis 231 ersten Bandes.

Spiel verlassen hatte, und gebot ihm: unverzüglich nach Hause zu gehen, sich auf dem Wege dorthin aber ja nicht umzusehen, da es ihm sonst übel ergehen werde. Die andern sechs gottlosen Buben aber verwandelte er darauf in Steine.

Der Knabe, den der Erschienene noch retten wollte, konnte jedoch der Neugierde, zu sehen, wie es wol seinen Kameraden ergehen werde, nicht widerstehen; denn als er sich ungefähr zwanzig Schritte entfernt hatte, beugte er sich nieder und sah — um so die erhaltene Warnung zu umgehen — zwischen seinen Beinen hindurch nach den Andern zurück. Für diesen seinen Ungehorsam wurde er aber sofort bestraft und ebenfalls in einen Stein verwandelt.

Auf dem spornitzer Felde, in der Nähe der parchimschen Stadtfeldgrenze, die Landwehr genannt, da wo sich vorstehende Begebenheit zugetragen haben soll, befinden sich auch jetzt noch immer sämmtliche sieben Steine. Sechs derselben — die ungehorsamen Hirtenknaben — stehen oder liegen in fast kreisrunder Form ziemlich nahe beisammen, während der siebente Stein — der wegen seiner Neugierde verwandelte Knabe — etwa zwanzig Schritte davon entfernt ist.

Die Spornitzer, sowie die umwohnenden Dörfler betrachten noch fortwährend den Platz mit einer gewissen heiligen Scheu, ja viele derselben wagen nicht einmal, ihren Fuß dorthin zu setzen. Deshalb ist es auch erklärlich, daß die Steine schon Jahrhunderte hindurch noch immer unberührt auf ihrer alten Stelle liegen. In neuerer Zeit soll jedoch einmal ein spornitzer Bauer, — dessen Namen man im Orte auch allgemein kennt — am hellen Tage und Angesichts der ganzen Dorfschaft, einen der sieben Steine nach seinem Gehöfte gefahren und ihn dort in

das Fundament seiner Scheune mitvermauert haben, um dadurch der Welt zu beweisen, daß er hoch erhaben sei über ihrem Aberglauben. Bald darauf aber schon hat der Bauer den Stein wieder aus der Mauer gebrochen, und ihn bei Nacht und Nebel an seinen alten Ort zurückgebracht. Auf die Frage, was ihn denn eigentlich zu diesem Schritte bewogen, da es doch keine Kleinigkeit sei, einen solchen großen, schweren Stein wieder aus dem Fundamente herauszubrechen, hat er geantwortet, das sage er nicht und könne er auch nicht sagen. Und bis jetzt hat's auch der Bauer, trotz allen Fragens, noch immer nicht gethan, und fest besteht er darauf, es vor seinem Ende auch nicht zu erzählen. Die Leute aber sagen, es sei des Nachts immer Blut aus dem Steine getrieben, während derselbe in der Scheune vermauert gewesen wäre, und daß es dem Bauer nicht eher Ruhe gelassen, bis er ihn wieder nach seiner alten Stelle zurückgebracht habe.

Einige alte Leute wollen auch noch wissen, daß sich in ihrer Kindheit auf einem der Steine deutliche Spuren einer Hand gezeigt hätten, die aber später verschwunden wären.

Der spukende Barbier zu Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

„Vor diesem“, so erzählte mir einst mein freundlicher Wirth, ein hochbejahrter Mann, „da glaubte man noch viel an Spuken, und unsere Väter wußten gar manche Stückchen der Art zu erzählen. Nun ist man freilich weit darüber hinaus; die junge Welt ist aufgeklärter, und will nichts von alle dem mehr glauben. Ich für mein Theil glaube auch, daß viel

Betrug und Aberglauben bei all den Spukgeschichten mit im Spiele war und bin selbst schon mehrere Male angeblichem Spuke auf den wahren Grund gekommen; aber Manches passirt doch auch im menschlichen Leben, was wir nicht durchsehen können mit unserer Vernunft und wovor unser Verstand rein stille steht. Unsere Vorfahren waren leichtgläubiger in diesem Stücke und hatten gewöhnlich ihren Kopf immer voll von Spukgeschichten; darum auch regelmäßig, wenn sie zusammen kamen, „de Vetelle's" und Spukgeschichten durchgenommen wurden. So ging es auch in meinem elterlichen Hause, wo sich öfter in den langen Winterabenden eine kleine Gesellschaft von Freunden und Nachbarn zusammenfand. Wir Kinder hörten dann auch wol gerne zu; aber es überlief uns mehr als einmal eiskalt, wenn die Hauptstellen an die Reihe kamen, wo man die Spukgestalten mit recht grellen Farben ausmalte; und so unheimlich und graulich wurde uns, daß wir uns mitten in der vollen Stube ängstlich umsahen, fürchtend, es mögte schon ein Gespenst heranschleichen und uns packen, und — allein zu Bett gingen wir dann für kein Geld. Waren wir aber erst hinein, dann wurde das Bettdeck weit über den Kopf gezogen, indeß uns drinnen vor Furcht die Zähne klapperten. Aber, wie Kinder sind, wenn's am nächsten Abend an's Erzählen ging, da waren wir wieder ganz Aug' und Ohr".

„Sie können sich denken, daß ich damals nicht wenige Geschichten zu hören bekam. Die meisten von ihnen sind mir aber schon mehr oder weniger aus dem Gedächtniß entschwunden und nur eine, die von dem Barbier Andres*),

*) Die wahren Namen sind nicht genannt, wegen der etwa noch lebenden Nachkommen der in dieser Sage auftretenden Persönlichkeiten.

ist mir noch recht lebhaft gegenwärtig. Sie war freilich schon längere Zeit vor meiner Geburt passirt, aber sie bildete doch in meinen Kinderjahren immer noch das Tagesgespräch".

„„Bitte, erzählen Sie mir doch die Geschichte"", unterbrach ich den lieben Alten, „„ich höre für mein Leben gern, was sich so die Alten vordem erzählt haben"".

„Wenn Ihnen damit gedient ist", entgegnete er, „herzlich gern!" und so begann er denn:

„In meinem frühern Hause wohnte, es können wol achtzig Jahre und darüber her sein, der obengenannte Feldscheer Andres. Ich habe ihn freilich nicht gekannt; denn er starb schon lange vor der Zeit, als ich in die Wiege kam. Mein Vater aber war recht gut mit ihm bekannt gewesen. Dieser Mann mußte bei seinen Lebzeiten eine recht schwere Sünde begangen haben, oder seine Seele klebte auch zu sehr am Irdischen; kurz und gut, er fand keine Ruhe im Grabe. Bald nachdem er begraben war, hieß es allgemein: „Andres spukt". Da können Sie sich wol denken, was das für ein Aufsehen und ein Gerede gab. Es war bald Keiner mehr, der ihn nicht irgendwo und unter irgend einer Gestalt gesehen haben wollte. Vor allem trieb er, wie man erzählte, sein Unwesen in seinem ehemaligen Wohnhause, indem er dort, besonders Abends und Nachts über, die Bewohner neckte und mit seinem Poltern erschrack, und ihnen so eine rechte Plage wurde. Aber auch in andern Häusern ließ er sich sehen, und trieb dort nicht minder argen Unfug.

Dazumal lebte hier in Penzlin ein Schmied, der hieß Jost. Der hatte vor dem Thore in der Vorstadt, wo jetzt die Mühlenstraße ist, einen Stall, in welchem er unter andern auch seine Steinkohlen aufbewahrte. Von hier holte er sich die Kohlen dann in einem Sacke, je nachdem er gerade be-

durfte. Als er nun einst, wie gewöhnlich, hierher kam, saß zu seinem nicht geringen Schrecken Andres, wie er ehedem leibte und lebte, oben auf dem Kohlenhaufen und grinste ihn recht höhnisch an. Jost versuchte nach ihm zu schlagen; aber das war vergebliche Mühe, weil er ihn nicht treffen konnte, und dann würde auch der Geist blitzwenig von den Streichen gefühlt haben. Hätte der Spuk ihn nur in Ruhe gelassen, Jost würde sich auch in der Folge wenig um ihn bekümmert haben; denn er war keiner von den Hasenfüßen, sondern ziemlich beherzt und unerschrocken. So aber hatte unser Schmied kaum seinen schweren Sack auf die breiten Schultern geladen, als auch schon der Feldscheer oben drauf saß, und dem armen Manne die ohnehin nicht geringe Last so schwer machte, daß er sie nicht von der Stelle zu bringen vermogte, sondern zur Erde fallen lassen mußte. Weiter wollte der Plagegeist nichts; hatte er dies erreicht, so war er auch gleich vom Sacke herunter und stand neben dem Schmied, dem er schiefe Gesichter schnitt, die Zunge aussteckte und lange Nasen machte, ohne seinen wüthenden und doch ohnmächtigen Streichen auszuweichen. Lud Jost dann seine Kohlen wieder auf, so nahm auch der Feldscheer seinen alten Sitz wieder ein, und so nahm dies Plagen kein Ende, bis denn endlich der arme Gequälte seinen Sack mit saurer Mühe nach Hause geschleppt hatte. Diese Neckereien wiederholten sich fortan regelmäßig, wenn Jost Kohlen holen wollte, so daß der arme Mann nur mit Zittern und Zagen nach seinem Kohlenstalle gehen konnte. Uebrigens war Jost nicht der Einzige, dem es also ging; Andres verschonte fast Keinen mit seinen dummen Streichen.

Kurz vor dieser Zeit nun arbeitete hier ein Drechslergeselle. Der soll weit hergekommen und in der schwarzen Kunst nicht unbewandert gewesen sein. Er besaß auch eine schwarze,

hölzerne Hand und konnte vermittelst derselben Geister einfangen und bannen. Dieser Mensch wurde aber bald so häufig in Anspruch genommen, daß er kaum eine Nacht ruhig im Bette mehr zubringen konnte, sondern Nacht für Nacht Geister haschen und bannen mußte. Das wurde ihm denn doch zu arg, und so schnürte er seinen Ränzel und wanderte weiter. Bevor er indeß ging, hatte er dem Ackersmann Peter dies und jenes von seinen Künsten gelehrt und ihn namentlich im Geisterbannen unterrichtet, ihm auch zu dem Zwecke eine schwarze, hölzerne Hand zurückgelassen. Peter muß ein recht aufmerksamer, gelehriger Schüler gewesen sein; denn er legte mit seiner neu erlernten Kunst, die er zuerst beim Feldscheer probirte, alle Ehre ein.

An Peter nämlich wandte man sich, als der Spuk so überhand nahm, und anfing mehr als Einem lästig zu fallen. Peter ließ sich auch nicht zwei Mal bitten, sondern erschien gleich zur passenden Zeit mit einem Sacke, zur Einschließung des Geistes, und mit seiner schwarzen Hand bewaffnet. Das war dem Geiste eine gefährliche Waffe. Es half kein Sträuben, er mußte in den Sack. Hocherfreuet über seinen glücklichen Fang, schnürte Peter seinen Sack fest zu und ging dann mit ihm zur Stadt hinaus, um seinem Gefangenen draußen in einer möglichst einsamen Gegend seinen Wohnplatz anzuweisen.

Anfangs ließ sich der im Sacke auch das Tragen wohl gefallen, als er aber ein Rauschen des Wassers hörte und daran merkte, daß sie bei der kleinen Mühle *) waren, wollte er sich nicht weiter bringen lassen und machte sich darum so schwer, daß ihn Peter abwerfen mußte. Doch der verstand keinen

*) Eine Brücke, unmittelbar hinter den Schennen nach Klein-Luckow hinaus. Früher stand hier eine Wassermühle, daher der Name.

Spaß. Er bearbeitete den Widerspenstigen dermaßen mit seiner schwarzen Hand, daß derselbe Ach und Weh' schrie und flehentlich um Gnade bat. „So", schrie der Erzürnte, als er endlich aufhörte zu schlagen, „nun wirst Du wol Geduld haben; sonst kommt's noch besser!" Andres aber däuchte diese Tracht schon überreichlich, und so war nichts natürlicher, als daß er alles Gute angelobte. Nur um dies Eine bat er, er, Peter, mögte ihm doch sagen, wohin er ihn bringen wollte. „Nach dem Barbrook"*), lautete die Antwort. „„Nach dem Barbrook!?"" rief voll Angst der Gefangene, „„ach dort sind schon drei Priester von alter Zeit her, mit denen werd' ich mich nicht vertragen können und dann wird mir's schlimm ergehen. Bring' mich wohin Du willst, nur nach einer andern Stelle"". „Nun, meinetwegen kannst Du auch nach dem Soltborn**) kommen", entgegnete begütigend

*) Barbrook, auch Warbrook, eine sumpfige Wiese rechts am Fußsteige nach Klein-Lukow.

**) Der Soltborn liegt auf dem Grapenwerder. Dieser ist eine kleine niedrige Hügelkette, die sich nördlich von der Stadt aus einem Kranze theilweise sumpfiger und morastiger Wiesen erhebt. Früher waren diese Wiesen mit Erlengebüsch bewachsen und standen meist unter Wasser. Ungefähr in der Mitte dieser Hügelkette erhebt sich, 10 bis 15 Fuß hoch, der Platz einer alten Wendenburg, der gegen 200 Schritte im Durchmesser hält, und schon von Weitem an dem Heckenkranze erkennbar ist, der ihn umgiebt. — Zu dem Grapenwerder führt nur ein Fahrweg durch die Wiesen, der 800 Schritte lange Grapenwerderdamm, der dann an seinem Ende durch eine kleine Brücke mit dem Grapenwerder verbunden ist. Der Burgplatz hat nur eine Auffahrt, die einen kleinen Hohlweg bildet. Fast gerade vor der Auffahrt liegt das große blanke Soll, ein kleines aber sehr tiefes Wasserloch, das in der Sage vom Grafen Grapen oder wie ihn Andere nennen, Werneck, und der goldnen Wiege vorkommt. — Der Grapenwerder soll früher Gegenstand eines Processes zwischen denen von

der Banner; und als der Feldscheer deß zufrieden war, lud er ihn wieder auf und trollte mit ihm weiter.

Die kleine Zurechtweisung schien gute Dienste gethan zu haben; denn der im Sacke muckste sich nicht, schien sich vielmehr ruhig in sein Schicksal zu ergeben. Das that er aber nur, um sich von den Schlägen zu erholen, und als sie bei der Grapenwerderbücke kamen, machte er sich wirklich zum zweiten Male stramm. Da gerieth Peter denn nicht wenig in Wuth. Augenblicklich warf er den Sack mit seinem Inhalte ab und machte sich wieder mit seiner schwarzen Hand über den Feldscheer her. Doch dieser ersah sich eine kleine Oeffnung im Sacke', die bei dem Ringen entstanden war und — im Nu war er ins Freie und eben so schnell unter die Brücke.

Da saß Peter nun mit der langen Nase. Er hätte freilich den Entwischten wieder einfangen können, aber dazu fehlte es ihm auch an Lust; denn es war schon Abend geworden; auch war er nicht wenig müde, was von dem Schleppen und Ringen mit dem Feldscheer herkam. So begnügte er sich denn damit, dem unruhigen Gast bei der Brücke seinen Ort anzuweisen und ihn dort zu bannen. Dann kehrte er zur Stadt zurück; drohte aber dem Andres, wieder zu kommen und ihm einen andern noch einsamern Ort anzuweisen, wenn er sich unterstände, auch hier noch seine Neckereien fortzusetzen".

In der Stadt hatte man jetzt allerdings Ruhe vor dem Feldscheer. Dafür aber spukte es nun bei der Brücke um so ärger. Andres ließ so leicht Keinen ungeschoren vorbei, und

---

Maltzahn und denen von Hahn gewesen sein, und soll bei dieser Gelegenheit der maltzahnsche Anwalt an den hahnschen geschrieben haben:

„Plück Du Dienen Hahn;
Ick plück mienen Moltzahn".

bald wurden Klagen über ihn von allen Seiten laut. Dem Einen hatte er die Pferde scheu, dem Andern den Wagen festgemacht. Dann wieder hatte er die Vorübergehenden mit Steinen geworfen, in den Haaren gezupft, sich ihnen auf den Rücken gehängt und was dergleichen tolle Geschichten mehr waren.

Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Einst kam auch Peter mit seinem Sohne vorbeigeritten, um die Pferde nach der Weide zu bringen. Wol hatte er schon viel von dem Thun und Treiben des Andres bei der Grapenwerderbrücke gehört, aber er dachte nicht im Entferntesten daran, daß sich auch der Spuk an ihn, den mächtigen Geisterbanner, wagen würde. Andres aber war eben so wenig gewilligt, seinen Gegner so leichten Kaufes vorbei zu lassen. Als daher Peter ohne Arg und ganz unbesorgt des Weges daher ritt und eben den Bannkreis betrat, warf sich der erbitterte Geist auf ihn und setzte ihm ganz gehörig zu. Peter sprang wol vom Pferde, um sich so gut zu wehren, als es eben gehen wollte, aber er hatte seine schwarze Hand nicht bei sich und so war ihm der Geist doch zu mächtig. Es währte auch nicht lange, da hatte der Barbier seinen Feind in den Graben hineingezogen und versuchte nun alles Ernstes, ihn in den weichen Schlick zu drücken und so zu ersticken. Peter gerieth in nicht geringe Gefahr, weshalb er seinem Sohne zurief: „Laß die Pferde, und schlag' den Hund auf den Kopf". Der ließ es sich nicht zweimal sagen, sondern paukte aus Leibeskräften mit einem Knittel drauf los. Er traf auch, aber nicht den Geist, sondern seines Vaters Kopf. Es fehlte nicht viel, daß der arme Mann ganz unterlegen wäre und kaum vermogte er noch seinem Sohne zuzurufen: „Laß doch das Schlagen, Junge, Du schlägst mich sonst noch todt".

So rangen Peter und Andres eine ganze Zeit mit ein-

ander. Endlich gelang es denn doch dem Erstern, sich los zu machen und, wiewol ganz erschöpft, auf's feste Land und aus der gefährlichen Nähe des Bannkreises zu kommen. „So soll Dich doch dieser und der", rief Peter voll Wuth, als er sich etwas erholt und seine Kleider mit Hülfe seines Sohnes von dem anklebenden Schmutze befreit hatte, „ich will Dich lehren, ehrliche Leute foppen"; lief nach Hause und kehrte bald mit der schwarzen Hand und einem Sacke wieder zurück. Nun war es an dem Barbier, klein beizugeben. Aber da war an Gnade nicht zu denken. Er mußte, so sehr er sich auch setzte und sträubte, in den Sack hinein, und nun gab's Zulage mit hundert Procent.

Als Peter endlich seiner Rachsucht Genüge gethan hatte, schwang er sich den Sack auf den Nacken und brachte seinen Gefangenen nach dem Soltborn. Dort zog er ihm einen Kreis, den er fortan nie wieder überschreiten durfte, und, so viel man weiß, auch nie überschritten hat. Nur ein Mal hat er hernach noch von sich reden gemacht, als der Ackersmann Kunz ihm beim Haken zu nahe kam.

Kunz besaß nämlich am Soltborn ein Ackerstück, das er erst kürzlich käuflich an sich gebracht hatte. Im Gegensatze mit seines Vorgängers Wirthschaft wollte er jeden Fußbreit Landes treulich benutzen. Dieser aber hatte gar manche Ecke und manchen Winkel, und unter diesen auch das zunächst an den Soltborn grenzende Stück, niemals beackert. Als nun Kunz beim Haken an die zuletzt erwähnte Stelle, über welche sich theilweise der Bannkreis erstreckte, kam, wollte ihn der Barbier nicht weiter hacken lassen. Da alles Bitten nichts half, warf Kunz zuletzt mit dem Beile nach seinem Widersacher, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Doch das half ihm blitzwenig. Für's Erste traf er den Geist nicht, so oft er auch

warf, und dann fiel er selbst bei jedem Wurfe auf den Rücken. Er mußte zuletzt nur ganz von dem Haken an der betreffenden Stelle abstehen.

Dies Stück hatte übrigens noch ein Ackersmann mit angesehen, der auf einem etwas entfernten Ackerstücke hakte. Der glaubte aber nicht anders, als der Kunz wäre närrisch geworden; denn er sah wohl, daß Kunz warf, aber er sah nur Niemand, nach dem er warf, und das Possierlichste bei der ganzen Geschichte war ihm, daß Kunz bei jedem Wurf auf den Rücken fiel. Ganz erstaunt fragte er ihn deshalb, als sie zusammen kamen: „Varremann, wat harst Du doa bei den Soltborrn? Wat söll dat Schmieten eg'ntlich heeten? Ick hew doa doch Nümbs nich sehn!" „„Oh"", entgegnete dieser ganz mürrisch, „„dat was de oll Feldscheer Andres, de satt doa un woll mi nich hak'n lat'n, un wenn'k na em schmeet, flög'd Biel ümma vörbie, un ick föll, as nich klook, up'n Rück'n""*).

„Das ist die Geschichte vom Feldscheer", schloß mein Gewährsmann, „und dies ist, meines Wissens, das letzte Mal, daß er Jemand belästigt hat. Vielleicht hat er nachher die lang entbehrte Ruhe endlich doch gefunden."

Die Keule unter dem Thore zu Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Zu Woldegk unter dem Thor,
Das jetzt heruntergerissen,
Sah eine Keule hervor,
Noch viel Leute davon wissen.

---

*) Gevatter, was hattest Du da bei dem Salzborn? Was sollte das Werfen eigentlich heißen? Ich habe da doch Niemanden gesehen!" „„Oh"",

An einer geweißten Wand,
Da standen Worte geschrieben,
Die, wie ein lodernder Brand,
Mir im Gedächtniß geblieben.

„Wer seinen Kindern giebet Brod
Und selbst leidet Noth,
Den schlage man mit dieser Keulen todt!“

Es lebte ein Ackersmann
In Woldegk vor vielen Jahren,
Mit Geld und Gut angethan
Und brav, schon in Silberhaaren.

Gestorben war ihm sein Weib,
Ein Sohn sein einziger Sprosse;
Da dünkt es dem Alten Zeit,
Der Sohn werd' der Güter Genosse.

Er giebt ihm sein Geld und Vieh,
Das Haus und Hof und den Acker,
Wünscht für das, was er verlieh,
Sein Sohn sei dankbar und wacker.

Und dieser, in großer Freud,
Hat bald eine Frau genommen;
Doch mit der ist Weh und Leid
In's Herz des Alten gekommen.

---

entgegnete dieser ganz mürrisch, „„das war der alte Feldscheer — Barbier — Andreas, der saß da und wollte mich nicht hacken lassen, und wenn ich nach ihm warf, flog das Beil immer vorbei und ich fiel, als nicht klug, auf den Rücken““.

In Frieden ging es ein Jahr,
Da war geschwunden die Liebe;
Dem Alten wurde es klar,
Es fehlten dankbare Triebe.

In Kummer aß er das Brod,
Das kärglich ihm zugemessen;
An Kleidung litt er schon Noth,
Nicht schämte der Sohn sich dessen.

Man gönnt ihm kein freundlich Wort,
Es hatten's besser die Knechte;
Von frühe bis Abends fort
Für ihn nur gab es das Schlechte.

Da wankt er traurig einst hin
Zum städtischen Bürgermeister
Und klagt mit betrübtem Sinn,
Was seine Kinder für Geister.

Und dieser, ein güt'ger Herr,
Holt, da nichts Rechtens zu machen,
Ein Beutlein mit Groschen schwer,
Sucht seinen Muth anzufachen.

„Hier nehmt dies Beutelein,
Verschließt es in Eure Lade,
Es sind zwanzig Thaler drein,
Sie eb'nen Euch bessere Pfade.

Holt mehrere Mal hervor
Sie täglich, daß Ihr sie zählet,
Bald wird Eurer Kinder Ohr
Durch des Geldes Klang gequälet.

Sie spannen sicherlich auf
Alsdann ganz andere Saiten,
Es wird Euren Lebenslauf
Noch einmal Freude begleiten".

Und dankend nahm auch das Geld
Der Alte und schritt nach Hause,
Am Leib verborgen er's hält,
Schafft's sicher in seine Klause.

Dort rasselt, wenn er dann weiß,
Daß nah' die hartherz'gen Kinder,
Mit seinem Gelde der Greis
Und zählt's und verschließt's nicht minder.

Bald hören's Tochter und Sohn,
Es weckt ihnen eig'ne Gedanken;
Des Geldes lockender Ton
Macht ihre Gesinnung wanken.

Die Tochter darauf begann:
„„Der Alte scheint zu besitzen
Viel Geld noch, Christian,
Das müssen für uns wir nützen.

Es wird am besten wol sein,
Damit das Geld wir einst erben,
Ihm bessere Pflege zu weih'n,
Bis an sein baldiges Sterben"".

Und so ward's denn auch vollführt,
Etwas besser hat's der Alte.
Das Geld hat ihr Herz gerührt,
Das so habsüchtige, kalte.

Noch lebte einige Jahr
Der Greis in erträglicher Lage.
Doch eh' auf der Todtenbahr
Er läg', ihn zum Friedhof man trage,

Wollt er zum Beispiel gestellt
Sein und der Kinder Thun wissen,
Für Mit- und späte Nachwelt
Sollt's reden in das Gewissen.

Eine Keule unter'm Thor
Der Bürgermeister ließ hängen,
Von der Wand schauten hervor
Diese Worte, die so strengen:

„Wer seinen Kindern giebet Brod
Und selbst leidet Noth,
Den schlage man mit dieser Keulen todt!"

In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde das alte sogenannte brandenburger Thor zu Woldegk, worin die Keule mit der Umschrift sich befand, des Chausseebaues wegen niedergerissen. Die Keule hat man darauf unter eine ganz nahe dabei befindliche, gewölbte Brücke des Stadtgrabens aufgehangen, wo sie sich noch jetzt befindet.

Der räuberische Müller an der Jasnitz, einem Nebenflüsschen der Sude, zwischen Ludwigslust und Hagenow.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Zu den magersten Feldmarken, in der Heideebene des südlichen Mecklenburg's, gehört auch die des zwischen Ludwigs-

luft und Hagenow, an der berlin-hamburger Eisenbahn gelegenen Dorfes Strohkirchen. Der Getreidebau auf derselben ist nicht nur ein sehr dürftiger, sondern es fehlen auch alle Mittel, denselben zu heben, indem auf dem ganzen Felde kein Spaten Lehm zu finden ist, und dieser sowol, als auch der Mergel von den benachbarten Feldmarken geholt werden muß.

Darum ist es auch nicht zu bewundern, daß diese Feldmark, von welcher sich jetzt freilich über hundert Familien ernähren, noch in Erlen- und Birkenwaldung lag, als ringsumher schon blühende Dörfer empor gestiegen waren.

Nur fünf Familien*), welche später auch die ersten Bauern dieses Dorfes geworden sind, hatten sich in dieser fast undurchdringlichen Waldung angesiedelt und dieselbe au etlichen Stellen so viel gelichtet, daß sie die nöthigen Nahrnngsmittel zu gewinnen vermogten. Das Vieh aber trieb man in die Waldung hinein, wo es hinreichende Gräsung fand, und aus welcher es dann von selber zurück zu kehren pflegte.

Wenn die Ländereien dieser Ansiedler auch an fünf verschiedenen Stellen in der Hölzung lagen, so hatten sie doch ihre Hütten in der Nähe eines Baches so nah als möglich bei einander gebaut, damit sie nöthigenfalls schnell einander zu Hülfe kommen konnten; denn die ganze Gegend um diese Waldung her wurde damals von einem berüchtigten, räuberischen Müller, Namens Strohkark, sehr beunruhigt.

Dieser Müller, dem Raub und Wegelagerei die einzige Nahrungsquelle war, nnd welcher die Müllerei nur als einen

---

*) Die Namen dieser ersten Familien, welche sich noch in den nach ihnen benannten „Kampen" — Feldschlägen — erhalten haben, waren: Bick, Böck, Zanner — Zander, — Koß und Graack; man nennt ihre ehemaligen Aecker noch jetzt „Bicken-Kamp"; „Zanners-Kamp" ꝛc.

Mantel über sein eigentliches Thun und Treiben geworfen hatte, wohnte kaum tausend Schritte oberhalb der gedachten Hütten und an demselben Bache, woran diese lagen. Wußte der Müller auch, daß aus den Hütten nichts zu holen war, so mußte er doch Verrath von dieser Seite her fürchten und darum darnach trachten, dieselben aus seiner Nähe zu entfernen; daher das Schutz- und Trutzbündniß der Hüttenbewohner.

Allein letzteres erwies sich als unnöthig; Strohkark ließ diese Leute ruhig wohnen. Vielleicht fürchtete er sie nicht, vielleicht hoffte er auch, sie mit in seine Bande zu ziehen. Ueberdies war er in seiner Mühle so wohl befestigt, daß kleine Haufen ihn nicht zu überwältigen vermogten, wenn er wirklich verrathen werden sollte.

Das Haus des Müllers, an der damals noch viel bedeutenderen Jasnitz, — das ist der Name dieses Baches — war von großen Wällen umgeben, die auch heute noch nicht ganz verfallen sind, und wurde ganz von dem Wasser des Baches umflossen, wie solches jetzt noch an den Spuren eines aus der Jasnitz kommenden und wieder in dieselbe führenden Grabens zu sehen ist. Ueber diesen Graben führte eine Zugbrücke in die Wohnung des Räubers.

Zu dieser Befestigung standen dem Strohkark noch eine Stiege Arme seiner kampfgeübten Bande zu Gebot. Diese Bande war ihrem Hauptmann auf schnellen Pferden bei allen Raubzügen gefolgt und war auch bereit, wenn's sein sollte, Blut und Leben mit ihm zu lassen.

Schien ein Kampf ihm und seinen 10 Müllergesellen, — für welche sie in den Augen der Welt gelten mußten, obgleich er gar keine Mahlgäste hatte, — zu blutig werden zu wollen, so rief er zwei Unterhauptleute, jeden mit einer eben so starken Bande, als die seinige, zu Hülfe. Ein Stoß in ein Horn

drang durch Dickicht und Heiden in das Ohr des einen Unterhauptmanns, der in der Jahnkenstädt bei Kuhstorf, in den Gewölben einer dort versunkenen Stadt die Befehle seines Herrn und Meisters erwartete und alle, durch wohlverstandene Signale erhaltenen Aufträge sorgfältig ausführte. Der Ton einer Pfeife aber brachte die Befehle zu den Ohren des andern Unterhauptmanns, welcher in der Saumburg, am Ufer der Sude bei Moraas, mit seinen Mannen versteckt lag. Dieser war einerseits ein ebenso bereitwilliger Diener seines Oberhauptmanns, wie er anderseits klug, tapfer, grausam und der Schrecken reisender Kaufleute und anderer reicher Leute, Unbemittelten aber ein gleichgültiger Nachbar oder Begleiter war.

Eine Bande von solcher Stärke und Güte vermogte schon etwas auszurichten. Sie brach in Wohnungen ein, die Festungen gleich waren, und widerstand bei solchen Gelegenheiten oft einem dreimal stärkeren Gegner. Glück machte unsern Strohkark kühner; er plünderte die damals noch zahlreicher in dieser Gegend vorhandenen Edelgüter und die Johanniter-Ordens-Comthurei am Saume der Waldung. Ja er wagte es endlich schon, die nicht sehr entfernt liegenden Klöster, Zarrentin und Eldena, zu besuchen, und alle dort vorgefundenen Werthsachen mit sich fort zu führen. Da mußten denn auch goldene und silberne Cruzifixe, Kelche und Becken mit dieser rohen Horde in die Mühle an der Jasnitz wandern. Kaufmannsgewölbe wurden in den benachbarten Städten geleert, und der Raub in einen der drei benachbarten Schlupfwinkel gebracht.

Andere Genossen der Bande, die im Lande umher lagen, benachrichtigten den Hauptmann von großen Geldsendungen und den Transporten kostbarer Güter, von welchen sie Kunde

bekommen hatten; und der ganze Trupp brach alsdann zu Pferde und wohlgerüstet dahin auf, und selten kam er unverrichteter Sache wieder heim.

Solche mit großer Kühnheit ausgeführten Raubzüge, die sich fast täglich wiederholten und wovon Kunde aus allen bedeutenderen Oertern des südwestlichen Mecklenburg's einlief, mußte die Polizei ernstlich besorgt machen und sie zwingen, die strengsten Maßregeln gegen den Räuber zu ergreifen. Aber wo sollte man ihn aufsuchen, man wußte weder seinen Aufenthalt, noch seinen Namen. Letzteren erfuhr man jedoch bald, als man erst wußte, daß die Mühle an der Jasnitz sein Aufenthalt war, was man dadurch erkundet hatte, indem man den Spuren seiner Pferde nachgefolgt war.

Mahlgäste hatten den Müller nie gehindert, und andere Leute waren auch nur äußerst selten nach seinem befestigten Wohnorte gekommen; es gab also nur sehr wenig Menschen, welche seine Feste kannten; unter denen aber, welche die Polizei dahin sandte, gab es solche gar nicht. Wie staunten daher diese Leute, als sie statt der gehofften verfallenen Mühle eine wohlbefestigte Burg vor sich sahen. Diese einzunehmen waren sie jetzt noch zu schwach, und sie mußten darum für diesmal wieder umkehren, um verstärkt die Belagerung beginnen zu können.

Strohkark, welcher durch auswärtige Genossen seiner Bande von Allem, was gegen ihn beschlossen wurde, Bericht erhielt, sah wol, daß er einer solchen Macht nicht widerstehen konnte; deshalb suchte er durch alle erdenklichen Mittel seine Feinde zu täuschen. Auf Pferden, welchen die Hufeisen verkehrt untergelegt worden, war er auf die Burg geritten, um also seine Feinde zu täuschen. Als diese aber dennoch zur Belagerung herangerückt waren, suchte er sie durch seine

Banden, die ihm in den benachbarten Höhlen bei Kuhstorf und Moraas zu Gebote standen, im Rücken zu beunruhigen. Durch Streifzüge, die er durch eben diese Banden ausführen ließ, gelang es ihm endlich, seinen Feinden den Wahn einzuflößen, daß nicht er, sondern ein Anderer der gefährliche Räuber sei. Und so geschah es denn auch wirklich, daß die ihn belagernde Mannschaft für diesmal wieder abzog.

Aber „die Katze läßt das Mausen nicht“, sagt ein Sprichwort, unserm Strohkark ging es eben so; denn auch er ließ das Rauben nicht.

Als man endlich die sichersten Beweise hatte, daß nur Strohkark und kein Anderer es sei, der die Dörfer plündere, die Reisenden überfalle und somit die ganze Gegend unsicher mache, da wurden von Seiten der Polizei die allerernstlichsten Anstalten zur Zerstörung des Raubnestes getroffen.

Jetzt sah der Müller, daß sowol List als Gewalt vergeblich sein würde, und er entschloß sich daher, auf etliche Zeit seine Wohnung zu verlassen. Nachdem er alle zusammengeraubten Schätze wohlvergraben hatte, zog er mit der ihn umgebenden Mannschaft über die Elbe in's Sachsen-Lauenburgische hinein. Zuvor aber übergab er das wunderbare Horn dem Unterhauptmann in der Jahnkenstädt, und die Pfeife dem auf der Saumburg, und gebot beiden, sich bis zu seiner Zurückkunft ruhig zu verhalten, damit die Aufmerksamkeit der Polizei erst von ihnen abgewendet werde.

Als nach Strohkarks Abzug das zu seiner Gefangennehmung ausgesandte Heer anrückte, fand es, daß das Raubnest leer war und auch leer blieb, obgleich es Wochen, ja Monate hindurch davor lag. Und so wurden denn alle weiteren Verfolgungen einstweilen wieder eingestellt; und sie sind für immer eingestellt geblieben; denn der Müller ist nie wieder nach seiner

Mühle zurückgekehrt, und Keiner weiß, wo und wie er abhanden gekommen.

Als so nun etliche Jahre verflossen und Strohkark noch immer nicht wieder zurückgekommen war, da glaubten sich seine Unterhauptleute ihres Versprechens, in Betreff des sich Ruhigverhaltens, entbunden, deshalb nahmen sie dann ihr altes Handwerk wieder auf und wurden gefürchtete Wegelagerer. Doch trieben sie ihre Räubereien nicht in dem Maße, wie sie ihr Hauptmann jahrelang getrieben hatte.

Allein bei aller Vorsicht kam auch die Reihe an sie; auch sie wurden endlich aus dem Neste gejagt. Der Bewohner der Saumburg mußte der Gewalt unterliegen, sammt seiner Bande, denn Alle fielen, kämpfend für ihre Herberge und ihre Schätze, unter den Hieben eines gegen sie ausgerückten, vielfach stärkeren Haufens der durch sie so oft beunruhigten Landbewohner. Ein kleiner Theil dieser Bande, welcher in dem nahen Mörderberg versteckt lag, blieb zwar für diesmal noch verschont, wurde aber auch, nicht lange nach dem Falle der Saumburg, bei einem Einbruch ertappt und von den Landleuten mit Forken und Sensen niedergemacht.

Der Bewohner der Jahnkenstädt aber wurde durch ein Mädchen verrathen, welches er mit sich in seine Höhle genommen und zu seiner Frau gemacht hatte. Dieselbe traf nämlich einmal zufällig auf einer durch vieles Bitten errungenen Stadtreise mit ihrem Bruder zusammen und versprach demselben, ihm den Weg nach ihrem jetzigen Aufenthalte durch Streuen von Erbsen zu zeigen, da sie, kraft eines Eides, nichts darüber erzählen durfte. Freilich hatte der Wind die Erbsen bald mit Sand bedeckt, daß sie nicht zu finden waren, aber sie keimten nach einem Regen aus, und das grüngewordene Kraut

derselben zeigte die Fährte, welche der Wind zuerst verweht hatte. —

Also gelang es auch, die Höhle dieses Räubers aufzufinden und zu zerstören, wiewol mit einem Verluste von zwei Menschenleben; denn zwei Jäger, welche zuerst in die Höhle gedrungen, waren von dem Dolche des Räubers durchbohrt worden. Uebrigens war der Anhang dieses Banditen sehr zusammen geschmolzen; die wenigen Leute, welche ihm noch zur Verfügung standen, waren in dem Augenblick der Einnahme der Höhle gerade abwesend, wurden aber später, als sie sorglos in dieselbe zurückkehren wollten, gebunden und nach Hagenow abgeführt.

Beim Durchsuchen dieser Höhle fand man auch das so wundersam stark tönende Horn und die Pfeife, vermittelst welcher die Räuber sich in ihrer Glanzperiode zwischen Jahnkenstädt, Saumburg und Strohkark Zeichen gegeben und so in stetem Verkehr mit einander gelebt hatten.

Die Mühle Strohkarks verfiel, da sie hinfort Niemand bewohnte, immer mehr, bis sie zuletzt der Erde fast gleich geworden ist.

Jetzt stehen von der alten strohkarkschen Mühle nur noch die Pfähle, auf welchen das Rad geruht, aber sie sind fast ganz abgefault und ragen nur etwa noch einen Fuß aus dem Wasser hervor.

Eine neue Mühle ist später von den schon genannten Bewohnern der in der Nähe liegenden Hütten, die fortan Strohkark*) hießen, etliche tausend Schritte unterhalb der

*) Ob das jetzige Dorf Strohkirchen seinen Namen wirklich diesem Müller zu verdanken hat, läßt sich zwar nicht bestimmt sagen, ist aber

alten, erbauet und die „neue Mühle“ genannt worden. Aber auch diese ist schon lange nicht mehr. Der Name der Stätte jedoch, so wie viele Balken und Pfähle, die von den jetzigen Bewohnern Strohkirchens noch daselbst gefunden und verbraucht worden sind, zeugen für die Wahrheit dieser Sage.

Auch bei der alten Mühle steckt die Erde noch voll Balken und Bohlen, vielleicht auch noch voller Kostbarkeiten, die der alte Müller, bei seinem schleunigen Wegzuge und beim Gedanken an Wiederkehren, daselbst, wer weiß wo und wie, versteckt hat. Hat doch dort der Bach, unter andern Kleinigkeiten, in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts noch eine bedeutende silberne Schaale an's Ufer gespült, welche aber leider für 50 Thlr. in die Hände eines Juden übergegangen sein soll.

Beweise für das Vorhandensein großer Schätze bei der alten Mühle will man sehr viele haben. So erzählt man, als vor etwa 20 Jahren der jetzige Inhaber dieser Stätte dort ein umgefallenes Pferd habe vergraben wollen, soll er, wegen der vielen, eng an einander liegenden Bohlen, nicht in die Erde hinein gekonnt haben. Er wäre somit gezwungen worden, auf einer andern Stelle, etliche Schritte von der vorigen, einen neuen Versuch mit dem Graben einer Grube zu machen, was auch gelungen sei. Da aber der Knecht, welcher mit dieser Arbeit beauftragt worden war, die Grube tief genug gehabt, habe er ein Geräusch unter jenen Bohlen gehört, ähnlich dem, welches entsteht, wenn Wasser in einem hohlen

---

sehr leicht möglich. Ebenso möglich ist es auch, daß derselbe dem Dorfe deshalb beigelegt worden ist, weil auf einem in dem jetzigen meybemschen Grundstücke gelegenen Kirchhofe eine mit Stroh gedeckte Kirche gestanden haben soll, was den noch jetzt im Dorfe lebenden Alten oft in ihrer Jugend erzählt worden ist.

Raum auf Metallplatten fällt. Er habe zwar mit dem Spaten versucht, die Erde nach jener Richtung zu durchstechen, da sei ihm aber eine kleine Quelle entgegengestürzt, und der eigenthümliche Klang, welcher wie das Spielen einer Spieluhr geklungen und welchen auch der schnell herbeigerufene Hauswirth vernommen habe, sei vorbei gewesen. Man habe aber nicht weiter nachgraben wollen, weil man gefürchtet, sich vor den Dorfbewohnern lächerlich zu machen.

Daß in der Nähe des Baches auf einer Stelle kein Backofen hat stehen wollen, sondern stets wieder eingefallen ist, nachdem man ihn etliche Male geheizt hatte, schiebt mau ebenfalls auf einen hier verborgenen Schatz. Ebenso soll in der Franzosenzeit ein aus Möllen stammender Soldat es deutlich gemacht haben, daß die Unfruchtbarkeit eines großen, nicht fern von dem Mühlenplatze stehenden Birnbaums nur allein von einem sich unter ihm befindenden Schatze herrühre. Derselbe soll auch versprochen haben, den Schatz heben zu helfen, allein er hat mit Napoleon nach Rußland müssen und ist nicht wieder zurückgekehrt.

Alte Leute behaupten auch, Geldfeuer gesehen zu haben, woran die jungen aber nicht recht mehr glauben wollen.

Der Klatthammel in der rostocker Heide bei Rostock.

(Von **E. Wolff**, Pastor zu Röversbagen.)

Vor Zeiten hüteten Hirtenknaben die Pferde des Nachts in der rostocker Heide. Einige derselben hatten ihren Weideplatz für die Pferde in der Nähe eines Bruches — Sumpfes. — Der Kälte wegen, machen sie sich ein Feuer an.

Um Mitternacht kommt aus dem nahen Bruche immer eine von Wasser triefende Gestalt, welche die Jungens deswegen Klatthammel geheissen haben.

In einer Nacht ist ein Jäger bei ihnen. Jenes Wesen kommt wieder an und wirthschaftet da bei ihnen herum, wovor sie sich nicht mehr gefürchtet haben, weil es ihnen nie etwas zu Leide gethan hat.

„Was ist das?“ fragt der Jäger. „„Oh, das ist unser Klatthammel,““ sagen die Hirtenknaben.

„Wo willst Du Geschöpf hier hin?“ sagt der Jäger. „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes gebiete ich Dir, das Du zur Ruhe gehst!“ „„Das wollt ich auch nur hören,““ antwortet es, und ist darauf nicht wiedergekommen.

Die geraubte Frau aus Sülsdorf bei Schönberg.

(Von J. F. L. Bohn zu Demern.)

In Sülsdorf, ein Dorf an der schönberg-lübecker Chaussee, war vor vielen Jahren ein Bauer, dessen Frau verschwand plötzlich. Nun ging das Gerücht, die Unterirdischen hätten sie in ihre Berge geschleppt.

Nach langen Jahren fuhr einmal der Bauer nach Lübeck, und als er des Abends zurück kam, sah er seine Frau an einem Berge sitzen mit einem unterirdischen Kinde auf dem Schooße.

Er hörte sie singen mit ihrer klaren, schönen Stimme, damit sie so oft seine Kinder in den Schlaf gesungen hatte, und daran erkannte er sie.

Der Bauer rief: „Moder, büst Du hier?“*) und ging näher heran. Da sagte sie: „„Vader, lat mi nu man hierblieben, ick bün de Spies bi Juch nu nich mehr wennt!““**)

Dennoch zwang er sie mit ihm zu kommen, aber sie ist bald darauf gestorben.

Wie der Name der Blutstrasse in Rostock entstanden sein soll.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Wie manche Orte die Entstehung ihres Namens irgend einer merkwürdigen Begebenheit verdanken, die dort sich ereignete, so ist es auch mit der Straße in Rostock, die vom neuen Markte nach dem Hopfenmarkte führt, der Blutstraße. Solche Beilegungen von Namen gleichen etwa der Aufrichtung von Denkmälern, die theils ja bestimmt, das Andenken an berühmte, um das Gemeinwohl besonders verdiente Männer recht frisch zu erhalten, theils auch den nachkommenden Geschlechtern immer und immer wieder die großen Thaten der Väter in's Gedächtniß zurückzurufen. — Wir wollen nun aber

*) „Mutter, bist Du hier?“

**) „„Vater, laß mich nun nur hierbleiben, ich bin die Speise bei Euch jetzt nicht mehr gewohnt!““

hören, was uns die Sage über den Ursprung des Namens der Blutstraße Merkwürdiges berichtet:

Es ist schon lange her, so erzählt die Sage, da belagerten einmal die Kaiserlichen die gute Stadt Rostock.*) Diese war dazumal eine ziemlich starke Festung; und umher, soweit die Warnow nicht reichte, war sie durch hohe Wälle mit tiefen Wallgräben, durch Mauern und Thürme geschützt. Von den vier mächtigen Bastionen, sowie von den Wällen starrten viele Feuerschlünde, die den Stürmenden Tod und Verderben drohten; und der Muth der tapfern Bürger war auch keine schlechte Wehr. Wochenlang hatte auch schon der Feind vergebens die Kraft seiner Geschütze an den festen Mauern erprobt, und schon mancher Sturmlauf war unternommen; aber die Wachsamkeit und der beharrliche Muth der Bürger hatten alle Anschläge und Unternehmungen des Söldnerheeres vereitelt, und die Mauern wollten ebenso wenig den Kugeln derselben weichen; denn was man am Tage einschoß, wurde während der Nacht in aller Stille wieder aufgemauert.

Den kaiserlichen Truppen, Gemeinen wie Anführern, verging schier der Muth, länger mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen; und viele der Obersten riethen, man solle doch lieber unverrichteter Sache abziehen, als noch länger so nutzlos Munition und Leute opfern und also lassen, was doch nicht zu nehmen. Die Mehrzahl schien auch geneigt, hierauf einzugehen; da machte Einer den Vorschlag, man möge doch versuchen, sich nach der Stadt durchzuminen, vielleicht gelänge das, dann könne man ja bei Nachtzeit durch diesen Gang in die Stadt einbrechen und zugleich stürmen, und sie so unver-

*) Vielleicht während des dreißigjährigen Krieges, wo Rostock 1629 von den Kaiserlichen belagert wurde? Der Herausg.

sehens überrumpeln. Das leuchtete Allen ein; und da in des Kaisers Heer sich viele gute Mineurs und Bergleute befanden, die sich auf das Geschäft des Maulwurfs vortrefflich verstanden, so schritt man gleich rüstig an's Werk.

Die Marienkirche hatte man zum Ausgangspunkt bestimmt und zwar sollte der Minen-Gang in derselben münden. Damit man aber ja nicht Richtung und Ziel verfehle, so wurden vorher erst die genauesten Beobachtungen und Berechnungen angestellt.

Doch irren ist menschlich. So erging es auch den lieben Leuten des Kaisers. Die Richtung hatten sie zwar ganz genau inne gehalten, aber im Ziele hatten sie sich doch verrechnet.

Unausgesetzt, Tag und Nacht, hatte man an dem Werke gearbeitet. Um bei den Belagerten keinen Argwohn zu erwecken, unternahm man dann und wann Scheinangriffe. — Endlich glaubte man sich dem Ziele nahe. Wie das aber gewöhnlich zu geschehen pflegt, so wurde man auch hier eifriger und sicherer, je mehr die Arbeit sich ihrem Ende nahete. An ein Mißlingen dachte Niemand; dazu waren ja die Berechnungen zu genau und zu richtig, und darum beobachtete man zuletzt kaum noch die allernöthigste Vorsicht.

Wiederum hatte man die ganze Nacht gearbeitet. Der Gang war fertig. Es galt nur noch eine verhältnißmäßig geringe Erdschicht wegzuschaffen und die etwa oben aufliegenden Steine wegzunehmen, dann befand man sich mitten in der so lange vergeblich belagerten Stadt und konnte, nach leichter Mühe und Arbeit, endlich Ersatz finden, für die langen Entbehrungen und Beschwerden des Lagerlebens. Das Herz der rohen Soldaten jubelte beim Gedanken an die nahe

gewinnreiche Plünderung; nur mit Mühe hielt man den lauten Ausbruch zurück.

Es war früh Morgens, als die letzten Arbeiter aus dem unterirdischen Gange zurückkehrten. Bis Mittag wurde gerastet. Dann, als man erwarten durfte, daß kein Gottesdienst in der Kirche stattfinden würde, wurde eine neue Abtheilung hineinbeordert. Diese sollte die letzte Hand an's Werk legen, nach beendeter Arbeit die Oeffnung einstweilen wieder mit den Steinen verdecken, und in aller Stille zurückkehren. „In der nächsten Nacht," so wurde bestimmt, „soll dann ein Haufe durch den Gang in die Stadt einbrechen, indeß wir Uebrigen stürmen, damit wir sie so überrumpeln und ihr alles Unheil vergelten." Aber der Herr gedachte es gar viel anders; Er machte ihren Anschlag zu nichte.

Wie schon gemeldet, hatten die Rechenmeister im Belagerungsheere, was die Entfernung betrifft, sich denn doch nicht wenig geirrt. So geschah es, das die Erdwühler nicht im Innern der Marienkirche, wie sie gewollt, sondern auf offener Straße, an der Ecke der Faulengrube und der heutigen Blutstraße, der Heiligengeist-Kirche gegenüber, wieder an die Oberwelt gelangten.

Vielleicht wäre es den guten Leuten gelungen, sich unbemerkt wieder in's Dunkele zu verziehen; denn es war gerade Mittagszeit und Alles auf den Straßen still, weil die meisten Einwohner beim Mittagsbrode saßen, oder ein süßes Schläfchen hielten und Keiner an die drohende Gefahr dachte. Aber sie sollten nicht so ganz mit heiler Haut davon kommen; denn der Herr fügte es so, daß gerade in diesem Augenblicke ein Trupp kräftiger, muthiger Männer hier vorbeikommen mußte. Dies waren Träger.

Die Träger*) wandten dazumal beim Transport der Waaren noch keine Wagen an. Sie trugen vielmehr die Kaufmannsgüter, die für einen zu schwer waren, je zwei und zwei hängend an einer mehrere Fuß langen, dicken hölzernen Stange — „Weeſ'boom," — wie ehedem die Kundschafter ihre Traube. Diese Leute hatten Waaren aus einem Schiffe in die Stadt nach dieser Gegend gebracht und wollten nun auch zur Mittagsstunde heimgehen; da, als sie eben die oben erwähnte Stelle passiren, versinkt plötzlich ein Stück des Steindammes und aus der Oeffnung kommt ein feindlicher Soldatenkopf zum Vorschein.

Ich weiß nicht, wer am meisten erschrocken war, der Soldat oder die Träger, aber so viel weiß ich, daß diese sich nicht besannen und jener sich nicht besinnen konnte. Im Nu hatte er einen Schlag weg, daß er schneller versunken wäre, als er gekommen war, hätten ihn nicht im selben Augenblicke zwei handfeste Träger beim Kragen gepackt, herausgezogen und bei Seite gebracht. Während deß waren die übrigen zurückgetreten und warteten, ob nicht noch mehr Köpfe zum Vorschein kommen würden. Als aber der drunten, der nun der Oeffnung zunächst war, merkte, daß sein Vordermann ihm Luft gemacht hatte, kroch er ihm eiligst nach, wollte sehen, wo er geblieben und steckte auch den Kopf aus dem Loche heraus. Das bekam ihm aber gar schlimm, denn in demselben Augenblicke erhielt er von hinten einen Schlag, daß ihm Hören und Sehen verging; und ebenso erging es allen, die sich noch im Gange befanden und deren waren nicht wenige,

*) Das Amt der Träger ist uralt; schon in den ältesten Nachrichten über Rostock wird ihrer erwähnt. Die alte Fahne dieser Innung zählt auch schon ein Alter von ein Paar Jahrhunderten.

denn aus dem Lager hatten sich noch viele Voreilige und Neugierige, und unter diesen mancher Officier, in den Gang geschlichen. Erst die Letzten, welche man vom Lager aus, beunruhigt über das lange Außenbleiben der Arbeiter, nachschickte, merkten, was vorging, und entzogen sich einem gleichen Schicksale eiligst durch die Flucht.

Droben aber hatten die Träger mit wilder Lust das Werk des Hinschlachtens gehandhabt und waren hierin getreulich von der herbeiströmenden Menge unterstützt worden. Wie viele der Erschlagenen gewesen sind, meldet die Sage nicht; sie erzählt nur, daß man in der Blutstraße bis an die Knöchel

---

Vielfach und eigenthümlich sind die Pflichten und Obliegenheiten, aber auch die Gerechtsame und Freiheiten der Träger. Die Hauptaufgabe derselben ist nun, sämmtliche zu Wasser angekommenen Sachen — gleichviel ob Kaufmannswaaren, oder Privatleuten gehörig —, ebenso auch die zu Schiffe fortgeschickt werdenden Güter von und nach dem Strande zu transportiren. Selbst wenn auch die betreffenden Empfänger oder Absender eigenes Fuhrwerk haben, so dürfen sie sich doch nicht selbst ihr Eigenthum aus dem Schiffe holen, oder an Bord desselben bringen lassen; thäten sie dies aber dennoch, so müssen sie doch den Trägern ihre volle Gebühr zahlen, sowie noch obenein eine Strafe dazu. Ebenso ist es auch ein ausschließliches Recht der Träger, daß sämmtliches Bier den Bürgern nur durch sie zugeführt werden darf ꝛc. Stirbt einer der Träger, so hat er die Glocken frei; auch für das Grab ꝛc. sind keine Gebühren zu zahlen, „die sonst ja bekanntlich in Rostock so sehr hoch sind.“ Nach dem Tode des Mannes bleibt die etwa hinterbliebene Trägerwittwe doch noch immer in Brod; denn auch sie bekommt noch denselben Antheil vom Verdienste, als wäre der Mann am Leben. Ferner sind die Träger gänzlich frei von manchen städtischen Abgaben, als z. B. Schoß, ꝛc.; dafür müssen sie aber auch bei jedem in Rostock entstehenden Feuer sogleich bei der Hand sein und helfen, so auch unentgeldlich die Kirchhöfe ausbessern und bei festlichen Gelegenheiten die Stadtkanonen auf den Wällen abfeuern, ꝛc. ꝛc. Der Herausg.

im Blute gewatet habe, und das mag auch hinreichen, uns einen Begriff von den Gräueln dieser Scene zu geben.

Die Kaiserlichen aber, müde gemacht durch die Ausdauer der Bürger, niedergeschlagen über den schlechten Erfolg ihrer Unternehmungen und erschreckt durch das gräßliche Blutbad, brachen schleunigst auf und zogen in großer Eile von dannen. Die muthigen Bürger setzten ihnen auf der Straße nach Schwaan nach. Dort aber brachen die Einwohner die Brücke, welche über die Warnow führt, im Einverständnisse mit den Rostockern ab, und drangen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache machend, auf den Feind ein, also, daß die Meisten durch's Schwert oder in den Fluthen der Warnow den Tod fanden.

Der liebe Leser wird nun schon wissen, warum man die Blutstraße also benannt hat.

Die Stelle, wo die Kaiserlichen zum Vorschein kamen, bezeichnete man zum Andenken mit einem breiten Steine. Jetzt ist derselbe freilich nicht mehr vorhanden, aber es giebt noch Viele in Rostock, die sich seiner recht gut zu entsinnen wissen. Er lag etwa dort, wo jetzt die Pumpe an der Ecke der Blutstraße und Faulengrube, der Buchdruckerei gegenüber, steht, welchen Ort man früher allgemein mit dem Ausdrucke „bi'n breeden Steen"*) zu bezeichnen pflegte.

Den Trägern aber wurde für ihren Muth und die dadurch bewirkte Rettung der Stadt die Vergünstigung zu Theil, daß sie alljährlich am zweiten Pfingstfeiertage, nach beendigtem Gottesdienste und nach Verlesung ihrer Amtsrolle im Gewette,**) unter Begleitung des Stadtwachtmeisters und mehrerer Stadtsoldaten, als Ehrenwache, und unter Voran-

*) Bei dem breiten Stein.

**) Das Zunftgericht für Rostock.

tragung ihrer Fahne vom Rathhause auf dem neuen Markte in feierlicher Prozession nach ihrem Amtshause oder Schütting in der langen Straße ziehen dürfen, woselbst ihnen von Stadtwegen eine bestimmte Menge Bier aufgelegt wird, um sich daran, in Erinnerung an die That ihrer Vorfahren, gütlich zu thun.

Warum die Tollense bei Neubrandenburg vor Weihnachten nicht zufriert.

(Von F. C. W. Jacoby, zu Neubrandenburg.)

Des Winters Strenge deckt das Land,
Des Eises Plan beut festen Stand;
Froh tummelt sich der Knaben Schaar
Auf sicher'm Eise, blank und klar.

Alsbald, da jede lange Nacht
Die feste Decke dicker macht,
Sind auch die Fischer ausgerückt,
Ob nicht ein Eisfang ihnen glückt.

Mit Rüstzeug, Eissporn, Axt und Netz
Geht's kreuz und quer den See anjetzt;
Das Garn sinkt lockend auf den Grund,
Geschlagen hat manch' Fischleins Stund'.

Es folget Zug sich nun auf Zug,
Den Fischern doch wird's nicht genug,
Sie schonen nicht den Tag des Herrn,
Die Netze hin und her zu zerren.

Das heil'ge Christfest bricht heran,
Die Fischer sind auf Eises Plan;
Der Glocken festliches Geläut
Mahnt sie, das Weihnachtsfest sei heut.

Doch aber ist die Gier zu groß,
Zu wühlen in des Sees Schooß
Und reichen Fischzug noch zu thun,
Wenn And're loben, beten, ruh'n.

Da naht der Herr den Frevlern sich,
Daß scheu die Schaar vom Fischfang wich,
Und strafend spricht er dieses Wort:
„Sogleich begebt vom See Euch fort!

Weil Ihr das Heilige entweiht
Und heut' zu fischen Euch nicht scheut,
So soll's vor Weihnacht nie geschehn,
Daß Ihr zum Fang auf's Eis könnt gehn!“

Weshalb die Wächterglocke jetzt nicht mehr in Röbel gezogen wird.

Wie's noch heut' zu Tage in vielen Orten des In- und Auslandes geschieht, so war's früher auch in Röbel auf der Neustadt Sitte, des Abends, wenn die Wächter ihren nächtlichen Umgang durch die Straßen der Stadt begannen, die sogenannte Wächterglocke zu ziehen. Seit vielen Jahren aber schon ist dieser alte, schöne Brauch in Röbel gänzlich abgekommen. Weshalb dies eigentlich geschehen, darüber erzählte mir ein alter Mann eine gar wunderliche Geschichte.

Einer der Nachtwächter Röbel's hatte nämlich früher das Amt, sobald er und seine Kameraden auf die Wache gezogen waren, die in dem Thurme der neustädter oder St. Nikolai-Kirche hängende Wächterglocke zu läuten, um dadurch gleichsam den friedlichen Bewohnern der Stadt anzuzeigen, daß sie sich jetzt unbesorgt zur Ruhe begeben könnten, indem sie, die treuen Wächter, jetzt für Alle wachten, um das gute Städtchen während der Nacht vor Feuer und Unglück zu bewahren.

Als nun eines Abends wieder der Wächter, wie gewöhnlich, zur bestimmten Zeit in den Thurm getreten war, um sein Amt zu verrichten und eben das dort von der Wächterglocke herunterhängende Tau in die Hand nehmen wollte, war es ihm, als zöge ihm Jemand dasselbe von oben neckisch aus der Hand. Anfänglich hielt er dies zwar für Täuschung, dennoch aber faßte er recht derbe nach dem Reife und siehe da, wieder wurde dasselbe in die Höhe gezogen.

Unser gute Wächter aber verstand keinen Spaß, deshalb erfaßte er mit großer Kraft den Strick, in der sicheren Meinung,

wenn sich auch wirklich Jemand da oben versteckt habe, um ihn zu necken, so wolle er demselben wol beweisen, daß er doch noch mehr Macht wie Jener habe und die Glocke dennoch schon in Schwung bringen werde. Doch so oft und so viel er auch zog, obgleich er sich auch mit voller Leibeskraft an das Tau hing, er wurde doch immer wieder, als sei er leicht wie eine Feder, mit demselben in die Höhe gezogen.

Da ward's unserm Wächter ganz unheimlich zu Muthe, denn jetzt merkte er es wol, daß er es hier nicht mit einem irdischen Wesen zu thun habe; und ohne seine Absicht zu erreichen, ohne die Glocke geläutet zu haben, mußte er endlich den Thurm verlassen.

Als der Wächter am nächsten Abend wieder kam, um die Glocke zu läuten, ging's ihm wieder so, wie am Tage zuvor, und wieder mußte er unverrichteter Sache davon gehen.

Da erzählte er denn seinen Kameraden, den neustädter Predigern und noch vielen alten, klugen und weisen Leuten, was ihm passirt war. Allgemein rieth man nun dem Wächter, wenn's ihm am nächsten Abende wieder so ergehe, den Geist, oder was es da oben sonst seien möge, doch einmal anzureden.

Der dritte Abend kam, und mit ihm die Stunde des Läutens der Wächterglocke.

Viele Leute begleiteten den alten Nachtwächter, als er nach dem Thurme ging. Gefaßt ergriff derselbe hier das Tau, sogleich aber wurde er wieder mit demselben in die Höhe gezogen. Da rief er denn, eingedenk der ihm gewordenen Rathschläge, mit lauter Stimme hinauf: „Wißt Du lürr'n, ora sall ick lürr'n? sönst will ick 'a van gahn!“ *)

---

*) „Willst Du läuten, oder soll ich läuten? sonst will ich davon gehen!“

Aber keine Antwort erfolgte hierauf, und nur von Neuem wurde der Wächter in die Höhe gezogen. Da ergriff Alle ein Grausen, und sich bekreuzend liefen sie davon.

Niemand wollte nach dieser Begebenheit wieder des Abends in den Thurm gehen, um die Wächterglocke zu ziehen; und so soll denn seit dieser Zeit das Läuten derselben ganz aufgehört haben.

Einige behaupten aber auch, das Läuten der Wächterglocke in Röbel sei einfach nur deshalb unterblieben, weil dieselbe einen bedeutenden Riß bekommen, und die nur arme neustädter Kirche nicht das Geld daran hätte wenden wollen, die Glocke umgießen zu lassen.

Der Juchhans bei Bresegard unweit Hagenow.

(Von J. J. F. **Giese** zu Strohkirchen.)

Vor etwa zwanzig Jahren vernahm der Reisende, wenn er in einer stillen Herbstnacht den Weg von Ludwigslust nach Boitzenburg machte und bis in die Gegend südlich von Bresegard gekommen war, ein durchdringendes, ziemlich anhaltendes, im höchsten Tenore gerufenes „Juch!“ Sagte er solches, der Meinung, daß es der Hülferuf eines Verunglückten sei, in dem Dorfe Groß-Krams an, so erfuhr er, daß das der Schrei eines Gespenstes sei, welches schon seit Mitte vorigen Jahrhunderts fast immer, besonders in den stillen Herbstnächten, auf der

südlichen Feldmark Bresegard's sein „Juch" und andere unverständliche Worte erschallen lasse, und sowol alle Umwohner, als Fremde in Furcht und Schrecken setze.

Hunderte von Geschichten wußte man gewöhnlich von diesem Gespenste zu erzählen. Nach der Aussage eines alten Brettsägers, Namens Roß, der es einmal in einer hellen Vollmondnacht in dem Schmachting, einem Haufen Tannen am Wege von Groß-Krams nach Bresegard, gesehen hatte, da es ihm in einer Entfernung von etwa zehn Fuß vorbeigeschritten war, sollte es in der Gestalt eines alten, gebückten Mannes, in gestreifter Kniehose, gestreifter Jacke und weißer Schlafmütze, festen Schrittes durch die Felder eilen und nicht „Juch," wie man gewöhnlich vernehme, sondern „Huut! hier geht dei Scheir!" *) geschrien haben, und solches so gellend, daß ihm sein Kopf zu platzen gedroht habe. Andere bestätigten dann gewöhnlich diese Aussage, da auch sie ihn in ähnlicher Kleidung gesehen haben wollten.

Alle aber pflegten solchen Reisenden dann zu beglückwünschen, denn selten soll Einer ungeschoren davon gekommen sein, fast immer hat er sie irre, oft sogar in Sümpfe und Teiche geführt. Besonders soll er diese Tücke gezeigt haben, wenn Reisende oder Andere es versucht hatten, seine Stimme nachzuahmen.

Als einmal beim Flachsbrechen ein sich durch Muthwillen auszeichnender junger Mann, trotz des Abrathens aller Uebrigen, es versuchte, denselben Ton hervor zu bringen, den er aus weiter Ferne vom Juchhans gehört, hat Letzterer, nachdem er schon durch sein immer deutlicher und stärker werdendes

*) „Hört! hier geht die Scheide!" — Grenze. —

„Huut" sein Kommen angezeigt hatte, die ganze Gesellschaft aus einander gejagt, den muthwilligen Knecht aber beim Ueberspringen eines Zauns ergriffen, ihn etliche Male gegen denselben geschleudert und darauf laufen lassen.

Einem mit einem Mehlsack auf der Karre von der Mühle kommenden Tagelöhner, der dem Juchhans auch nachgeschrien, hat er sich auf die Karre gesetzt. Da ihn dieser aber, als er ihn seiner Schwere halber nicht weiter karren konnte, herunter geworfen, ist er stets hin und her über die Karre gesprungen, und hat dieselbe beim Ueberspringen mit umgerissen, bis ihm endlich ein Kreuzweg dieses kurzweilige Spiel weiter zu treiben verboten hat.

Eine Gesellschaft Kruggäste, der es einmal eingefallen war, ihn muthwilliger Weise durch ihr Nachjuchheien heran zu rufen, hat er dafür die ganze Nacht nicht aus dem Kruge gelassen, indem er stets vor Thür und Fenster auf und nieder ging und sein „Huut!" in's Haus hinein kreischte.

Leuten, welche aus den benachbarten Dörfern gekommen sind, ist er oft auf die Schulter gestiegen und hat sich bis zum nächsten Kreuzweg tragen lassen.

Diese und viele andere Geschichten erfuhr der Reisende alsdann, ohne daß er besonders darnach fragte. War er aber ein Freund solcher Erzählungen und fragte nach Grund und Ursprung dieser Erscheinung, so wußte man ihm auch solches mit großer Umständlichkeit zu erzählen.

Vor etwa hundert Jahren und noch wol früher, so erzählte man dann, lagen die korntragenden Felder, welche man jetzt zwischen Strohkirchen und Bresegard gewahrt, noch in Brink und Heide und waren weiter nicht zu gebrauchen, als zu Vieh- und Schafweiden, welchem Zwecke sie denn auch Hunderte von Jahren dienen mußten.

Etwa die Hälfte dieser Fläche gehörte nach Krams und das Uebrige nach Bresegard.

War auch anfangs wol die Grenze beider Feldmarken bezeichnet, so wurde dieselbe doch endlich verwischt, indem die Hirten beider Orte sich nicht um sie kümmerten, sondern ihre Heerden weideten, wo die meiste Nahrung zu finden war.

So konnte es denn kommen, daß Niemand die eigentliche Scheide zwischen beiden Feldmarken mehr kannte, ja daß die ganze Fläche als Commune angesehen wurde, die beiden Dörfern gemeinschaftlich gehörte und darum auch gemeinschaftlich benutzt werden durfte.

Jedoch die Zeiten änderten sich. Krams wurde größer. Es ließ sich dort ein Arbeitsmann nach dem andern nieder, und jeder derselben beanspruchte eine Ackerkavel. Da man zu diesem Zwecke keine Ackerfläche reservirt hatte, so war man gezwungen, seine Zuflucht zu der schon gedachten Communweide zu nehmen.

Zu diesem Behufe war es wünschenswerth, daß eine Ausgleichung mit Bresegard stattfand, und die schon lange gemeinschaftlich benutzte Weide wieder getrennt und jeder Dorfschaft das Ihrige zugewiesen wurde.

Bresegard erklärte sich einverstanden. Als jedoch angetragen wurde, zu gleichen Theilen in die Weide zu gehen, da man die eigentliche Grenze nimmer würde ermitteln können, weil keine Feldmarkskarten vorhanden wären, widersetzte sich Bresegard solcher Theilung auf das Ernstlichste, denn es hatte bisher stets die größten Viehheerden auf die Weide getrieben.

Allein Krams ließ nicht nach und so mußten sich die Bresegarder schon fügen.

Als aber auch von den Gerichten die Scheide mitten durch die Weide gezogen werden sollte, widersetzten sie sich aufs Neue

und behaupteten, daß die eigentliche Grenze viel weiter nach Krams hinan gelegen habe. Es traten sogar Leute aus Bresegard auf, welche vorgaben, die alte Grenze genau zu kennen, da sie ihnen von ihren Vätern oft gezeigt worden war, mit dem Bemerken: „Hier hat Bresegards Feld ein Ende!“

Die Gerichte mußten Notiz von solchen Aussagen nehmen, obwol sie einsehen konnten, daß solches eine offenbare Unwahrheit sei, denn die von diesen Leuten bezeichnete Grenze lag keinen Steinwurf von dem Dorfe Groß-Krams.

Krams konnte gegen solche Aussagen nichts machen, es konnte nicht mit Gegenbeweisen kommen, weil die ältesten Leute des Dorfs die Grenze nicht kannten, auch deren Väter und Großväter sie nicht mehr gekannt hatten.

Jahre waren schon mit diesen Streitigkeiten vergangen und noch immer war das eigentliche Urtheil nicht gesprochen. Da erbot sich ein Hauswirth aus Bresegard, zu schwören, daß seine und vieler Bresegarder Aussagen durchaus auch die Aussagen ihrer Väter wären, wie sie solche wol hundertmal gehört hätten. Und er schwur es.

Solcher Schritt machte denn allen Streitigkeiten ein Ende, aber er brachte auch Krams um ein Viertheil seiner Feldmark und um das Ganze seiner Viehweiden, und zwang es, alle in den Jahren der Prozesse entstandenen Kosten zu bezahlen.

Der Hauswirth aber, der diesen Schwur geleistet hatte, fand keine ruhige Stätte mehr auf Erden; unstätt und menschenscheu durcheilte er oft tagelang die mit dem Heil seiner Seele erkaufte Weide; selbst Nächte verbrachte er hier in stillem Brüten. Jedoch solche Gewissensstrafe war für ihn nicht groß genug, ein höherer Richter verdammte ihn zum „Scheirperr'n“ *) nach seinem Tode.

*) Scheidetreten — Grenzetreten. —

Seit jenem Herbstmorgen, wo man denselben todt in der Weide fand, wandert seine Gestalt allnächtlich, besonders um die Zeit seines Schwurs, welches auch seine Todeszeit ist, über die richtige Grenze und schreit sein: „Huut! hier geht bei Scheir!" *)

Vor etwa zwanzig Jahren soll es einem Geisterbanner aus Eldena gelungen sein, die Erscheinung zu verbannen, jedoch nur so lange dieser lebte; jetzt da derselbe gestorben ist, soll sie auf's Neue ihr „Huut" vernehmen lassen.

„Es ist nicht gut, dass man erzählt, was Einem begegnet ist."

Volkssage aus der rostocker Heide bei Rostock.

(Von **E. Wolff**, Pastor zu Rövershagen.)

Um die Kosten des Ausrodens zu sparen, hat die Obrigkeit früher jedem Tagelöhner in den bei der rostocker Heide gelegenen Dörfern erlaubt, die Baumstämme auszuroden. Der Tagelöhner M. aus Rövershagen geht zu diesem Zwecke einmal in den genannten Wald, zu einem Ort, der die Feuerbachsstelle heißt.

Es ist gerade ein sehr warmer Tag. M. denkt, er will des Abends lieber etwas länger arbeiten und dagegen des Mittags sich eine Zeit lang ausruhen. Er legt sich deshalb

*) „Hört! hier geht die Scheide!"

nieder. Als er einige Zeit gelegeu hat, hört er ein Geräusch, als wenn Menschen sich schelten. Er glaubt, es komme ein Wagen, um seine Stämme zu holen. Er will ihm deshalb entgegengehen.

Je weiter der Tagelöhner aber geht, desto weiter entfernt sich das Geräusch. Es scheint immer in seiner Nähe zu sein, aber er kann es doch nicht erreichen. M. geht somit wieder zu seiner Ruhestätte zurück. Da stößt die Betglocke und auf einmal hört das Geräusch auf.

M. erzählt dies am Abend, als er nach Hause zurückgekehrt ist, seinem Vater. Dieser sagt, es sei nicht gut, daß er es erzählt habe, das werde ihm irgend ein Unglück bringen.

Nach einiger Zeit geht unser Tagelöhner nach der Wiese, um sie zu mähen. Auf der Wiese überfällt ihn plötzlich ein Jucken und große Beulen zeigen sich auf seinem Körper.

M. gebraucht Mancherlei; aber es hilft ihm nicht. Da sagt ihm Jemand, er müsse sich von drei verschiedenen Feldscheiden Steine holen lassen, sie glühend machen und nachher benetzen.

Nachdem die Steine herbeigeholt uud von ihm naß gemacht worden sind, fängt seine Krankheit an abzunehmen, und hört am Ende ganz auf.

Die Knittel in den alten Thoren von Sternberg.

Einige ganz alte sternberger Leute wissen's noch recht gut, daß in ihren Kinderjahren in jedem der drei Hauptthore ihrer

Heimathsstadt ein großer, eichener Knittel, an einer eisernen Kette befestiget, gehangen hat. Als aber später die sämmtlichen, alterthümlichen Hauptthore der Stadt — das pastiner, lukower und lütiner — abgetragen, und an ihrer Stelle einfache, steinerne Thorpfeiler mit eisernem Staketenwerke errichtet wurden, da sind auch die alten Knittel abhanden gekommen. Man hat dieselben leider nicht wieder aufgehangen oder durch neue ersetzt; und so ist denn auch gleichzeitig mit ihnen das alte, ehemalige Wahrzeichen der Stadt Sternberg verloren gegangen.

Mit dem Verschwinden der Knittel ist auch das, was die Sage darüber berichtete, nach und nach immer mehr in Vergessenheit gerathen; nur noch Wenige in Sternberg wissen davon, während es den Meisten dort schon ganz unbekannt ist.

Damit nun aber auch diese Sage nicht ganz untergehen möge, so will ich jetzt nachstehend erzählen, was ich darüber vernommen habe:

In alten Zeiten wurde das früher stark befestigte Sternberg einmal gar arg vom Feinde belagert, von seinen Bürgern aber auf das Tapferste vertheidiget. Als nun aber später noch immer mehr feindliche Schaaren heranzogen, da sank endlich den erschöpften Bürgern der Muth, und schon schickten sie sich an, die Vertheidigung ihrer Stadt aufzugeben, die Waffen zu strecken und sich dem Feinde zu ergeben. Kaum aber erfuhren dies ihre Weiber, da eilten sie mit Stöcken auf die Strassen und trieben die entmuthigten Männer wieder zurück auf die Mauern und in's Gefecht.

Zur Erinnerung hieran und als ewiges Denkzeichen ihrer Gewalt über die Männer, sollen die Weiber bald darauf die Knittel in den Hauptthoren der Stadt aufgehängt haben.

Nach einer andern Sage aber haben bei einem feindlichen

Ueberfalle die Weiber wacker mit drein geschlagen, und also in Gemeinschaft mit ihren Männern den Feind siegreich zurückgetrieben, worauf denn nachher, zum Andenken an diese Heldenthat, in jedem der 3 Stadtthore Sternberg's ein an einer eisernen Kette befestigter eichener Knittel aufgehangen worden ist.

Die Glocke im See bei Sülten, unweit Sternberg.

(Von L. P. in S.)

Unweit des Dorfes Sülten liegt ein kleiner See, und bei diesem soll, der Sage nach, sich folgende Begebenheit zugetragen haben.

Viele hundert Jahre schon sind es her, als man in früher Morgenstunde, auf dem damals noch sehr schlechten Wege von Sternberg nach Sülten, sich langsam ein Fuhrwerk fortbewegen sah.

Auf einem mit zwei Pferden bespannten Wagen stand eine große Kirchenglocke; ein junger Fuhrmann leitete die Gäule.

Die Glocke gehörte der christlichen Gemeinde zu Sülten, welche dieselbe für ihre neuerbaute Kirche angekauft hatte.

Langsam und mühevoll zogen die keuchenden Gäule, denn die Last war groß.

Es war Mittag geworden und noch ein hoher Berg war zu passiren, bevor die Glocke ihren Bestimmungsort erreicht hatte.

Der Fuhrmann, ein roher Geselle, klatschte unbarmherzig auf die armen Thiere los und rief dabei spöttelnd: „Was so

hoch und so nahe der Gottheit wohnen will, das sollte Einem doch auf Erden auch nicht so viel Last und Mühe machen."

Doch all sein Fluchen und Toben half ihm nicht, und noch lange war der Gipfel des Berges nicht erreicht, als die Pferde ganz erschöpft stehen blieben.

Da rief in seinem Unwillen der Fuhrmann: „So hilf denn Du mir jetzt, Teufel, die Glocke bis zur Spitze des Berges hinauf!"

Alsbald geschah ein gewaltiges Sausen und Zischen, und aus der Tiefe des nahe liegenden kleinen Sees kam ein riesiger Mann herangebraust. Mit furchtbarer Kraft packte er den Führer und das ganze Fuhrwerk und im Nu war der Gipfel des Berges erreicht.

Jetzt begann aber der Teufel, denn kein Anderer war der Mann, also: „„Nicht umsonst helfe ich und habe ich Dir geholfen. Du und auch die Glocke seid mir verfallen; Ihr seid mein!""

Bei diesen Worten packte er seine Beute, schwang sich auf, und im Umsehen waren alle Drei in der Tiefe des Sees verschwunden.

Das laute Aechzen des Fuhrmanns, das Schnauben des Höllenfürsten und der leise, klagende Ton der Glocke war Alles, was der bestürzte Zuschauer dieser Scene noch einige Zeit lang vernahm.

Noch heute soll diese Glocke dort im See bei Sülten liegen, und der so freche Fuhrmann muß dieselbe, zur Strafe seiner argen Sünden, fortwährend Tag und Nacht ziehen.

Nur einmal des Jahres, in der heiligen Weihnachtsnacht,

verläßt der Bann die Glocke. Frei und ungebunden kommt sie dann an die Oberfläche des Sees und läßt, Vergebung für den armen Fuhrmann erflehend, weithin ein ernstes, frommes Glockenlied erschallen.

Die in Fehde lebenden Ritter von Stübendorf und Wangelin, und die Kirchenglocken des untergegangenen Dorfes Stübendorf bei Lübz.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Auf dem jetzigen vietlübber Felde, unweit Lübz, stand früher ein Dorf Stüvendorf, und neben demselben lag im Sumpfe eine Burg, auf welcher ein Ritter wohnte, dem die umherliegenden Dörfer unterthänig waren.

Der letzte hier hausende Ritter lebte in Fehde mit einem anderen Ritter, welcher zu Wangelin, etwa eine halbe Meile entfernt, wohnte.

Der Stüvendorfer war vielleicht ein gewaltthätiger Mann, denn vor etwa dreißig Jahren fand man bei Aufräumung des Burgverließes das Skelett eines in seinem Ringpanzer an die Mauer mit Ketten geschlossenen und daselbst umgekommenen Mannes*); obgleich es möglich ist, daß er nur darin gefangen lag und erst bei Zerstörung der Burg umkam.

Der auf Wangelin sitzende Ritter mußte indeß schwer

*) Aufbewahrt in der Sammlung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde zu Schwerin.

von dem stüvendorfer gekränkt sein; denn sein Haß war so groß, daß er sein Leben einem gewissen Tode opferte, um nur seine Rache zu befriedigen. Im offenen Kampfe konnte er nichts ausrichten, denn die Burg war zu fest und wohl vertheidigt. Er suchte mit List und unter Verkleidung in die Burg zu gelangen; als ein gemeiner Bauer ging er nämlich gegen Abend mit den Kühen, als sie eingetrieben wurden, in die Vorburg, wo die Hofgebäude standen, und von hier schlich er im Dunkeln in die innere Burg.

Als in der Nacht Alles still war, legte er Feuer an das Gebäude, welches nach damaliger Sitte nur leicht gebaut war und schnell in Brand gerieth.

Der Wächter machte sogleich Lärm, die Leute wurden munter und eilten herbei; als aber der stüvendorfer Ritter aus dem brennenden Hause trat, wurde er von dem wangeliner mit einem Dolche erstochen. Dieser wurde nun sogleich von den Leuten dafür niedergeschlagen und verbrannte mit der Burg, die seitdem nicht wieder aufgebauet ist.

Auch die Burg zu Wangelin wurde zerstört und seit der Zeit wohnten an beiden Orten keine Ritter mehr.

Die Kirche zu Stüvendorf stand noch lange, nachdem Burg nnd Dorf längst zerstört waren. Hier wurde der Gottesdienst für die übrigen eingepfarrten Dorfschaften gehalten und n der Nähe wohnte der Pfarrer. Die Glocken der Kirche zeichneten sich aus durch ihren schönen Klang.

Im dreißigjährigen Kriege hatte ein Trupp Schweden die Absicht, sich dieser Glocken heimlich des Nachts zu bemächtigen, und sie zu Kanonen umgießen zu lassen. Als sie sich daran machten, dieselben vom Glockenstuhle herabzunehmen, da setzten sich die Glocken von selber in Schwung und läuteten Sturm.

Auf diesen Ruf eilten die Einwohner der Dorfschaften herbei, und da sie sich mit Haken, Aexten und anderen Instrumenten bewaffnet hatten, so ergriffen die Schweden die Flucht.

Um nun die Glocken gegen ähnliche Angriffe in Schutz zu nehmen, brachte man sie in das nächste Pfarrdorf, Vietlübbe, wo man bald eine neue Kirche baute, da die stüvendorfer schon baufällig geworden war. (R. Z.)

Sagen von der wilden Jägerin Frau Goden, aus der Umgegend von Dömitz, Eldena und Grabow.

(Von F. **Günther**, Pastor zu Groß-Methling.)

Es war einmal eine reiche und vornehme Frau, die hieß „Fru Gauden" — Frau Goden. — Dieselbe war eine so leidenschaftliche Liebhaberin der Jagd, daß sie sich nicht entblödete, das sündliche Wort hierüber auszusprechen: die Jagd sei besser, als der Himmel, und wenn sie nur immerfort jagen dürfe, so wolle sie nie zum Himmel ein.

Der Apfel fällt gemeiniglich nicht weit vom Stamm, und wie der Baum ist, so ist auch die Birne. Frau Goden hatte vier und zwanzig Töchter, und alle theilten mit der leichtfertigen Mutter den gleichen Sinn und das gleiche Verlangen.

Da einmal, als Mutter und Töchter nach gewohnter Weise in wilder Freude durch Wälder und Felder jagten, erreichte ihre Lust den höchsten Gipfel und abermals erscholl das

ruchlose Wort von Aller Lippen: „Die Jagd ist besser als der Himmel, und wenn wir nur immerfort jagen dürfen, so wollen wir nie zum Himmel ein.“ Und siehe, da plötzlich vor den Augen der Mutter verwandeln sich die köstlichen Kleider der Töchter in zottige Haare, in Beine die Arme, in Thiergestalten die Menschengestalten, und vier und zwanzig Hündinnen umklaffen den Jagdwagen der erschrockenen Mutter. Vier von ihnen übernehmen den Dienst der Rosse, die übrigen umkreisen als Jagdhunde den Wagen. Und fort geht der wilde Zug zu den Wolken hinauf, um dort, zwischen Himmel und Erde streifend, unaufhörlich, wie sie gewünscht hatten, zu jagen, von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern.

Doch längst schon sind sie des wilden Treibens überdrüssig geworden und schmerzvoll beklagen sie jetzt das Frevelhafte ihres ehemaligen Wunsches. Insonderheit ist es die Mutter, die, wie durch ihr eigenes, trauriges Schicksal, so noch mehr durch das ihrer unglücklichen Töchter bekümmert wird. Aber sie alle müssen das selbstverschuldete Unglück tragen, bis die Stunde ihrer Erlösung kömmt. Kommen wird sie einmal, die von Allen ersehnte Stunde, doch das Wann? liegt verborgen im Schooße der dunkeln Zukunft, und bis dahin ist es ihnen nur vergönnt, ihre Klagen vor den Ohren der Menschenkinder laut werden zu lassen, das Einzige, worin sie Linderung für ihre Schmerzen suchen und finden.

Die Mutter bemüht sich, den Ihrigen diesen Trost zu bereiten, und darum lenkt sie in der Zeit der „Twölven*)“ —

---

*) „De Twölven“. In den „Twölven“ oder Zwölfen, das heißt in den zwölf Nächten von Weihnachten bis heiligen drei Könige, sind die bösen Leute — Hexen — und bösen Geister in großer Bewegung, hauptsächlich aber in der ersten Nacht vor den Zwölfen und in der siebenten in

denn zu andern Zeiten können wir Menschenkinder ihr Treiben nicht wahrnehmen — ihren Jagdzug zu den Wohnungen der Menschen hin. Am liebsten fährt sie in der Christnacht und in der Altjahrsnacht über die Straßen des Dorfes, und wo sie dann die Thür eines Hauses geöffnet findet, da sendet sie eine von ihren Begleiterinnen hinein.

Ein kleiner Hund wedelt nun am andern Morgen die Bewohner des Hauses an und fügt Niemandem ein anderes Leid zu, als daß er durch klagendes Gewinsel die Ruhe der Nacht stört. Beschwichtigen läßt er sich nicht, auch nicht verjagen. Tödtet man ihn, so verwandelt er sich am Tage in

---

den Zwölfen. In jener Nacht — vom 24. auf den 25. December — beunruhiget sie die nahe Geburt, in dieser — vom 31. December auf den 1. Januar — die nahe Verkündigung des gewaltigen Namens Dessen, durch Den ihre Macht gebrochen wird, und aus Rache gegen Ihn versuchen sie es, uns Christenleuten allerlei Schaden zuzufügen, wovon sie aber am Ende der Zwölfen ablassen, weil sie da gewahr werden, wie ohnmächtig ihr finsteres Reich gegen die mächtige Herrschaft Dessen ist, vor Dem selbst Könige erscheinen und ihre Knie vor Ihm beugen. Darum um die Zwölfen-Zeit müssen Christenleute vor bösen Geistern mehr als sonst auf der Hut sein und vor allen Dingen die Brunnen und Viehställe wol bewachen. Denn den Brunnen thun die bösen Geister zu dieser Zeit es gerne an, daß das Wasser unrein und schädlich für Menschen und Vieh wird, insonderheit saures Bier und lange Milch zu Wege bringt; den Viehställen aber, daß das Vieh hinkend wird, daß Läuse einziehen und daß das Futter nicht behülflich ist.

Vorsichtige Leute schießen darum in der Christnacht und in der Altjahrsnacht ein Feuergewehr in ihren Brunnen ab; denn Feuer ist den bösen Geistern zuwider und macht das Wasser rein von aller angethanenen Unsauberkeit. Der Viehstall aber wird hinlänglich schon dadurch geschützt, daß nur der Dung des Viehes während der Zwölfen-Zeit nicht ausgetragen wird; denn nur freiliegender „Twölven-Meß" — Zwölfen-Mist — giebt den bösen Geistern Gewalt über Vieh, Läuse und Futter.

einen Stein, der, wenn auch weggeworfen, durch unsichtbare Gewalt in's Haus zurückkehrt und zur Nachtzeit wieder zum Hunde wird. Der lebendig gewordene Hund aber rächt sich nun, wimmert und winselt zum Entsetzen der Menschen das ganze Jahr hindurch, bringt Krankheit und Sterben über Menschen und Vieh, wie Feuersgefahr über das Haus, und erst mit der Wiederkehr der Zwölfen kehrt die Ruhe des Hauser zurück, wenn es bis dahin vom völligen Untergange bewahrt blieb.

Wer nun einen so unheimlichen Gast nicht gerne im Hause beherbergen mag, der achtet mit Fleiß darauf, daß während der Abend- und Nachtzeit in den Zwölfen die große Thür des Hauses wohlverschlossen gehalten werde. Unvorsichtige Leute versäumen das zuweilen und sind dann selbst Schuld daran, wenn Frau Goden bei ihnen einzieht.

So geschah dies auch einmal den Großältern jetziger Hauwirthsleute zu Bresegard. Die waren noch obenein so thöricht, Frau Godens Hündlein zn tödten, aber dafür war auch von Stund an kein „Säg un Däg"*) mehr im Hause, bis zuletzt das Haus sogar in Flammen unterging.

Glücklicher aber waren diejenigen daran, die der Frau Godon einen Dienst erwiesen. Es begegnet ihr zuweilen, daß sie in der Dunkelheit der Nacht des Weges verfehlt und auf einen Kreuzweg geräth. Kreuzwege aber sind der guten Frau ein Stein des Anstoßes, und so oft sie sich auf einen solchen verirrt, zerbricht sie irgend etwas an ihrem Wagen, das sie selbst nicht wieder herzustellen versteht.

In solcher Verlegenheit kam sie auch einmal zu nacht-

*) Segen und Gedeihen.

schlafender Zeit, als stattliche Dame gekleidet, einem Knecht zu Böck vor sein Bett, weckte ihn auf und bat ihn flehentlich um Hülfe in ihrer Noth. Der Knecht ließ sich erbitten, folgte ihr zum Kreuzwege und fand allda, daß das eine Rad von ihrem Wagen abgelaufen war. Er machte das Fuhrwerk wieder gangbar, und zum Dank für seine Mühe befahl sie ihm, die sämmtlichen Häuflein in seine Taschen zu sammeln, die ihre Begleiterinnen beim Verweilen auf dem Kreuzwege zurückgelassen hatten.

Der Knecht ward unwillig über solch ein Anmuthen, ließ sich indeß doch einigermaßen beschwichtigen durch die Versicherung, daß das Geschenk so werthlos, wie er wol meine, für ihn nicht sein werde, und nahm, wenn auch ungläubig, doch neugierig, einige Häuflein mit sich. Und siehe, zu seinem nicht geringen Erstaunen begann das Mitgenommene mit Tagesanbruch zu glänzen wie schönes, blankes Gold, und war auch wirklich Gold. Da war es ihm denn sehr leid, statt einiger Häuflein nicht alle mitgenommen zu haben, denn von den zurückgelassenen Kostbarkeiten war am Tage auch nicht die Spur mehr aufzufinden.

Ein ander Mal beschenkte Frau Goden einen Mann zu Conow, der eine neue Deichsel in ihren Wagen setzte, und noch ein ander Mal beschenkte sie eine Frau zu Göhren, die ihr den hölzernen Stecken in die Deichsel schnitt, über welchem die Waage hängt. Beide erhielten für ihre Mühe, daß die sämmtlichen Späne, die von der Deichsel, wie von dem Waagehalter abfielen, sich in schieres, prächtiges Gold verwandelten.

Insonderheit liebt Frau Goden auch kleine Kinder und beschenkt sie zuweilen mit allerlei guten Gaben. Darum singen die Kinder auch, wenn sie „Fru Gauden" spielen:

„Fru Gauden hett mi'n Lämmken geven,
Dormit sall ick in Freuden leven.“ *)

Frau Goden ist somit gar keine unebene Frau, denn wie sehr sie sich auch während ihres Lebens auf Erden vergangen hat, so hat sie das doch längst bereuet und ist zu unsern Tagen, was ihr Name aussagt, eine gute Frau, die denen gerne dient, welche ihr dienen. Doch dient sie in hiesiger Gegend**) Niemandem mehr, sondern sie hat sich gänzlich von hier weggewendet, und das hängt so zusammen:

Fahrlässige Leute zu Semmerin hatten in einer Sylvesternacht ihre Hausthür sperrweit offen gelassen. Dafür fanden sie am Neujahrsmorgen ein schwarzes Hündlein auf ihrem Feuerheerde liegend, das in nächster Nacht mit unausstehlichem Gewinsel den Leuten die Ohren voll schrie. Da war guter Rath theuer, was anzufangen sei, um den ungebetenen Gast aus dem Hause los zu werden. Und wirklich fand man Rath, bei einer klugen Frau nämlich, die in geheimen Künsten wohlbewandert war.

Wie Jedermann weiß, so ist ein Teufel immer über dem andern, und wenn auch beide Weiber nicht echte und rechte Teufel waren, so fand hier doch nach gleicher Weise die gute Frau in der klugen Frau ihre Meisterin. Diese gebot nämlich, es solle das sämmtliche Hausbier durch einen „Eierdopp“ gebrauet werden.

Gesagt, gethan. Eine Eierschaale ward in das Zapfloch des Braukübels gesteckt, und kaum, daß das „Wörp“ ***) hin-

*) „Frau Goden hat mir ein Lämmchen gegeben,
Damit soll ich in Freuden leben.“

**) Hiermit ist die Umgegend von Dömitz, Eldena und Grabow gemeint.

***) Ungegohrenes Bier.

durchgelaufen war, da erhob sich Frau Godens Hündlein und redete mit vernehmlicher und klarer Stimme:

„Ick bün so olt,
As böhmen Gold;
Äwerst datt heff ick minleder nich truht,
Wenn man't Bier dörch'n Eierdopp bruht!" *)

Und als es das gesagt hatte, verschwand es, und seither hat Niemand hier so wenig Frau Goden, als ihre Hündlein gesehen.

Der Teufelssee bei Güstrow.

Eine halbe Meile von Güstrow, an der von dort nach Teterow und Krakow führenden Chaussee, liegt, recht romantisch von hohem Nadelholze umgeben, ein kleines Wasser, der sogenannte Teufelssee.

Da wo sich jetzt die blauen Wellen dieses kleinen Sees kräuseln, soll früher festes Land gewesen sein und darauf ein Kirchlein gestanden haben. Dies Gotteshaus aber wurde, wie die Alten erzählten, durch seine eigenen Diener entweiht, und deshalb verschwand es von der Oberfläche der Erde.

Es sollen nämlich einmal Mönche in der Sakristei dieser kleinen Kirche arg gehauset, geschwelget und gezecht, kurz, das

*) „Ich bin so alt,
Als böhm'sches Gold;
Aber dem habe ich mein Lebtag nicht getraut,
Wenn man das Bier durch eine Eierschaale braut!"

Haus des Herrn auf die roheste und gemeinste Weise entweihet und verunreiniget haben. Darob entbrannte alsbald Gottes gerechter Zorn; Er sendete den Teufel aus, sich die ihm verfallenen, pflichtvergessenen Priester zu holen und mit ihnen in die Hölle zu fahren.

Als dies geschehen, da that sich die Erde auf, und tief, tief in dieselbe versank auf immer das Kirchlein; an seiner Stelle aber entstand der bereits schon genannte Teufelssee.

Bei stillem Wetter, wenn Alles ruhig in Gottes Natur und kein Lüftchen sich regt, dann soll man noch jetzt oftmals jedoch nur an gewissen Tagen, tief unten im See die Glocken der versunkenen kleinen Kirche läuten hören.

Der Hexenkeller und die letzte Hexenverbrennung in Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zu den wenigen weltlichen Gebäuden, welche sich aus dem Mittelalter in unsere Zeit gerettet haben, gehört auch die sogenannte alte Burg zu Penzlin. Die Zeit ihrer Erbauung fällt in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts.

Es war nämlich im Jahr 1414, als Schloß, Stadt und Land Penzlin von den Herzögen von Mecklenburg an Lübecke Maltzan auf Wolde verpfändet wurden, der nun auf dem fürstlichen Burgwalle eine Burg erbaute, von der noch einige Reste vorhanden sind und die man, im Gegensatze zu dem derzeitigen

reichsfreiherrlich von maltzan'schen Wohnhause zu Penzlin, die alte Burg nennt. Was von dem ursprünglichen Gebäude übrig ist, ist freilich sehr wenig, nämlich nur ein Thorgebäude.

Hatten die penzliner Burgherren anfänglich auch ihren Sitz auf der Burg, so zogen sie doch mit der Zeit das Wohnen auf ihren umliegenden, reichen Gütern vor und gaben sich darum wenig Mühe, das alte Gebäude zu erhalten; ja zu Anfang dieses Jahrhunderts ließ sogar der damalige Inhaber der Burg den südlichen Flügel derselben ganz abtragen, und die Steine beim Bau seines neuen Wohnhauses, der neuen Burg, verwenden. So blieb denn nur das Thorgebäude übrig, das man zu mehreren kleinen Wohnungen einrichtete.

Schon von außen kann man dieser Ruine ihr bedeutendes Alter anmerken, — die Sage schreibt ihr tausendjähriges Bestehen zu, was aber nach den obigen Angaben zu berichtigen ist; bemüht man sich aber in das Innere, namentlich in den unter der Erde gelegenen Theil derselben, so wird man noch mehr an längst vergangene Zeiten erinnert. Dort befindet sich nämlich noch eins jener schrecklichen Gefängnisse, ein sogenanntes Burgverließ, die der liebe Leser vielleicht nur dem Namen nach kennt. Diese bilden hier gleichsam ein zweites Stockwerk, abwärts unter dem ersten Keller. Sie sind im Ganzen noch recht gut erhalten, was wol daher kommt, daß weder Licht noch frische Luft in diese Räume gelangen kann; und man sieht hier noch die Nischen, sechs an der Zahl, mit den Ueberresten von Hals-, Arm- und Beineisen, in welchen die armen Gefangenen in sitzender Stellung so angeschlossen wurden, daß sie weder Hand noch Fuß zu rühren vermogten. Solcher Gemächer oder Keller sind dort zwei. Nur aus dem kleinern führt ein langer, sehr enger Kanal ins Freie; indeß sonst beide Verließe noch mit Thür und Riegel verrammelt werden konnten.

In Penzlin und Umgegend und vielleicht auch noch weiterhin sind diese Verließe unter dem Namen Hexenkeller allbekannt, und, der Sage nach, diente eine neben der zum Hexenkeller führenden Treppe befindliche, backofenförmige Höhlung zum „Schmöken“ *) der zum Tode verurtheilten Hexen.

Mit diesem Hexenkeller hängt nun folgende Begebenheit zusammen, die sich zu der Zeit zutrug, als man noch mit Feuer gegen die der Hexerei Beschuldigten wüthete, und wo rothe Haare und rothe Augen, irgend eine unbesonnene Aeußerung oder That, oder auch nur böswillige Anklage hinreichten, um Jemand der Zauberei zu beschuldigen.

In jenen Zeiten war es eben, als der Hirte, welcher auch die Kühe des Burginsassen hütete, in den Verdacht der Zauberei fiel. Es ereignete sich nämlich, daß eine der ihm anvertrauten Kühe beim Melken Blut statt Milch gab. Sogleich hieß es: „die Kuh ist behext,“ und es galt nun nur den Schuldigen ausfindig zu machen. Da traf es sich unglücklicherweise, daß, als der Kuhhirte am nächsten Morgen, wie er stets aus Pflichtgefühl zu thun pflegte, sehr frühe aufstand, um nach seinen Kühen zu gehen, ihn eine Frau sah, die vielleicht absichtlich auf der Lauer gestanden hatte. Nun war's richtig, der Kuhhirte und Niemand anders hatte die Kuh behext. Die Frau hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als ihre Entdeckung ihrer Nachbarin, welcher die Kuh gehörte, mitzutheilen, und diese säumte wiederum nicht, den Hirten ob seines vermeintlichen Frevels anzuklagen.

Dazumal aber stellten an vielen Orten die Gerichte förmliche Treibjagden auf Hexen an, und so kann es uns nicht wundern, daß man den Verklagten sogleich einzog. Zwar be-

*) Schmooren, braten.

theuerte er mit den heiligsten Versicherungen seine Unschuld und erzählte den wahren Sachverhalt, aber was half ihm das? Er wurde ohne Gnade in jenes Burgverließ geworfen und, damit er ja recht unschädlich wäre, in eine der Nischen so eng wie möglich angeschlossen. Vergebens waren seine Klagen, die ihm die dumpfen Mauern gleich als aus Hohn wieder zurückgaben, sie drangen nicht bis zur Oberwelt; und hätten sie es auch vermogt, was hätte ihm das genutzt. Denn die, die ihm allein helfen und ihm Rettung und Befreiung verschaffen konnten, seine Richter, waren ja von vorneherein gegen ihn eingenommen; und bei ihnen war sein Tod so gut wie beschlossen.

Nur einmal führte man den Unglücklichen noch an's Tageslicht, als er nämlich verhört werden sollte. Doch was war das für ein Verhör! ähnlich dem in der Leidensnacht vor Caiphas. Er sollte ein Verbrechen bekennen, das er niemals begangen und etwas eingestehen, was er nicht konnte, ohne zu lügen. Seine Richter dachten nicht im Entferntesten daran, daß er auch unschuldig sein könnte; sie hielten vielmehr seine beharrliche Betheuerung der Unschuld für hartnäckiges Läugnen, und als die im Wautzen*) mit ihm angestellte Wasserprobe**)

---

*) Ein in der Nähe des Burggartens befindlicher Teich.

**) Wasserprobe war eins der bewährtesten Gottesurtheile bei den alten Deutschen. Es gab zwei Arten solcher Wasserproben: 1) die des kalten Wassers, wo man die verdächtige Person, mit gebundenen Händen und einem Strick um den Leib, auf das Wasser setzte, und, sobald sie auf der Oberfläche schwamm, für unschuldig hielt. Hieraus entstand das sogenannte Hexenbad. 2) Die Probe des heißen Wassers, wo der Angeschuldigte die Hand in einen Kessel voll siedenden Wassers bis an den Ellbogen stecken mußte, welche dann von Priestern verbunden, versiegelt und nach drei Tagen wieder besehen wurde. Zeigte sich keine Verletzung, so wurde der Angeklagte für unschuldig erklärt. Die Probe des heißen Wassers wendete man besonders bei Dieben und Falschmünzern an.

ungünstig für ihn ausfiel, verurtheilten sie ihn ohne Weiteres zum Feuertode.

Wol jammerte der Arme, als er das schreckliche Wort vernahm, und flehete, doch seiner armen Frau und seiner hülflosen, unversorgten Kinder zu gedenken. Er bat und beschwor seine Richter bei Allem, was ihnen heilig und theuer sei, ihn doch nicht schuldlos zu verdammen. Vergebens — es blieb bei dem grausamen Spruche: „durch Feuer vom Leben zum Tode!“

Nur eine kurze Frist vergönnte man dem Unglücklichen, um sich auf seinen letzten Gang vorzubereiten.

Auch sein Weib und seine Kinder durfte er noch einmal vor seinem Tode sehen. Er versuchte, so viel er vermogte, sie über sein schreckliches Ende zu trösten und wies sie an Den, Der auch der Wittwen und Waisen Vater ist; und als sie nun endlich unter Jammern und Klagen von ihm Abschied genommen hatten, da erbat er sich im stillen, brünstigen Gebete Stärkung von Dem, Der einst selbst den bittersten Kelch geschmeckt. Bat Ihn im Angesichte des Todes mit reuigem, bußfertigem Herzen um Vergebung aller seiner Sündenschuld und empfahl seine arme Seele und die lieben Seinigen Seiner göttlichen Gnade. Seinen ungerechten Richtern vergab er von Herzen; nur bat er den Herrn, Er möge, und sollte es auch erst nach seinem Tode sein, der Welt seine Unschuld durch ein sicheres Zeichen bezeugen, damit man ferner Niemand mehr, wie ihn, ohne Ursache zum Tode bringe.

Bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erhielten sich diese Arten Gottesurtheile, auch Ordalien genannt, und wurden vielfach von unsern Vorfahren angewendet; dann aber kamen sie nach und nach ganz außer Gebrauch.

Der Herausg.

Gestärkt und ermuthigt erhob er sich mit der freudigen Zuversicht, daß der Herr auch seine letzte Bitte erhören werde, und gefaßt und getrosten Muthes trat er seinen letzten Gang an.

Zwar hörte er auch jetzt noch nicht auf, seine Unschuld zu betheuren, aber man hörte nicht darauf. Und als die Henkersknechte ihn ergriffen, um ihn in den glühenden Ofen zu werfen, da erklärte er seinen hartherzigen Richtern und allen Umstehenden feierlichst, wie er den Herrn um ein Zeugniß seiner Unschuld gebeten. Es würden aber gleich nach seinem Tode vor dem Burgthore drei Blumen aus der Erde wachsen, dergleichen weder vorher gewesen, noch nachher sein würden, die auch Niemand jemals gesehen hätte und kein Mensch kennen werde. Daran sollten sie erkennen, daß er unschuldig an dem Verbrechen gewesen, dessen sie ihn geziehen; denn er habe es ihnen vorher gesagt. Müsse er nun auch sterben, so beschwöre er sie doch bei dem lebendigen Gott, keinen Menschen wieder um solcher Ursache willen und ohne Schuld dem Flammentode zu überliefern.

Man sollte denken, dies hätte seine Richter doch stutzig machen müssen, und wirklich schien auch der eine oder der andere wankend zu werden, aber die meisten überstimmten sie, und der arme Meusch wurde dem grausigen Flammentode preisgegeben.

Als die schreckliche Handlung beendet war, da mogte sich wol, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, bei Diesem und Jenem das Gewissen regen, und Manche machten sich Vorwürfe: sie hätten vielleicht doch wol mit dem armen Hirten zu voreilig gehandelt; indeß Andere sich in ihrem Irrwahne überredeten, ein Gott wohlgefälliges Werk gethan zu haben. Diese waren es denn auch, die sich von vorneherein von der Unwahrheit der letzten Worte des Hingerichteten überzeugt hielten. Aber sie sollten bald eines Bessern belehrt werden.

Denn siehe, am andern Morgen erblühten wirklich vor dem Burgthore drei, Allen völlig unbekannte, wunderschöne Blumen.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hiervon durch die Stadt, und die Richter geriethen in nicht geringe Gefahr. Denn das Volk, so sehr es auch vorher gegen den Hirten eingenommen war, so fest glaubte es nun an die Unschuld des Verbrannten, und laut murrte es gegen die, welche einen Schuldlosen zum Tode gebracht hatten. Die Richter ihrerseits thaten freilich alles Mögliche, um Jemand ausfindig zu machen, dem die Blumen schon bekannt wären. Sie ließen Gärtner von nah und fern kommen und verschickten die Blumen weit und breit an die berühmtesten Pflanzenkenner; aber da war Niemand, der sie kannte, oder sich erinnerte, sie irgendwo gesehen zu haben.

Jetzt war erst die Bestürzung groß. Leider ließ sich das, was einmal geschehen war, nicht mehr ändern. Man suchte freilich, so viel man vermogte, das Unrecht an den Nachgebliebenen zu vergüten, indem man sie mit Allem reichlich versorgte, und sie so äußerlich vor Mangel schützte; aber war ihnen damit der Gatte, der Vater wieder zurückgegeben?

Doch ließen sich die Herren des Gerichts dies ein warnendes Beispiel für die Zukunft sein. Einmüthig beschloß man, fürder Niemand auf bloße Anklage und die eigene Ueberzeugung hin zu verdammen, sondern dies erst nach Beibringung vollgültiger Beweise zu thun.

Der Patron des Gerichts aber, nämlich der Burgherr, verordnete, daß das Gericht sich künftighin nicht mehr mit Hexenprozessen befassen und am allerwenigsten einen der Zauberei Angeklagten verbrennen lassen solle.

Also berichtet die Sage, und nach ihr hat das Verließ seit

der Zeit aufgehört, als Hexenkeller zu dienen, obwohl es noch bis heute diesen Namen behalten hat.

Der Hirte soll der Letzte gewesen sein, der zu Penzlin der Hexerei wegen verbrannt ist.

Die Messung des Lucin-Sees bei Feldberg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Zur Nachtzeit, als der Mond just schien,
Zwei Fischer sitzen am Lucin,
Sie wollen jetzt den See ergründen,
Deß Tiefe Keiner noch konnt' finden.

Vom Hinterwagen einen Theil
Und Stricke, lang und stark und heil,
Sie nehmen, — binden Alles fest,
Damit nicht eins vom andern läßt.

In's Wasser schieben sie alsdann
Das Wagenstück, mit Stricken dran,
Und tiefer es und tiefer sinkt,
Wie's kaum den Fischern möglich dünkt.

Es wickelt ab sich Strick um Strick,
Doch Grund nicht hat das Wagenstück;
Und als die Stricke nun zu End',
Da zieht's den Fischern in die Händ'.

Und aus der Tiefe ruft's empor:
„Oh, haltet an und zieht hervor,
Sonst geht's Euch schlecht, Ihr stört die Ruh
Undinens und der Nix'n dazu!"

Da zieh'n sie an mit aller Kraft,
Daß werd' auf's Trockene geschafft
Der Hinterwagen und die Stricke,
Und sie nicht träfe Mißgeschicke.

Doch leicht, als wär's ein Kinderspiel,
Ziehn sie die Stricke an ihr Ziel;
Denn statt des Wagens baumelt dran,
Ein Pferdekopf, ohn' Haar und Zahn.

Der Ursprung des Sandes um Hamm bei Lübtheen.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Wenn ein Bewohner des Kleibodens die Beschreibungen von Mecklenburg liest, so bekommt er von dem südlichen Mecklenburg gewöhnlich den Begriff, als sei es eine Wüste, in welcher nur Heide und Buchweizen, zur Noth rauher Hafer und, wenn's gut jahrt, auch wol Roggen gedeihen. Er stellt es sich vor, als eine Gegend, in welcher man bis an's Knie im Sande waten muß. Daher kann sich ein solcher auch der Verwunderung nicht enthalten, wenn er einmal in diese Gegend kommt und Roggen- und Weißhaferfelder, auch wol hin und wieder Weizen- und Rappsaaten siehet, die ihm im ersten Augenblick

den seinigen wenig nachzustehen scheinen, und dazu Wege gehet, die eben so fest und fester sind, als die Wege seiner Gegend. Umgekehrt wundert's gewöhnlich einen Bewohner dieser Gegend, wenn er in die sogenannten fetten Gegenden kommt, und er hier die ihm als ein Paradies beschriebene Gegend weit unter seinen Erwartungen findet, er in derselben selbst Sandflächen siehet, wie sie seine Heimath kaum hat. Da spricht er wol: „Ja solchen Kleiboden hat man auch bei mir zu Hause, und hinter unserm Dorfe giebt's noch strengern Lehm, als hier!“

Hiermit soll jedoch die Wahrheit der Beschreibungen vom südlichen Mecklenburg durchaus nicht ganz in Abrede gestellt sein. Diese Gegend ist und bleibt immer die schlechteste aller Gegenden Mecklenburgs, aber sie ist immer noch tauglich genug zum ergiebigen Kornbau, welches auch die Zahl der Bewohner dieser Gegend, im Vergleich mit der einer bessern, deutlich genug zeigt. So haben z. B. die Aemter Neustadt, Grabow, Eldena, Dömitz, Lübtheen und Hagenow, bei einer gleichen Größe mit den Aemtern Ribnitz und Güstrow, doch über 10,000 Seelen mehr, als letztere. Wie wäre solches möglich, wenn der Boden so gar schlecht wäre.

In dieser Gegend finden sich zwar einzelne Strecken und Plätze, die es allen andern an Unfruchtbarkeit und Sand zuvor thun. Diese einzelnen Plätze in dem Ganzen, welche einer wirklichen Sandwüste aber immer noch nicht zu vergleichen sind, sind gewöhnlich mit Tannen bestanden, oder liegen in Heide und dienen den Dorfleuten zu Weiden und sind somit dem Ackerbau ganz entzogen. Einige dieser Sandstrecken sind bedeutend groß, als die in der Umgegend von Jabel, Quast und Ramm, wo die Dörfler durch Tannen-Anpflanzung ihre Ländereien und Gärten vor Versandung zu schützen suchen müssen.

In Ramm ist es auffallend genug, daß sich unter einer dicken sandigen Oberschicht der beste Lehm, untermischt mit Steinen groß und klein, findet. Die Sage weiß, woher diese Steine kommen; sie weiß, daß diese Gegend keine solche Sandoberschicht gehabt hat, sondern gleich einem Garten Gottes gewesen ist; sie weiß auch zu erzählen, wodurch und wie der Sand über diese Gegend gekommen.

Nämlich eine Meile östlich von Lübtheen, da wo jetzt das Dorf Ramm liegt, lag in alter Zeit eine nicht unbedeutende Stadt, welche ebenfalls Ramm hieß.*) In derselben stand der Ackerbau, wie Handel und Gewerbe in gleichem Flor. Der Boden der ganzen Umgegend war einer der fruchtbarsten des Landes, und herrlich prangte er im Sommer in seinem goldenen Weizenschmucke und in dem grünen Kleide seiner prächtigen Wiesen, die sich, in lieblicher Abwechselung mit den üppigen Saaten, an den zahlreichen Bächlein entlang erstreckten. Bei solchen natürlichen Vortheilen, verbunden mit dem Fleiße der Bewohner, konnte es nicht ausbleiben, daß der Wohlstand in der Stadt Ramm immer mehr zunahm und sich bald Reichthum an Wohlstand reihete.

Anfangs waren die Rammer noch biedere Leute, die gern dem bedrängten Bruder in der Nachbarschaft beisprangen, wenn derselbe Hülfe mit Rath und That von Nöthen hatte. Doch bald verfielen sie in Üppigkeit und Wohlleben und in Unsittlichkeiten aller Art. Laster häufte sich auf Laster, und keine Sünde war so schändlich, keine Grausamkeit so groß, daß sie nicht von den Rammern begangen wurde. Alle Umwohner

*) Die alte Stadt Ramm hat, der Sage nach, im Mittelpunkte der Welt gelegen, und einen Einfluß ausgeübt auf hunderte von Meilen in der Runde, indem hier die Kornpreise festgestellt wurden 2c. 2c.

waren empört über die himmelschreiende Bosheit dieser Stadt und riefen die vergeltende Gerechtigkeit Gottes auf sie vom Himmel herab. Und diese blieb mit ihrem Gerichte nicht aus, es sollte nur erst das Maaß der Sünde voll werden, ehe sie den Stab über das neue Sodom brach.

Es war wieder Frühling geworden, das Gras war üppiger denn je empor geschossen, und Jeder freuete sich schon auf den nahen Maitag, wo die großen Viehheerden wieder auf die Weide getrieben werden sollten, und wo die feisten, muthigen Bollen sich wieder mit einander messen konnten, welches anzusehen Allen das herrlichste Fest war.

Der Maitag kam, aber die Bollen stießen sich nicht, wie sonst; es wurden nicht, wie sonst, mannstiefe Gruben in die Erde gewühlt, in welche dann die kämpfenden Thiere unter dem Gejauchze der Menge hinabtaumelten; es blieb also auch nicht, wie sonst, so mancher Bolle todt auf dem Kampfplatze. Man mogte die Thiere reizen, so viel man wollte, sie blieben ruhig wie ein Lamm.

Da wurden die Einwohner der Stadt wüthend, sie ergriffen einen der Bollen, nicht um ihre Wuth durch Schlagen an ihm auszulassen, nein sie thaten ein Grausigeres; sie ergriffen ihn, um ihm bei lebendigem Leibe das Fell abzuziehen. Damit hatten sie aber selber den Hammer der Glocke angestoßen, deren Töne sie vor den Richterstuhl Dessen lud, von Dem es heißt, es ist schrecklich in Seine Hände zu fallen!

Der seiner Haut beraubte Bolle, obwol über und über von Blut triefend, verblutete nicht, sondern lebte zum Schrekken der Kammer fort; ja er that nun, was sie gewünscht hatten, er begann einen Kampf mit den andern Bollen, und zwar einen so fürchterlichen, daß den frevelhaften Zuschauern das Herz im Leibe zitterte.

Nicht lange dauerte es, so hatte der fürchterliche Bolle seine Gegner zu Boden gestreckt. Und er stand und sah sich nach neuen Gegnern um, als aber keine erschienen, erhob er ein grausenerregendes Gebrüll, so daß alles Vieh auf der Weide ängstlich nach den eben verlassenen Ställen zurück eilte. Auch die Besitzer der Viehheerden eilten schleunigst der Stadt zu, um von da aus das Treiben des mehr als wüthenden Bollen zu beobachten.

Alle ahndeten jetzt die Strafe für ihre vielfach gehäuften Sünden und wollten sich nun zu Dem wenden, Der diese Strafe über sie verhing. Doch es wollte kein Gebet aus dem Herzen, die Worte erstarben auf den Lippen. Und woher sollten sie denn auch das Beten gelernt haben; die Noth, welche sonst wol beten lehrt, hatte sie nie dazu getrieben; denn die Kammer, sie kannten ja keine Noth.

Endlich gewahrte man, daß der Bolle die Grenze der Feldmark verließ, und man gab sich schon der guten Hoffnung hin, daß für diesmal wol kein Unglück mehr zu befürchten sei. Ja es fanden sich sogar spöttelnde Mäuler, die über solche geäußerte Furcht ihre Verstocktheit zeigenden Witze laufen ließen; und bald stimmte die ganze Menge mit ein in deren rohe, gotteslästerliche Worte. Und da zeigte es sich denn nun, von welchem Ernste die Bekehrung gewesen war.

Der Bolle aber war nicht von der Feldmark gegangen, um die boshafte Stadt nun in Ruhe zu lassen, sondern er war geblieben, um der Vollstrecker des Urtheils zu werden, welches der große Richter gesprochen hatte. Er ging nur, um von dem Lehmboden auf sandigeren zu kommen.

Eben über die Grenze des Lehmbodens gekommen, erhob der Bolle dasselbe fürchterliche Gebrüll, welches Vieh und Menschen in die Häuser getrieben hatte; dabei stampfte er mit

den Füßen und wühlte Gruben in die Erde, wie Todtengräber so tief und noch wol tiefer.

Noch einmal hob er das Haupt empor nach der verfluchten Stadt, dann begann er die Erde, welche je tiefer, desto sandiger wurde, mit den Füßen empor zu werfen und zwar mit solcher Gewalt, daß der Sand nicht nur über Stadt und Feldmark Ramm, sondern noch weit über dieselben hinaus, nach dem jetzigen Quast und Jabel flog.

Und diese übernatürliche Kraft des Bollen brach erst, als auch die höchsten Gebäude der Stadt unter Sand gesetzt waren, welches so schnell geschehen war, daß auch nicht eine einzige Seele hatte entrinnen können; denn auch die, welche zu flüchten versucht hatten, waren im Sande stecken geblieben und untergegangen.

Als alle diese lieblichen Auen unter Sand gesetzt, alle die in so großer Anzahl vorhandenen Quellen und Bächlein verschüttet waren; als alle Läufe der größern Flüsse, welche sich durch dieses Gebiet schlängelten, sich verstopft hatten und also gezwungen wurden, ein anderes Bette zu suchen; als also das Gericht vollzogen war, da legte auch der Bolle sich nieder in der großen Höhle, aus welcher er allen Sand gescharrt hatte, und starb. Spätere Winde und Orkane und fürchterliche Regengüsse, welche die Grube allmählich wieder voll weheten oder schlemmten, haben sein Gerippe den Augen der Umwohner entzogen.

Noch heute will man unter dem Sande in Ramm, auf dem darunter liegenden Lehmgrunde, die Straßen der Stadt in den dammartig gelagerten Steinen erkennen, wie auch die Fundamente der Häuser in andern Steinschichten finden können. Ob

solches aber der Fall, oder ob's nur ein Gerede der Leute ist, weiß ich nicht, jedenfalls wird sich aber etwas Derartiges dort finden, welches die eben erzählte Sage im Munde des Volkes frisch erhält.

Der spukende Müller von Wendorf bei Brüel.

Auf der Mühle zu Wendorf, ein einhalb Meile von Brüel entfernt, wohnete früher ein Müller, der war kein guter Mensch, und viele Sünden belasteten sein Gewissen.

Als er auf dem Todtenbette lag, hätte er gerne noch etwas, was sein Herz besonders schwer drückte, den Seinigen gebeichtet; aber er konnte es nicht, und so starb er denn endlich, ohne seine Absicht erreicht zu haben.

Deshalb hatte nun auch nachher der Müller keine Ruhe im Grabe, und in der Mühle war's nach seinem Tode gar nicht mehr recht richtig. Oft knarrte und polterte es dort des Nachts so stark, daß der Geselle ganz erschreckt aus dem Bette fuhr; wenn er dann aber nachsuchte, war nichts zu finden, nichts zu hören oder zu sehen.

Bald aber schon merkte man es wol, daß man es hier nicht mit etwas Irdischem, sondern mit nichts Anderem, als mit dem Geiste des abgeschiedenen Müllers zu thun habe.

Da baten denn die damaligen Besitzer der Mühle den Pastor, sie von diesem lästigen Geiste zu befreien.

Der Pastor kam auch sogleich, und es gelang ihm, den Geist in den Ofen zu beten.

Als der Geist also eingeschlossen war, ließ der Prediger einen Sack vor das Ofenrohr halten und ihn darin fangen.

Gar kläglich bat nun der Gefangene, ihm zu seiner Beschäftigung doch etwas mitzugeben. Man steckte ein Pfund Wolle in den Sack, die er bei seinen Lebzeiten gerne gepflückt hatte, und trug ihn darauf nach dem Moore, das auf dem Wege von Weberin nach Jülchendorf liegt. Hier bannte man den Geist fest und wies ihm seinen steten Wohnsitz an.

Noch heutigen Tages soll der Müller auf diesem seinem Verbannungsorte herumspuken und die dorthin kommenden Leute, namentlich des Nachts, belästigen und irre führen.

Hat sich aber Jemand in dem Holze verirrt, was häufig geschehen soll, so heißt es gleich von ihm: „Em hett woll de Wullplücker mööt't!" *)

Wunderbare Thiere bei Niederhagen, Mittelhagen und Hinrichshagen, unweit Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Röversbagen.)

Auf dem Wege zwischen Niederhagen und Mittelhagen, behaupten Manche, laufe des Abends ein grauer Hund, der denjenigen, der dort geht, begleitet.

Einer hat sich sogar durch das Gesehene so vom Wege abdrängen lassen, daß er mitten auf das Feld gerathen und in einen ganz andern Weg hineingekommen ist. Als es nicht hat weichen wollen, hat er endlich ausgerufen: „Wo willst Du Teufel hin!" Da ist's verschwunden.

*) „Ihn hat wol der Wollpflücker gemötet — aufgehalten!"

In Hinrichshagen, sagte man vor einigen Jahren, er-erscheine öfters ein Fuchs, schaue bald in's Fenster, bald liege er vor der Thüre, so daß man nicht aus und ein gehen könne. Wenn der Jäger darnach schieße, so falle er zwar und immer mit der Schnauze in den Sand. Wenn man ihn aber nachher aufnehmen wolle, so sei er verschwunden.

Das Duell der Todten in der Kirche zu Alt-Gaarz bei Neu-Bukow.

(Von **Adolf Pechel** zu Brahlstorf.)

Auf der Halbinsel Wustrow, die sich im Norden Mecklenburgs tief in die Ostsee hineinzieht, lebte vor etwa 150 Jahren ein reicher Gutsbesitzer; Herr von der K......... war sein Name. Er war auch zugleich Patron der Kirche zu Alt-Gaarz, welcher Ort hart am Eingange der Halbinsel Wustrow liegt. Dieser Herr von der K. hatte das Recht, mit seiner Equipage auf den Kirchhof fahren zu dürfen. — Noch jetzt bezeichnen uns 4 eiserne Ringe an seiner Kapelle den Ort, wo man die Rosse während des Gottesdienstes festband.

Um dieses Recht war er schon vielfach beneidet worden, besonders verdroß es den stolzen Herrn von P......, damaligen Erbherrn auf Mechelsdorf. Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken getragen, es dem Erbherrn auf Wustrow entgelten zu lassen, ein solches Vorrecht zu besitzen, und bald bot sich ihm eine günstige Veranlassung dar.

Er fuhr nämlich einmal zur Kirche, und Herr von der K. war nicht da. Ohne sich zu besinnen befahl er seinem Kutscher,

auf den Kirchhof zu lenken und auch an der Kirche, bei der Kapelle des Erbherrn auf Wustrow anzuhalten. Es geschah; doch glücklicherweise kam Letzterer nicht zur Kirche, sonst würde sich schon hier auf dem Friedhofe zwischen den beiden Gegnern, die sich tödtlich haßten, ein Duell auf Leben und Tod entsponnen haben.

Aber schon Mittags erfuhr Herr von der K., wie frevelntlich der Erbherr auf Mechelsdorf in seine Rechte gegriffen. Zornglühend bestieg er sein Reitpferd und sprengte in stürmender Hast nach Mechelsdorf, um ihn im Duelle für die höhnende Verletzung seines Rechtes zu züchtigen. Nur ein einziger treuer Diener begleitete ihn zu Pferde und überbrachte Herrn von P. die Herausforderung auf Leben und Tod.

Dieser saß eben an der Mittagstafel, als der Diener des Erbherrn von Wustrow keck in den Saal trat und ihm den Fehdehandschuh seines Herrn vor die Füße warf.

Herr von P. ergrimmte über eine so kühne Herausforderung, langte schnell zwei Pistolen aus seinem Waffenschranke und sprach, ohne den Handschuh aufzuheben, zu dem Diener: „Deinem Herrn soll sein Recht werden!“ Er eilte hinaus auf den Hof, wo hoch zu Roß mit blitzendem Säbel der Erbherr von Wustrow hielt.

Herrn von der K's Auge funkelte in wildem Grimme und mit zornbebender Stimme donnerte er seinem Gegner entgegen: „„Zu den Waffen! Rache dem Beleidiger!““

Doch Herr von P., ohne ihn einer Antwort zu würdigen, erhob sein Pistol und drückte es ab auf das Herz des Erbherrn von Wustrow.

Nur zu gut traf der Schuß. Ohne einen Schrei auszustoßen sank Herr von der K. entseelt vom Pferde. Das treue Roß aber, als fühle es den Verlust seines Herrn, jagte davon

in fliegender Hast, heim nach dem Schlosse seines so schmählich ermordeten Herrn, um dort die Trauerbotschaft den ängstlich Harrenden zu verkünden. Der treue Diener sprengte in wildem Galopp hinter drein; denn auch auf ihn hatte Herr von P. losgedrückt, um ihn für die kühne Forderung zum Zweikampfe zu strafen.

Wovon das mit Schweiß und Blut bedeckte Pferd schon eine Ahnung auf Wustrow eingeflößt, davon brachte der Diener Gewißheit.

Aber auch noch jetzt war die Rache des stolzen Herrn von Mechelsdorf nicht befriedigt, noch im Tode wollte er seinen so bitter gehaßten Feind beschimpfen. Er ließ den Leichnam nach Alt-Gaarz schleifen und dort auf die Dünen am Eingange der Halbinsel Wustrow werfen, wo die kühlen Wellen der Ostsee den Leichnam netzten und das Blut von seinen Wunden spülten.

Hier fanden ihn die Gutsinsassen von Wustrow. Er wurde nach seinem Schlosse gebracht und wenige Tage hernach unter lauter Klage in seiner Familiengruft beigesetzt.

Aber die göttliche Vergeltung ruhte nicht ob solcher fluchwürdigen That. Wenige Tage später ereilte auch den Mörder ihr rächender Arm, und auch den Herrn von P. begrub man in der Kirche zu Alt-Gaarz, nicht weit vom Altare.

Nun aber war der sanfte Frieden, so sonst auf diesem stillen Gotteshause ruhte, geschwunden, und die heilige Stille im Innern der Kirche wurde durch einen tobenden Lärm, untermischt mit Waffenruf und Schwerterklang, gestört. Am hellen Mittage sowol, als im stillen Dunkel der Nacht vernahm man von dieser Stätte des Friedens ein nie endendes Waffengeklirre, als ob zwei erbitterte Feinde im wüthenden Handgemenge mit einander seien.

Dies war natürlich Allen auffallend, und einige beherzte

Männer wagten sich am hellen Tage hinein, in die hehren Räume des Gotteshauses, um die Ursache des Lärms zu ergründen. Da war zwar Alles still, und nur Ruhe und Frieden schien in der Kirche zu wohnen; aber waren sie wieder hinausgegangen, dann vernahm man wieder dasselbe Getöse, denselben Waffenschall, dasselbe durchdringende Angstgeschrei und das Röcheln eines von der scharfen Klinge zum Tode Verwundeten. Darnach schien dann Alles still zu werden.

Aber auf's Neue entbrannte der Kampf, stärker und gellender wurde das Angstgekreisch des Sterbenden, heller und durchdringender ertönte der Triumphruf des Siegers. Entsetzt flohen Alle davon, Niemand wagte sich in die sonst so friedlichen Räume des Gotteshauses hinein, Jeder befürchtete, es könne ihn der scharfe Stahl der unsichtbaren Kämpfer treffen.

Verödet stand die Stätte des Friedens; sie, sonst der Sammelplatz einer großen Volksmenge, stand nun vereinsamt da, jetzt nur noch ein Kampfplatz von unseeligen, feindlichen Geistern, die selbst im Tode keine Ruhe hatten.

Als zuletzt weder Prediger noch Küster über die Schwelle des Gotteshauses zu treten wagten, sah man sich genöthigt, die Leichen der beiden erbitterten Feinde zu trennen und damit den Kampf zu beendigen.

Die Leiche des Herrn von P. wurde aus der Gruft genommen, nach Wismar gebracht und dort begraben.

Seitdem herrschte wieder Ruhe im Gotteshause zu Alt-Gaarz.

Der verbannte Mittelstädt von Alt-Strelitz.

(Von L. P. in S.)

Nahe bei Alt-Strelitz, zur Seite der ersten steinernen Brücke von der alt-strelitz-fürstenberg-berliner Chaussee, liegt ein Ackerstück, Petersschulen genannt. Früher war dort ein ziemlich hoher Berg, der erst bei dem Bau der Chaussee abgetragen wurde. Auf demselben wuchsen viele Haselnußstauden, Dornbüsche, Erdbeeren und dergleichen mehr.

In diesem Berge nun soll ein Verbannter, Namens Mittelstädt herumschleichen, und erst auf folgende Weise wieder befreiet werden können:

Zuvor muß nämlich ein Vogel über diesen Acker fliegen, der eine Eichel im Schnabel hat, diese soll er dann hier fallen lassen und hieraus ein Eichbaum entstehen, der hundert Jahre alt werden muß. Dann soll der Baum gefällt und von einem Tischler angekauft werden, der eine Wiege daraus verfertiget. In diese Wiege muß dann ein kleines Kind gelegt werden, das dann später über die Stelle, wo der Verbannte sich aufhält, läuft; alsdann ist der verbannte Mittelstädt erst wieder erlöset.

Auch soll der Genannte den Leuten, die hier früher herkamen, um Haselnüsse und Erdbeeren zu sammeln, auf den Buckel gesprungen sein und so lange darauf gesessen haben, bis sie endlich den Platz verließen.

Der Grund, weshalb Mittelstädt hier verbannt hauset, ist nicht bekannt; vielleicht ist er eine Art strelitzer Rübezahl oder ein ähnlicher Berggeist.

Der Schatz in der Kirche zu Ankershagen bei Penzlin.

Bald nachdem die Burg zu Ankershagen zerstört worden war,*) haben die Mönche Besitz von dem Orte genommen. Bis zum dreißigjährigen Kriege sollen sich dieselben hier behauptet haben, dann aber plötzlich von dort vertrieben worden sein.

Nach einer alten Sage haben nun die Mönche, bei ihrer unerwarteten und schnellen Vertreibung, viele Schätze in Ankershagen zurücklassen müssen; dennoch aber sollen sie vor ihrem Abzuge doch noch soviel Zeit gefunden haben, um ihre sämmtlichen Werthsachen auf die Seite zu schaffen und sie wohl zu verbergen.

Namentlich, meinen die Leute, ist wol in der Kirche viel Gold und sonstige Kostbarkeiten von den Mönchen vermauert worden, welcher Glaube durch folgende Thatsache noch mehr Nahrung gewinnt:

Nach den Berichten der ankershagener Prediger sollen nämlich immer, in Zwischenräumen von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, ausländische Männer bei ihnen erscheinen und um Oeffnung der Kirche bitten. Hat man ihren Wunsch erfüllt, und ihnen die Kirche geöffnet, dann sehen sie sich in derselben allenthalben ganz genau um, schlagen hier und dort prüfend mit einem kleinen mitgebrachten Hammer an die Mauern und entfernen sich darauf wieder. Die Sprache dieser Männer aber ist fremd, so auch ihr Aussehen und ihre Manieren.

*) Siehe Seite 215 bis 224 ersten Bandes, die Sage vom Raubritter Henning von Ankershagen.

Der Mönkenberg bei Kritzenow unweit Rostock.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Südöstlich von dem Dorfe Kritzenow, ungefähr ³/₄ Meilen von Rostock entfernt liegt ein Berg, der Mönken-, goldene oder Hexenberg genannt wird. In diesem Berge wohnten vor Zeiten Unterirdische — Zwerge —, ein harmloses Völkchen, welche mit den umwohnenden Menschen in Frieden lebten und sich ihnen oft dienstfertig bewiesen; wurden sie aber zum Zorne gereizt, so suchten sie ihre Rache zu befriedigen. Ihr Getränk, ein gutes Bier, braueten sie selber, holten sich aber das dazu erforderliche Geräthe in der Nacht aus einem benachbarten Bauerhause, wofür sie sich dankbar erzeigten und die Einwohner dieses Gehöfts nicht allein mit diesem Getränke versorgten, sondern auch zum Wohlstand verhalfen.

An diesem von den Zwergen bewohnten Berge liegt ein bedeutendes Torfmoor, damals dicht mit Holz und Busch bestanden. Hier hütete die Jugend des Dorfes nach damaliger Sitte des Nachts die Pferde; diese Hirten aber waren gewöhnlich selber zu Pferde.

Das Knallen mit Peitschen in der Nacht war nun den Unterirdischen sehr zuwider und sie hatten es sich schon oft merken lassen, daß sie dadurch in ihrer Ruhe gestört würden.

Unter den Knaben des Dorfes zeichnete sich einer durch seinen Muthwillen aus und suchte fortwährend die Unterirdischen zu ärgern. Als er einst in einer hellen Nacht das Knallen betrieb, kam ein kleines Männchen auf ihn zu mit einem silbernen, inwendig vergoldeten Becher in der Hand und bot ihm einen Trunk daraus an. Der Hirtenknabe ergriff den Becher,

aber statt zu trinken wandte er, da er sich nichts Gutes vermuthete, rasch das Pferd und jagte davon auf dem Wege nach Biestow und Rostock. Der Unterirdische eilte rasch hinter ihm her, mußte aber, als er an einen Kreuzweg kam, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Der Knabe, der sich noch immer verfolgt wähnte, hielt nicht eher an, als bis er sich in dem Kirchdorfe Biestow befand, mit seinem Becher in der Hand.

Von der im Becher vorhandenen Flüssigkeit war ein großer Theil verschüttet, besonders beim Umsehen, auf den Schwanz des Pferdes. Wie dieser Trunk beschaffen war, zeigte sich nun, denn die Haare des Schwanzes und wohin sonst noch ein Tropfen gefallen war, erschienen ganz verbrannt.

Der Knabe war froh, dieser Gefahr entronnen zu sein dankte Gott und schenkte den Becher der Kirche zu Biestow.

(R. Z.)

Die Unterirdischen oder Mönken in dem Rummelsberge bei Peckatel unweit Schwerin.

(Von L. u. A. in R.)

Auf dem Felde des ein und eine halbe Meile von Schwerin gelegenen Dorfes Peckatel, liegt ein kleiner Hügel, — wahrscheinlich ein großes Hünengrab, — von den Leuten der Rummelsberg genannt.

In diesem Berge nun sollen Unterirdische oder Mönken wohnen, die sich in früheren Zeiten oft im Dorfe gezeigt und überhaupt durch Mancherlei ihr Dasein bemerkbar gemacht haben.

Häufig haben sie zum Beispiel große Tafel auf dem Rummelsberg gehalten, wozu sie sich dann die ihnen fehlenden Geräthschaften aus den nahen Bergen geliehen hatten.

Eines schönen Tages, als wieder einmal eine lange, gedeckte Tafel der Mönken auf dem Berge stand, kam grade zufällig ein Knabe aus Peckatel nach dort. Neugierig trat er näher und sah sich mit kindlicher Lust die schönen Sachen auf dem Tische an. Sein größtes Wohlgefallen erregten namentlich die hübschen, zierlichen Messerchen; schnell nahm er sich ein solches und eilte damit zum elterlichen Hause. Hier zeigte er es frohlockend dem Vater und erzählte ihm ganz unbefangen, wie er dazu gekommen.

Der Vater, der da aber wußte, daß es nicht gut sei, die Unterirdischen zu foppen oder gar zu bestehlen, und daß die Tafel nicht eher wieder verschwinden würde und könnte, bis das Messer wieder da sei, befahl dem Knaben mit ernster Miene, dasselbe sofort wieder dorthin zu tragen, wo er es fortgenommen.

Der Knabe gehorchte, und alsbald war die Tafel wieder verschwunden.

Solche und ähnliche Geschichten werden noch viele von den Mönken erzählt; wodurch es aber gekommen, daß die Unterirdischen den Verkehr mit den Menschen gänzlich abgebrochen haben, darüber berichtet die Sage Nachstehendes:

Häufig soll es nämlich früher vorgekommen sein, daß die Mönken ihre Kinder zu den Dorfbewohnern gebracht und sich dafür eins von ihren Kindern mitgenommen haben. Gewöhnlich geschah dies des Nachts, oder doch nur dann, wenn Niemand anders, als grade nur das Kind, in der Stube war.

Eine Frau in Peckatel war nun wieder einmal so unglücklich gewesen, statt ihres kräftigen, lieblichen Kindes, am näch-

sten Morgen ein solch.s Wechselbalg der Unterirdischen in der Wiege vorzufinden.

Aus Furcht vor weiterem Unglücke hatte die arme Mutter sich nun schon einige Jahre geduldig mit diesem ungestalteten Kinde herumgequält, das weder wuchs, noch gedieh.

Eines Tages bat das Kind seine Pflegemutter, sie solle ihm einmal etwas zeigen, was es noch niemals gesehen. Da nahm die Frau ein Ei, zerschlug es und richtete es so an, wie es bei Bauersleuten Sitte ist, und reichte es dann dem Kinde zum Essen hin. Das unterirdische Kind aber wollte die Eierspeise nicht nehmen, stieß sie zurück und sprach:

„Ick bün so olt,
Als böhmen Gold;
Äverst so wat hev ick
Min lävdag nich seen!“ *)

Hierüber ward die Frau sehr böse und züchtigte das Kind stark.

Die Mönken holten sich bald darnach ihr Kind wieder und haben seitdem auch nie ein solches wiedergebracht; wie sie denn überhaupt auch seit dieser Zeit ganz aus allem Verkehr mit den Leuten getreten sind.

---

*) „Ich bin so alt,
Als böhmisch Gold;
Aber so etwas habe ich
Mein Lebtag nicht gesehen!“

Der Steintanz bei Boitin unweit Bützow.

(Von F. Schwenn zu Ludwigslust.)

Geht man auf der Landstraße von Zernin nach Boitin, so kommt man nach einer Wanderung von einer halben Stunde in einen großen Buchenwald, der in Form eines Halbmondes die üppigen Kornfelder mit einem grünen Rahmen umgiebt. Ungefähr zwanzig Schritte vom Saume des Waldes führt ein Fußsteig von dem eigentlichen Wege ab, rechts in das Gebüsch. Verläßt man die Landstraße und folgt den Windungen dieses Pfades, so kommt man nach einer Viertelstunde an das Ufer eines kleinen Waldsees, in dessen blauen Fluthen sich die nahestehenden Bäume spiegeln. Jetzt wird der schmale Steig zu einem breiten Waldwege, an dessen beiden Seiten hohe Buchen stehen. Der Weg führt eine sanfte Anhöhe hinauf. Auf derselben erblickt man, unter gewaltigen, mit Moos und Schorf bedeckten Buchen, mehrere große Steine, welche in drei Kreisen herumstehen oder liegen. Ein kleiner Graben ist um die Steinkreise gezogen. In jedem Kreise mögen sich etwa neun Steine befinden. Unter den Steinen des äußern Kreises ist einer, der mit einem Auftritte versehen ist, und daher mag es kommen, daß man ihm den Namen der Kanzel gegeben hat. In dem einen Kreise liegt ein platter Stein mit dreizehn eingegrabenen, viereckigen Löchern, den man die Brautlade nennt.

Es ist wol mit Gewißheit anzunehmen, daß die Steine Ueberreste gottesdienstlicher Heiligthümer sind, und die alten Wenden hier ihren Göttern geopfert haben. Der angeführte Stein des inneren Kreises zeugt am meisten für diese Annahme, denn man erkennt auf den ersten Blick, daß der Stein einst zum

Opferaltar gedient hat, und die Löcher in demselben sind wahrscheinlich zum Auffangen des Blutes bestimmt gewesen.

Im Munde des Volkes gehet eine Sage über die Entstehung dieses sogenannten Steintanzes. Die Sage erzählt folgendermaßen:

Vor vielen Jahren lag nicht weit von dem Orte, wo man jetzt den Steintanz findet, das Dorf Dreetz.*) Die Bauern dieses Dorfes waren rohe, gottlose Leute und lebten nur dem Genusse dieses Lebens.

Einst feierten diese Bauern eine Hochzeit, zu der viele Gäste eingeladen waren. Es wurde getanzt und geschwelgt bis an den hellen Morgen.

Da wurden einige der Gäste des Tanzes müde und wollten Kegel spielen; aber es fehlte ihnen an Geräthschaften zu diesem Vergnügen. Ihren Vorsatz wollten sie aber einmal nicht aufgeben, und so kamen sie auf den Gedanken, sich aus Würsten und Brot Kegel und Kugeln zu machen.

Das Spiel ging vor sich; aber da kam die Rache des Himmels über sie, und verwandelte in einem Augenblicke die Spieler und die Tänzerkreise in Steine.

Einer der Gäste, ein Schäfer von einem nahen Hofe, hatte den Vorschlag der Frevler nicht gebilligt, sondern vielmehr von dem bösen Beginnen abgerathen. Ihm sagte ein Geist, er würde mit dem Leben davon kommen, wenn er sich auf der Flucht nicht umsähe.

Der Schäfer floh; aber die Neugierde wurde bei ihm stärker, als die Furcht. Schlauer Weise suchte er das Gebot des Geistes zu umgehen, und unten durch die Füße zu sehen;

*) Altes Gemäuer bezeichnet noch jetzt die Lage dieses längst untergegangenen Dorfes.

aber im Augenblicke wurde auch er in Stein verwandelt. Sein Hund, der ihm gefolgt war, theilte sein Schicksal.

So findet man diese beiden Steine bei einer Kathenwohnung in Boitin.

Auch die Brautlade wurde in Stein verwandelt. Jedoch soll aus derselben an jedem Johannistage, um 12 Uhr Mittags, ein rother Faden heraushangen. Wer nun den Muth hat und nur herzhaft zugreift, soll den Schatz, der in der Lade verborgen ist, heben können.

Im Sommer ist der Steintanz ein besuchter Platz; denn täglich kann man kleine Gesellschaften antreffen, welche diese Steine, alte Zeugen aus der wendischen Vorzeit, betrachten. Hunderte von Namenszügen sind in die Rinden der Bäume eingegraben und geben Zeugniß, daß schon Mancher in dem Schatten dieser Riesenbäume geweilt hat.

Es ist auch sonderbar, was für Gedanken sich dem Herzen unter den Zweigen der alten Bäume aufdringen. Der Geist gehet zurück in die Zeit, in der unsere Vorfahren hier ihren Götzen opferten, und man glaubt zuweilen das Geschrei eines armen Kriegsgefangenen zu hören, der hier dem Wendengotte, dem Radegast, bluten mußte. Unwillkürlich steigt bei solchen Gedanken ein Gebet aus tiefster Brust zum Throne des einigen Gottes, der uns aus der Finsterniß des Heidenthums gerissen und uns gegeben hat das helle Licht des Evangeliums!

Das Teufelsgitter in der St. Marienkirche zu Wismar.

In der altehrwürdigen St. Marienkirche zu Wismar befindet sich um den Taufstein ein äußerst kunstreich gearbeitetes eisernes Gitter. Dasselbe hat fast das Ansehen, als wäre es aus lauter durcheinander geflochtenen Stricken, ohne Anfang und Ende, zusammen gesetzt; kurz es ist mit so großer Meisterschaft ausgeführt, daß sich jetzt wol nicht so leicht ein Eisenarbeiter finden dürfte, der ein zweites ähnliches Gitter anzufertigen im Stande wäre.

Der leibhaftige Teufel selbst soll aber auch der geschickte Meister dieses Gitters gewesen sein.

Der Schmied nämlich, bei dem man in alten Zeiten ein recht künstliches Gitter um den Taufstein in der St. Marienkirche bestellt, hatte sich vorgenommen, eine so vorzügliche Arbeit zu liefern, daß die Nachwelt noch seinen Namen mit Bewunderung nennen solle. Da er dies aber nicht konnte, so rief er sich den Teufel zur Hülfe. Dieser erschien auch sogleich und erklärte sich bereit, für den Schmied ein so kunstvolles Gitter zu arbeiten, wie es noch keines Menschen Auge geschauet; jedoch nur unter der Bedingung, daß er ihm dafür seine Seele verschreibe.

Der von Ehr- und Ruhmsucht aufgeblähete Schmied willigte in seiner Verblendung ein, und bald stand auch schon das vom Teufel angefertigte Gitter da. Alle Welt bewunderte dasselbe und rühmte und pries des Meisters große Geschicklichkeit.

Zu spät aber bereuete der Schmied sein eitles Beginnen;

nach kurzer Zeit schon ereilte ihn der Tod, und der Teufel ging mit seiner Seele zur Hölle. Die Welt aber erfuhr es nur zu bald, wer der eigentliche Verfertiger des Gitters gewesen sei, und um welchen Preis sich der Teufel dazu verstanden habe.

Von der grossen Feuersbrunst in Rostock und dem Ursprunge der schwaanschen Kuchen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Unter den Denkwürdigkeiten, mit deren Aufzählung der großherzoglich mecklenburg-schwerinsche Kalender beginnt, findet sich auch die große Feuersbrunst zu Rostock vom Jahre 1677 erwähnt

Das Andenken an solche und ähnliche Ereignisse pflegt sich noch lange nachher an dem Orte zu erhalten, wo sie geschehen sind. Die mündliche Ueberlieferung bringt sie von Geschlecht zu Geschlecht. Aber je weiter man sich von der Zeit des Ursprunges entfernt, desto mehr gehen auch die Einzelheiten, welche die Augenzeugen und vielleicht auch noch deren nächste Nachkommen mit gewissenhafter Treue erzählten, verloren. Zu dem Geschichtlichen mischt sich unvermerkt Sagenhaftes, bis zuletzt die Erzählung im Laufe der Zeit fast ganz Sage geworden ist, die nur noch dunkel und unbestimmt von der Begebenheit Kunde giebt, der sie ihren Ursprung verdankt. Das geschieht selbst dann nicht selten, wenn man auch durch Aufzeichnung dem Gedächtnisse der nachkommenden Geschlechter zu Hülfe gekommen ist; denn entweder ist das Niedergeschriebene

dem großen Haufen nicht zugänglich genug, oder es wird auch von ihm nicht gehörig beachtet.

So ist auch die Geschichte von der obenerwähnten Feuersbrunst*) und dem, was damit zusammenhängt, bereits halb

---

*) Es wird den geehrten Lesern gewiß nicht unlieb sein, wenn ich ihnen das hier mittheile, was Reinhold in seiner Chronik der Stadt Rostock S. 232 ff. über diese Feuersbrunst berichtet. Er sagt dort also:

1677 den 11. August brach eine erschreckliche große Feuersbrunst aus um halb neun Uhr Morgens. Das Feuer kam aus in des Bäckers Joachim Schulze Haus auf der Altstadt in der alten Schmiedestraße. Grape erzählt nach M. Sandhagen also: Und nahm (das Feuer) in großer Eil schleunigst zu, bevorab, weil nicht sobald Wasser und andere nöthige Instrumenta zum Löschen zur Hand waren, auch die Leute, so retten sollten, (obschon die Sturmglocke gezogen ward) theils auf ihre Handthierung gegangen waren. Dannenhero ist es geschehen, daß das Back-Haus, worinnen viel Holz vorhanden gewesen, in voller Gluth gerathen, und haben die Leute, da sie herzu kommen, wegen des großen Feuers, so herausgeschlagen, nicht retten können, sind also die Flammen in großer Menge auff die negsten Häuser gefallen, haben auch selbige angesteckt, weil sie theils voll ungedreschtes Korn gelegen, woraus denn das Feuer in geschwinder Eil so stark auffgestiegen, daß nicht allein die Häuser gegenübee, sondern auch die in der Wollen-Weber-Strassen, bei der Molken-Brücke, item die oben in der Schmiede-Strassen nach dem alten Markt hingestanden, gantz schleunig und auff einmal sind angegangen. Weil auch der Wind hefftig aus dem Süd-Osten stürmte, ist das Feuer gar schnell fortgegangen, und zwar auf das Kirchspiel S. Peter (welches das Unglück am meisten leider getroffen, inmassen es fast gantz darauff gegangen, wenig Häuser auf dem Küter-Brock und oben demselben am alten Markt und nach dem Thor belegen, eingenommen welche nebenst der Kirchen übergeblieben) und auch zugleich nach S. Catharinenkirche, welche nebenst sehr wohl gebauten Wahsen-Hause und umliegenden Häusern im Mittage schon in die Asche lagen, zugleich hat es auch angefangeu zu brennen über die Grube in

und halb zur Sage geworden, obwol seit ihrer Zeit noch nicht volle zwei Jahrhunderte verflossen sind. Man erzählt sich dieselbe aber in Rostock etwa so:

---

der Kramer-Strasse (drinnen des berühmten Herrn D. Henrici Mulleri herrliche Bibliothek gestanden, welche gleichfalls mit verbrannt) und kleine Mönchen-Strasse in S. Marienkirchspiel, darüber denn die Einwohner hefftig geschrocken, und was sie haben retten können, damit sind sie aus der Stadt gewichen, wiewohl ihnen viel von gottlosen Leuten gestohlen worden. Bei welchem Zustande sich kein Mensch recht hat besinnen und retten können, wie es recht damit zugegangen ist, ist Gott bekannt. Kund und offenbahr ist, daß an vielen Orten große quantitäten Pulver, zugleich auch brennenden Lunten mit anderen zubereiten Sachen in und ausser Häusern, so auch die Hacken an den Winden, daß man kein Wasser hat hinaufziehen können, abgeschnitten befunden. Woraus man klärlich, wo nicht den Anfang, doch zum wenigsten die Vergrösserung der Gefahr des Feuers, und was vor Leute vorhanden gewesen, kann ersehen. Daher denn das Feuer wie eine Fluth zugenommen, und die Grube vom Heeringsthore biß an der Molkenbrücken, die Fisch-Bank, Krohnen-Strasse, gantze Krahmer-Strasse, die Mönche-Strasse, Dräger-Strasse bei der Wage, den Schild, die Hege, den Ortsund, den Vogelsang, die Koßfelder-Strasse, die meisten Häuser auf dem Borg-Walle, und in der Lage-Strasse, sammt den Häusern am Strande biß an die Wokrenter-Strassen hat ergriffen und verzehret; und dieses alles fast innerhalb 24 Stunden, wodurch denn die allerköstlichsten Häuser in der Stadt, so von Grund auff von Steinen mit unsäglichen Kosten von den Vorfahren sind erbauet gewesen, darnieder geworfen worden, daß es wohl recht ein Feuer vom HErrn zu nennen gewesen, weil man sonst nicht begreiffen kan, wie solches zugegangen. Die Hefftigkeit des Feuers hat gewähret von halb Neun des Sonnabends, die gantze Nacht hindurch biß an den Sonntag Morgen, da weil der Markt und das Rath-Hauß, etlichen der Einwohner, welchen der Wind abstund, mit Macht den Schuster-Schütting und die Häuser im Ortsund nach dem Markt hin angefangen

Es sind schon einige hundert Jahre her, als in der Alt-Schmiedestraße in einem Bäckerhause Feuer ausbrach. Dies Haus stand neben dem Eckhause an der großen Goldstraße, nach dem alten Markte zu. Das Eckhaus — es soll dasselbe gewesen sein, was man noch heute dort sieht — blieb stehen, weil der Wind aus Süden wehete, dafür aber breitete

---

zu retten, und durch Gottes Hülfe auch gerettet, solches geschahe auch durch die Einwohner und andere Christl. Hertzen bei S. Marien-Kirche, die gleichfalls in Gefahr, item oben an der Koßfelder-Strassen, item an etlichen Häusern am Borg-Wall und in der Lage-Strassen. Beim Wokrenter-Thore ward es auch des Sonntags Nachmittags gelöschet, und die Einwohner nicht wenig durch einen gelinden Regen zum Retten angefrischet, dem dann Gott Lob am Sonntage und folgendes ein großer starker Regen gefolget, wodurch das hie und dort brennende Feuer negst fleißiger Wache der Einwohner und Hülfe derer von Ihro Hochfürstl. Durchlauchtigkeit von Güstrow (die auch selbst zugegen gewesen) mitgebrachten und gesandten Leuten mit Instrumenten gäntzlich gedämpffet. Wie hefftig der Brand gewesen, ist daraus abzunehmen, daß in so kurtzer Zeit 700 steinerne Häuser, die Wohn-Keller nicht einmahl mitgerechnet, sind darnieder gefallen, unter denen auch die schöne Catharinen-Kirche, das überaus stark und wohl gebauete Weysen-Hauß, drey Hospitalien, als Bröckers auf dem alten Markt, S. Jürgen fürm Borgwell-Thor, und das Lazaret fürm Heerings-Thor. Der Schade hat nicht allein die Leute in der Stadt, sondern auch das gantze Land herum, so ihre Güter hier wegen der herum liegenden Soldaten in Sicherheit gebracht, getroffen. Es hat zum Gedächtniß dieses göttl. Straff-Gerichts der selige Herr M. Rembertus Sandhagen Pastor zu S. Nicolai eine Predigt gehalten über das Evangelium Domin IX. post Trinit. und zwar an dem darauff folgenden Dienstag (denn an dem Sonntage ist in der gantzen Stadt keine Predigt gehalten worden) selbige Predigt ist gedruckt worden unter dem Titel: „Bestraffte Haushaltung der Stadt Rostock. Dabei ein Bericht von dieser Feuers-Brunst, welchen wir hier gefolget. ꝛc. ꝛc.

sich das Feuer mit ungeheurer Schnelligkeit nach dem alten Markte und nach der Neustadt zu aus und legte binnen 24 Stunden über die Hälfte von der ganzen Stadt nebst einer Kirche in Asche.

Niemand vermogte dem entfesselten Elemente Einhalt zu thun. Die geängsteten Bewohner hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, noch etwas von ihrer lieben Stadt zu retten und waren nur darauf bedacht, sich und die Ihrigen nebst den wenigen Habseligkeiten, die sie noch etwa geborgen, in Sicherheit zu bringen, als der Herzog von Güstrow,*) gleich einem rettenden Engel, erschien.

Derselbe hatte sich auf die Kunde von dem Unglück gleich mit seinem Gefolge auf die Pferde geworfen und kam nun im gestreckten Galopp von seiner Residenz Güstrow herüber, gerade noch zur rechten Zeit, um die Stadt vor gänzlichem Untergange zu bewahren.

Dieser Herzog verstand sich nämlich, wie die Sage weiter berichtet, auf die Kunst des Feuerbesprechens, und da er sah, daß hier mit gewöhnlichen Mitteln nicht mehr zu helfen sei, machte er ungesäumt von derselben Gebrauch. Er umritt dreimal die Brandstätte, wobei er hölzerne Teller mit allerlei Zauberzeichen versehen, in die Flammen warf, und jagte dann im gestreckten Galopp durch die verwüstete Stadt dem Mühlendamme zu in eine Pferdeschwemme, die Börnung genannt,

---

*) Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow wurde am 25. Februar 1633 geboren, regierte vom 2. May 1654 und starb am 6. October 1695, womit zugleich das Herzogthum Mecklenburg-Güstrow — wozu auch Stadt und Herrschaft Rostock zählte — zu bestehen aufhörte, da Gustav Adolph's beide Söhne schon vor ihrem Vater gestorben waren.

Der Herausg.

hinein; das Feuer hinterdrein, denn es vermogte seiner Besprechung nicht zu widerstehen, nnd löschte sich also selbst im Wasser.

So war denn doch wenigstens noch ein gut Theil von der Stadt gerettet, die sonst wol ganz wäre verloren gewesen. Aber es drohete nun derselben eine andere Noth. Mit dem abgebrannten Theile waren nicht nur fast alle Backhäuser, sondern auch die meisten Vorräthe an Mehl und Korn vernichtet, und so stand, wenn der Herr nicht auf wunderbare Weise Hülfe schaffte, mit Recht eine Hungersnoth zu befürchten. Doch des Herrn helfende Hand ist uns gewöhnlich dann am nächsten, wenn wir nicht mehr wissen, wo aus noch ein. Und so wußte der Herr auch hier rechtzeitig die Herzen der Nachbarn zu herzlichem Mitleiden zu bewegen.

Kaum erfuhren nämlich die Bäcker in den umliegenden Städten, wie traurig es in Rostock stand, als sie sich auch schon beeilten, den so schwer Heimgesuchten Mundvorrath zuzuführen, und so wenigstens in etwas ihre große Noth zu lindern. Die ersten, welche kamen, waren die Schwaaner, vielleicht weil ihre Stadt die nächste war.

Hatten nun die Schwaaner in echt christlicher Weise ihren bedrängten Nachbarn zur Zeit der Noth beigestanden, so wollten diese es auch wiederum nicht unterlassen, auf irgend eine Weise ihren Dank zu bethätigen, und so erlaubte man ihnen denn, was man sonst Keinem vorher noch nachher gestattet, alljährlich einmal mit solchem Weißbrod nach Rostock zum Verkauf zu kommen, als sie es zur Zeit der Feuersbrunst dorthin gebracht hatten.

Dies geschah denn auch, und zwar am Gründonnerstage.

Indem man den Schwaanern diese Vergünstigung zugestand, wollte man gewiß auch das Andenken an ihre helfende Liebe unter den Nachkommen erhalten. Aber, wie das so geht,

der Mensch hat in Bezug auf empfangene Wohlthaten von Haus aus ein schlecht Gedächtniß und ist meist angst, daß er, was das Danken anlangt, zu viel thut; und es scheint auch bei den Rostockern in diesem Punkte nicht viel besser bestellt gewesen zu sein, wenigstens erschwerte man den guten Schwaanern die Ausübung der ihnen gewordenen Vergünstigung durch allerlei Förmlichkeiten dermaßen, daß man allem Anscheine nach ihnen die Sache so bald als möglich verleiden wollte. Es war nicht genug, daß sie nur an einem bestimmten Tage erscheinen durften, sie durften sich auch nicht früher als am Gründonnerstage selbst mit ihrer Waare in der Stadt sehen lassen. Zu dem Ende mußten sie in einem Wirthshause vor der Stadt übernachten, wenn sie schon am voraufgehenden Abend anlangten, und dort bis zum Morgen warten. Schlag sechs Uhr war die Zeit, wo sie einpassiren durften. Dann erwartete sie einer der Gewettsdiener am Steinthore und visitirte ihre Pässe. Waren diese richtig befunden, so konnten sie ungehindert in die Stadt einziehen; mußten sich aber gleich nach dem Markte zum Verkauf ihres Brotes begeben. Da konnten sie denn so gut handeln, als es gehen wollte. Zu Mittag mußten sie aber schon wieder den Markt räumen und mit dem Schlage Zwölf aus der Stadt sein. Auch hierauf hatte der Gewettsdiener genau zu achten und den etwaigen Uebertretern dieses Gebotes ihre Waaren abzunehmen.

Die Schwaaner ließen sich aber durch dergleichen nicht in der Ausübung ihres wohlerworbenen Rechtes irre machen. Die dortigen Bäcker schickten vielmehr fortan regelmäßig ihre „schwaanschen Kuchen“ nach Rostock zu Markte, damit nicht durch Nichtausübung diese ihre alte Gerechtsame verjähre. Die rostocker Bäcker hingegen traten den schwaanern gegenüber bald als Concurrenten auf, indem auch sie anfingen, am Gründon-

nerstage schwaansche Kuchen zu backen und in ihren Häusern feil zu bieten.

Die schwaanschen Kuchen — gleichviel ob von Rostockern oder Schwaanern gebacken — sind noch immer in Rostock gang und gäbe und regelmäßig erscheinen am Gründonnerstage während der bestimmten Zeit die schwaaner Bäcker mit denselben auf dem neuen Markte.

Noch immer besteht die alte Sitte in Rostock, daß dann die Eltern ihren Kindern und die Herrschaften ihren Dienstboten solche Kuchen schenken; wie sich denn auch Freunde und Verwandte, kurz alle Welt gegenseitig und unter einander an diesem Tage durch schwaansche Kuchen erfreut und beschenkt, darin schmauset und sich, oft bis zum Uebermaße, gütlich damit thut.

Die Erlösung eines Ruhelosen bei der Brücke zwischen Bargensdorf und Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Eines Abends im Spätherbst, die Uhr mogte neun sein, sagte eine Bauerfrau zu ihrem Manne, sie habe ganz und gar vergessen, ihm mitzutheilen, daß ihr hausbacken Brod all und auch gar kein Mehl mehr vorräthig sei. Er müsse wol noch heute Abend mit Korn nach der stargarder Mühle fahren, damit sie Mehl kriege und morgen backen könne.

Der Bauer sieht die Nothwendigkeit ein, macht sich zur Fahrt fertig und ist bald darauf unterwegs.

Stargard ist in kurzer Zeit erreicht, in der Mühle läßt er sein Korn mahlen und fährt dann zurück.

Auf dem Heimwege singt der Bauersmann das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder“ u. s. w. und als er bis zu der Stelle gekommen ist: „Meine Augen steh'n verdrossen, im Hui sind sie geschlossen“, ist er gerade bis zu der Brücke gelangt, welche an der Grenzscheide zwischen dem stargardschen und bargensdorfer Felde liegt. Eine Stimme ganz in der Nähe — sie schien unter der Brücke herauszukommen — fährt fort zu singen: „Wo bleibt dann Leib und Seel'?“ hält aber mit diesen Worten auch auf.

Den Bauer überfällt eine namenlose Angst, die Pferde werden unruhig und er vermag sie nicht über die Brücke zu bringen. Alles Hin- und Herzerren, alles gütliche Zureden bringt die Pferde nicht von der Stelle, er muß zuletzt zitternd an allen Gliedern vom Wagen steigen, die Pferde bei dem Gebiß anfassen und sie auf diese Weise über die Brücke leiten. Dann setzt er sich mit beklommenem Herzen und unbeschreiblicher Beängstigung wieder zu Wagen und seine Pferde laufen, was das Zeug halten will, mit dem Wagen nach Hause.

Im Schweiß gebadet und seiner Sinne kaum mächtig, tritt der Geängstigte in seine Wohnung und es währt eine lange Zeit, ehe er sich so weit gesammelt hat, um seiner Frau das Erlebte mittheilen zu können. Nachdem auch sie sich von ihrem Erstaunen erholt, meint sie, es wäre das Beste, wenn er am andern Tage zu ihrem Pastor in Stargard gehe, dem sein Erlebniß mittheile und ihn um Rath frage.

Dies geschieht denn auch. Der Pastor räth einfach, daß wenn der Bauer wieder einmal zur Abend- oder Nachtzeit die Brücke passiren müsse, er dieselben Worte singen solle, und im Falle wieder eine Stimme die bezeichneten Worte zu singen

fortfahren würde, er mit den Worten des Liedes weiter singen und antworten solle.

Diesen Rath verspricht der Bauer zu erfüllen und es währt nicht lange, als sich ihm schon Gelegenheit dazu bietet.

In einer späten Stunde führt ihn der Weg wieder über die Brücke und er singt abermals: „Mein' Augen steh'n verdrossen, im Hui sind sie geschlossen;“ da hört er jene Stimme zu singen fortfahren: „Wo bleibt dann Leib und Seel'?“ Und ruhig singt er nun weiter: „Nimm sie zu Deinen Gnaden, sei gut vor allem Schaden, Du Aug' und Wächter Israel!“

Kaum hat der Bauer diese Worte beendet, so ruft die Stimme freudig einige Mal: „Erlöst! Erlöst!“ Die Pferde gehen ruhig über die Brücke und nie zeigt sich, oder hört man dort etwas wieder.

Brandt's Kreuz in der rostocker Heide bei Rostock.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Dort hinter großen, heidenreichen Horsten,
Nicht fern vom Strand der wilden Baltschen-See,*)
Tief in dem Dickicht meilengroßer Forsten,
Dem sichern Hauf' der Eber, Hirsch' und Reh',
Dort in der ganzen Gegend schönstem Reiz,
Dort steht auf kleiner Höh' ein einsam Kreuz.

Das Kreuz mit seiner Inschrift, oft bewundert,
Wenn es der Fremdling tief im Walde fand,
Erinnert an das vorige Jahrhundert,

*) Ostsee.

Erinnert an den alten Jäger Brandt,
Der hier auf eine graunerregend Art,
Von einem wilden Bär*) zerrissen ward.

Der Jäger, wilder, wie die wildsten Bären,
Die im Reviere jemals er gesehn,
Stand lange, lange schon in dem Begehren,
Mit Satanas ein Bündniß einzugehn;
Er hatte schwer gefrevelt und geflucht
Und somit Satans Beistand nachgesucht.

Doch Satanas ist niemals ihm erschienen,
Hat niemals ihn mit seinem Dienst erfreut;
Was sollte er dem Höllenkind noch dienen,
Der lange schon des Teufels sichre Beut'!
Er hat die Bosheit nur in ihm genährt,
Daß seine Sünde furchtbar sich gemehrt.

Einst hörte er aus einer Teufelssage:
„Oblat' im Weltgebrauche muß bescher'n."
Drum eilte er am Grünendonnerstage
Nach Rövershagen hin, zum Tisch des Herrn;
Jedoch sein nur zum Schein zerknirschtes Herz,
Es fühlte nichts von Reu' und Sündenschmerz.

Ihm wurde Brod, der Leib des Herrn gegeben,
Ihm wurde Wein, das Blut des Herrn gereicht.
Doch dieser Frevler suchte ja kein Leben,
Er suchte Brod, und solches wurd' ihm leicht;
Geweihtes Brod für seiner Büchse Schlund,
Das suchte er und fand's in seinem Mund.

*) Keuler, Eber.

„Ihr Donnerwetter," tobte jetzt der Wilde
Den stillen Heidejägern in das Haus,
„Wollt Ihr mit mir sogleich in das Gefilde
Und in's Gebüsch zur Eberjagd hinaus!!
Von tausend Teufeln wird Euch heut gezeigt,
Wie Brandt, ihr Bruder, seinen Zweck erreicht!"

Doch keiner dieser Leute wollte gehen,
Als sie den schweren Frevel Brandt's gehört;
Sie sahen schon den Teufel bei ihm stehen
Und sah'n die Krallen schon zu ihm gekehrt.
„„Ja,"" sprachen sie, „„wir geh'n nach unsrer Pflicht,
Mit Dir und Teufeln aber geh'n wir nicht!""

Jetzt mußte die Oblat' mit der Patrone
Hinunter in den engen Eisenschlund;
Und fluchend sprach dabei der Jäger: „Schone
Selbst ihn dort nicht, den stolzen Höllenhund;
Denn er, er hat den Bund mit mir verlacht,
Den jetzt ein Anderer mit mir gemacht!"

Bald tobte er hinaus in Wald und Heide,
Bald sah er auch den besten wilden Bär;
Bald jauchzt er laut, bald hüpft sein Herz vor Freude,
Denn ihn zu treffen war ja jetzt nicht schwer.
Er war zu Schuß, — Brandt zielt', — er drückte los,
Und ächzend lag der Bär im weichen Moos.

Schnell sprang der Jäger zu auf seine Beute
Wildhöhnend sprechend: „Ja, die Kunst ist gut!
Mein Meister kennet seine guten Leute,

Er spendet Glück und fordert nur das Blut!"
Doch er, der sich ob seines Frevels freut,
Wird heute noch des Tod's und Teufels Beut'.

Der Eber hebet sich mit seinen Hauern
Und schlägt sie grimmig in des Feindes Fleisch.
Ach, da ergreift das Höllenkind ein Schauern,
Er hebet seine Stimme mit Gekreisch
Und schreiet Teufel, Gott und Menschen an,
Doch Niemand hört's, der Hülfe schaffen kann.

Der Eber würget, reißet, fleischt und beißet
Gar fürchterlich in Brandtens Eingeweid'.
Doch Niemand sieht's, der ihm die Beut' entreißet,
Und der es wehrt, als er sie gar zerstreut.
Gedärme, Fleisch und Knochen wirft der Bär
In Wald und Heid', in Gras und Moos umher.

So finden ihn die ihm gefolgten Seinen,
Nachdem sie eine schreckensvolle Nacht
Mit Flehn und Beten, Fasten und mit Weinen
Um den verworfnen Meister zugebracht.
Sie sammeln seine Rest' voll Gram und Leid's
Und pflanzen auf den Hügel dann das Kreuz.

Der Zeiten Jahr hat oft das Kreuz benaget,
Oft war vom Wild' des Waldes es verletzt,
Dann haben Rostock's Förster es beklaget
Und neu es an den alten Platz gesetzt.
Und auch der Hügel, er ist stets erhöht,
Wenn ihn der Sturm der Zeiten hatt' verweht.

Das heilige Blut und die Judenverbrennung zu Sternberg.

I.

An dem südwestlichen Ende der Kirche zu Sternberg befindet sich ein Anbau, die heilige Blutskapelle genannt, wo in katholischen Zeiten das damals so hochberühmte heilige Blut aufbewahrt und verehrt wurde. Ueber die Entstehung dieses wunderbaren heiligen Blutes berichten nun Geschichte und Sage Folgendes:

Um das Jahr 1492 lebte in Sternberg ein wohlhabender Jude, Eleazar mit Namen. Dieser hing mit jener seinem Stamme eigenen Zähigkeit an den Satzungen seiner Väter, und oft schon hatte auch er dieserhalb, wie so viele seiner Glaubensgenossen, von Seiten der Christen Beleidigungen und Kränkungen erdulden müssen. Auf's Tiefste hierüber verletzt und erzürnt, aber zu feige, um öffentlich aufzutreten, sann er darauf, im Geheimen Rache zu üben. Auch er wollte den Glauben der Christen, das, was ihnen heilig, verspotten; jedoch auf eine andere Weise, auf eine ärgere Art, als jene es mit seiner Religion gemacht. Bald fand sich hierzu auch eine passende Gelegenheit.

Es wohnte nämlich zu dieser Zeit ein Priester in Sternberg, Peter Däne, der Vicar am Altare aller Heiligen in dortiger St. Marien-Kirche war. Dieser hatte einmal in großer Geldverlegenheit einen Grapen oder metallenen Topf um vier Schillinge *) bei Eleazar versetzt. Der versetzte Grapen oder

*) Der Werth des Geldes war bekanntlich zu damaligen Zeiten ein viel, viel höherer als jetzt.

Topf aber gehörte nicht dem Priester, sondern seiner früheren Köchin, einem trunksüchtigen Weibe, welche er kurz zuvor, nach den vom Bischofe Conrad Loste zu Schwerin veröffentlichten Synodalbeschlüssen, hatte entlassen müssen.

Das Weib kam nun täglich zu ihrem ehemaligen Herrn und verlangte ihren Grapen. Peter Däne fehlte es aber noch immer an dem nöthigen Gelde, um denselben einlösen, sowie auch dem Juden die unterdeß schon bedeutend angewachsenen, wucherischen Zinsen bezahlen zu können.

Da das betrunkene Frauenzimmer aber immer heftiger ihr Eigenthum zurückforderte, ja zuletzt gar mit Gewalt und Anzeige beim Bischofe rc. drohete, so ging der Priester, um sich das wüthende Weib vom Halse zu schaffen und weiteren Skandalen vorzubeugen, endlich selbst zum Eleazar, und bat ihn flehentlich um Rückgabe des Grapens und Fristung seiner Schulden.

Dieser aber wollte hiervon nichts wissen und sich auf kein unsicheres Borgen und dergleichen einlassen. Da erbot sich denn zuletzt Peter Däne in seiner Noth, dem Juden, gegen Rückgabe des Grapens, so lange einen Kelch von dem Altare, an welchem er als Priester angestellt war, als Pfand auszuliefern, bis er seine sämmtlichen Schulden getilgt haben würde.

Eleazar wollte anfänglich auch hierauf nicht eingehen, sondern bemühte sich, die jetzige Noth des Priesters, wo möglich sogleich, zur Ausführung seines längst gehegten Racheplanes gegen die ganze Christenheit zu benutzen und auszubeuten. Deshalb machte er dem Peter Däne den Vorschlag: er wolle ihm den Grapen unter der Bedingung wieder zurückgeben, und damit zugleich auch allen seinen Schuldforderungen entsagen, ja ihm noch obenein einen halben Gulden dazu schenken, wenn

er, der Priester, ihm dafür zwei geweihete Oblaten oder Hostien ausliefern werde.

Peter Däne weigerte sich aber standhaft gegen ein solches Ansinnen und wiederholte immer dringender sein früheres Anerbieten.

Nach vielem Bitten und Flehen gab denn der Jude auch endlich nach, lieferte dem Priester den Grapen aus und empfing dafür den beregten Kelch zum Pfande.

Teuflisch lächelnd zog der schlaue Jude damit ab. Jetzt hatte er den Peter Däne ja ganz in Händen, der sich nun schon seinem Willen fügen mußte und sollte; denn fest war Eleazar entschlossen, dem Priester nicht eher das heilige Gefäß herauszugeben, bis er von ihm erlangt, was er wünschte.

Als nun nach einiger Zeit Peter Däne nothwendig den verpfändeten Kelch gebrauchen mußte, da mußte er sich auch dem Ansinnen des boshaften, starrköpfigen Juden fügen. Und so weihete er denn in seiner größten Noth und Angst am Siebenbrüdertage, den 10. Juli 1492, auf dem Altare aller Heiligen in der sternberger Kirche zwei Oblaten, und wickelte sie in ein Stück Seide, welches er von der Decke eines andern dortigen Altars, des der heiligen drei Könige, abgeschnitten hatte. Am andern Tage übergab er sie dem Juden, welcher ihm dafür den Kelch wieder auslieferte, ihm den versprochenen halben Gulden gab und endlich auch noch allen weiteren Forderungen an Peter Däne entsagte.

Somit fügte also der pflichtvergessene Priester zu seinem ersten Verbrechen noch ein zweites, viel größeres, — den schändlichsten Mißbrauch seines heiligen Amtes, — um dadurch das erste zu bemänteln und es so vor den Augen der Welt zu verbergen. Und erreichte er nun auch wol vorläufig seinen Zweck, blieb auch anfänglich Alles den Menschen verschwiegen, so

konnte es doch Gott nicht verheimlicht werden; Er war's, — wie wir später erfahren werden, — der Alles an das Tageslicht brachte und die Frevler dem Gerichte überlieferte.

Triumphirend brachte der Jude das heilige Sacrament nach Hause und übergab es seinem Weibe, die es darauf in eine Tonne mit Federn versteckte, welche zur Aussteuer ihrer Tochter bestimmt waren.

Bald darnach, am 20. Juli, fand die Hochzeit von Eleazar's Tochter mit dem Juden Simon statt. Zu derselben war eine große Menge Glaubensgenossen aus vielen Städten des Landes eingeladen und auch erschienen; alle aber waren Gesinnungsgenossen des Hochzeitsvaters, denn auch sie haßten, so wie er, die Christen gar sehr.

Schon am Morgen des Hochzeitstages, um 8 Uhr, mußte Eleazar's Weib, auf das Geheiß ihres Mannes, die geweiheten Oblaten hervorholen. Dieser ging damit in eine Laube hinter seinem Wohnhause, legte die eine derselben auf einen dort stehenden eichenen Tisch und begann nun im Vereine mit seinem Schwiegersohne, Simon, und noch drei anderen Juden, Michael Arons Sohn aus Neu-Brandenburg, Schünemann aus Friedland und Salomon aus Teterow, lästernd und höhnend das Heiligthum mit Nadeln zu durchstechen, woraus sofort etwas Blut tropfte. Erschreckt hierüber packte er alsbald beide Oblaten wieder zusammen und verwahrte sie sorgfältig.

Als aber am späten Abende die Gemüther der Hochzeitsgäste von den reichlich genossenen Getränken erhitzt und aufgeregt waren, als die Lust ihren Gipfelpunkt erreicht hatte und überall die froheste Stimmung und grosse Ausgelassenheit herrschte, da holte Eleazar noch einmal die beiden Oblaten hervor. Hohnlachend brachte er sie in das große Gesellschaftszimmer und forderte seine Gäste auf, jetzt einmal recht derbe

mit ihm den Gott der Christen zu verspotten und sich so für die häufig von ihnen erlittene Unbill zu rächen.

Und williges Gehör, allgemeinen Anklang fand diese Aufforderung; denn Alles stürzte sich sogleich fluchend und schreiend mit fanatischer Gier auf das heilige Sacrament und stieß und stach mit Messern oder Nadeln darnach. Besonders zeichneten sich hierbei, außer den schon genannten fünf Juden, auch noch Sitan Kaszeriges aus Franken, David aus Parchim, Meister Leispe, Israel und Hamburger aus Sternberg und Andere durch ihre blinde Wuth aus.

Auch jetzt quoll sofort wieder Blut aus den durchbohrten Oblaten, aber diesmal nicht tropfenweise, wie am Morgen, sondern in so großer Masse, daß allen Juden angst und bange wurde. Diese Angst steigerte sich aber bald zum höchsten Entsetzen, als es Eleazar's Weib weder durch Wasser, noch durch Feuer gelingen wollte, das Blut zum Stillestehen zu bringen, geschweige die Oblaten zu vernichten.*)

*) Solche und ähnliche Geschichten, von dem Durchbohren geweiheter Oblaten oder Hostien durch die Juden, kommen überall im Mittelalter vor, so soll z. B. auch in Krakow und Güstrow schon früher Aehnliches passirt sein. In Krakow hatten sich nämlich schon im Jahre 1325, und in Güstrow in Jahre 1330 die Juden geweihete Oblaten zu verschaffen gewußt, und dieselben alsdann durchstochen, wornach ebenfalls sogleich Blut geflossen sein soll. In Güstrow wurde dieserhalb 1330 die ganze dort wohnende Judenschaft verbrannt.

Heiliges Blut gab es ferner auch noch in Mecklenburg zu Doberan und zu Schwerin, jedoch hatte beides einen andern Ursprung, wie das von Krakow, Güstrow und Sternberg. Das in der bei der Kirche zu Doberan, noch jetzt sehr gut erhaltenen kleinen heiligen Blutskapelle früher aufbewahrte und verehrte heilige Blut soll schon sehr früh entstanden sein, und zwar, wie wir schon auf Seite 213 bis 215 des ersten Bandes

Da traten denn schaudernd alle Hochzeitsgäste zusammen und schwuren sich untereinander durch einen Eid die Geheimhaltung des Vorgefallenen zu. Alsdann wickelte man die blutenden Oblaten in ein dickes wollenes Tuch fest zusammen, rief darauf die bei Eleazar dienende christliche Magd herbei und übergab ihr das Päckchen mit der Weisung: dasselbe so schnell als möglich vor die Stadt zu tragen und es dort in den Mühlenbach zu werfen.

Sträubte sich auch wol anfangs die Dienstmagd hiergegen, — denn draußen stürmte der Wind, der Regen fiel in Strömen und rabenschwarz war die Nacht, — überfiel sie auch wol ein eigenthümliches, ängstliches Gefühl, so gehorchte sie doch bald, als man ihr ein Stück Geld zum Lohne versprach, und eilte mit dem Empfangenen fort, nicht ahnend, was sie trage.

---

gehört haben, durch eine Oblate, die ein Schäfer aus Steffenshagen im Munde bei sich behalten und darnach, zum Schutze seiner Heerde, in seinen Hirtenstab eingeschlossen hatte. Das heilige Blut zu Schwerin aber wurde in der bekannten, jetzt zur fürstlichen Gruft eingerichteten, hinter dem Altare im schweriner Dome befindlichen heiligen Blutskapelle aufbewahrt und verehrt. Dasselbe soll aus einem in einen Jaspis eingeschlossenen Tropfen des wirklichen heiligen Blutes Jesu Christi bestanden haben. Der Graf Heinrich I. von Schwerin — gestorben 1228 — hatte es von seinem Kreuzzuge 1220 aus Jerusalem mitgebracht.

Obgleich nun auch an allen genannten Orten dem heiligen Blute eigne Kapellen errichtet wurden, so gelangte doch keins davon lange nicht zu dem Ansehen und der Berühmtheit, als das später in Sternberg entstandene.

Mit der Reformation ist auch aus den genannten fünf Orten des Landes das heilige Blut verschwunden, und hat natürlich von dieser Zeit an die öffentliche Verwahrung desselben in Mecklenburg ganz aufgehört.

Mit heimlichem Bangen und im Fluge durchwandelte die Magd die menschenleeren Straßen der Stadt. Doch kaum hat sie das Mühlenthor erreicht, da kann sie plötzlich nicht weiter; wie festgebannt steht sie mit einem Male da, ihr ist's, als sinke sie in das Steinpflaster. Eine entsetzliche Angst überfällt das arme Geschöpf; vergeblich müht sie sich ab, vorwärts zu kommen. Da wendet sie verzweifelt den Blick rückwärts; sie kann zurück, und heimwärts wankt sie durch die schauerliche Nacht.

Bleich und entstellt erreicht die Dienstmagd das Haus ihres Brodherrn. „Was bringst Du mir, Unglückseelige? Zurück mit Dir und Deiner Last!“ ruft ihr der Jude entsetzt entgegen.

„„Ja, wol war's eine Last, was Ihr mir gabet!““ haucht todesmatt die Arme und sinkt entseelt auf der Schwelle des Hauses, zu den Füßen Eleazar's nieder.

Am andern Morgen aber fanden die Sternberger mit Staunen und Verwunderung, kurz vor dem Mühlenthore in der Stadt, auf einem dort liegenden großen Steine deutlich die Spuren zweier menschlicher Füße eingedrückt. — Als man später den Grund dieses Wunders erfuhr, als man erfuhr, daß Eleazar's Magd mit ihrer heiligen Last auf ihrem nächtlichen Gange hier eingesunken und also vom Steine festgehalten worden sei, da hob man denselben aus dem Pflaster und mauerte ihn, zur ewigen Erinnerung an diese wunderbare Begebenheit, in die äußere Wand der dortigen Kirche.

Eleazar mußte nun schon, wenn auch mit größtem Widerstreben, die unheilvollen Oblaten wieder an sich nehmen und für die fernere Geheimhaltung seines Verbrechens sorgen, da er nur zu gut wußte, welche Strafe seiner sonst harre. Er wickelte deshalb dieselben wieder aus dem Tuche und übergab sie seinem Weibe, die sie vorläufig in einem hölzernen Leuchterkopf barg. Als aber kaum der neue Tag zu dämmern begann,

da eilte sie schon damit zum Priester Peter Däne, und mit den Worten: „Hier habt Ihr Euren Gott wieder, verwahret ihn!“ drückte sie ihm das geschändete Sacrament in die erstarrten Hände, und rannte flugs davon.

Peter Däne, außer sich vor Entsetzen und voller Reue über seinen großen Leichtsinn, nahm sich sofort vor, die noch immer blutenden Oblaten, sobald als irgend möglich, wieder zurück in die Kirche zu bringen, oder sie sonst auf dem Kirchhofe zu vergraben. Da er aber diesen seinen Vorsatz nicht unbeobachtet ausführen konnte, so eilte er spät Abends auf den Hof des damals schon sehr verfallenen und leerstehenden fürstlichen Schlosses, und vergrub sie dort an der Stadtmauer.

Bald hiernach aber schon begannen allerlei dunkle Gerüchte die Stadt zu durchlaufen. Das wunderbare, plötzliche Erscheinen der Fußspuren auf dem großen Steine in der Straße vor dem Mühlenthore, der unerklärlich schnelle und eigenthümliche Todesfall der Dienstmagd des Eleazar, sowie sein eigenes hastiges Verschwinden aus Sternberg ꝛc. hatte allgemeines Aufsehen erregt, und nach und nach wurden denn auch schon allerlei Vermuthungen laut.

Nicht lange, so wurde dies Alles auch auswärts bekannt und drang endlich selbst zu den Ohren der regierenden Herzoge, sowie zu denen der höchsten geistlichen Behörden des Landes.

Nach Andern war es Peter Däne selbst, der zuerst die Aufmerksamkeit der Fürsten und Behörden erregte, indem er persönlich nach Schwerin reiste und Anzeige von der Entweihung des heiligen Sacramentes machte; wobei er aber wohlweislich seine eigene, große Schuld und den argen Mißbrauch seines Amtes verschwieg. Denn einfach gab er nur an, ein Geist sei ihm erschienen, habe ihm einen von dem Juden Elea-

zar an zwei geweihten Oblaten verübten Frevel geoffenbaret und ihn somit zur Vergrabung des geschändeten Heiligthums vermogt.

Und in der That soll auch dem Priester immer des Nachts ein Geist erschienen sein und ihm keine Ruhe gelassen haben, weshalb er denn höchsten Ortes in der angegebenen Weise Anzeige machte, indem er hoffte, schon hierdurch Ruhe und Vergebung seiner großen Sünde zu finden. Auch soll dort fortwährend Blut aus der Erde gequollen sein, wo Peter Däne auf dem Fürstenhofe die Oblaten vergraben hatte. Dieser letzte Umstand, die Angst vor Entdeckung, sowie das böse Gewissen kann nun also auch immerhin den Priester zu eigener Anzeige veranlaßt haben.

Dem sei nun wie da wolle, genug, am 29. August 1492 erschienen plötzlich beide Landesherren, die Herzoge Magnus und Balthasar,*) mit großem Gefolge, mit vielen Geistlichen, fürstlichen Räthen und sonstigen Würdenträgern in Sternberg, um selbst an Ort und Stelle strenges Gericht abzuhalten.

Zuerst mußte Peter Däne beide Oblaten wieder ausgraben, die darauf in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen und dort einstweilen auf dem Hauptaltare niedergelegt

---

*) Die Herzoge Magnus II. — geb. 1441, gest. 20. November 1503 — und Balthasar — geb. 1451, gest. 7. März 1507 — waren die beiden jüngsten Söhne des im Jahre 1477 gestorbenen Herzogs Heinrich IV. von Mecklenburg. Nach dem Tode ihres ältesten Bruders, Herzogs Albrecht VI., im Jahre 1483 — ihr zweiter Bruder, Herzog Johann VI., war schon bei Lebzeiten des Vaters, im Jahre 1474, gestorben, — fiel ihnen, da zu dieser Zeit alle andern regierenden herzoglich mecklenburgischen Linien ausgestorben waren, die alleinige Regierung sämmtlicher mecklenburgischer Lande zu.

wurden. Alsdann aber begannen die verschiedenen Verhöre und sonstige, damals übliche gerichtliche Proceduren.

Lange Zeit währte es, ehe es gelang, die Wahrheit herauszubringen; da alle Hauptangeklagten, unter diesen auch besonders Eleazar's Weib, nichts bekannten und Alles hartnäckig ableugneten und Eleazar als den allein Schuldigen hinstellten. Dieser aber war und blieb verschwunden; gleich schon am Tage nach der Hochzeit seiner Tochter hatte er, — wol aus Furcht, daß Alles entdeckt werden könne und seiner dann die größte Strafe harre, — Sternberg heimlich verlassen, und nie ist er dahin wieder zurückgekehrt und Keiner weiß, wo er geblieben.

Schon hofften die Verbrecher mit dem bloßen Schrecken davon zu kommen und bald als unschuldig freigesprochen zu werden. Aber sie irrten sich gar sehr; denn unvermuthet ließ man plötzlich, zu ein und derselben Zeit, alle inländischen Juden, die der Hochzeit im Eleazar's Hause beigewohnt hatten, in ihren verschiedenen Heimathsstädten gefänglich einziehen und sie so nach Sternberg bringen. Am 22. October wurden alle peinlich verhört und nun kam denn auch Alles, der ganze Hergang von der Schändung des Heiligthums, nebst allen Nebenumständen &c., sowie auch Peter Däne's grobe Amtsverletzung vollständig an's Tageslicht.

Hiernach wurde sofort das Urtheil gesprochen, es lautete: „Tod durch das Feuer den Ketzern, den Schändern des heiligen Sacramentes Jesu Christi!" Und schon am zweiten Tage darnach, am 24. October 1492, wurde dasselbe auch wirklich, in Gegenwart beider Landesfürsten, auf einem Berge vor den Thoren Sternberg's vollzogen.

Es waren ihrer 27 Juden, 25 Männer und 2 Frauen, — Eleazar's Weib und deren nahe Verwandte, die Mutter Simon's, — welche also auf den Holzstoß wandern mußten, um

elendiglich verbrannt zu werden. Sie alle hatten die geweiheten Oblaten entweder durchstochen, oder doch das Verbrechen durch Rath und That mitfördern helfen.*)

Ruhig und gefaßt gingen sämmtliche Verurtheilte den schweren Weg zum Scheiterhaufen. Als der edle Herzog Magnus, dem es gewiß wehe that, ein so hartes Strafgericht vollstrecken lassen zu müssen, unterwegs einen derselben, den Juden Aaron mitleidig fragte: „Warum folgst Du nicht unserm heiligen Glauben, um durch die Taufe mit uns gleicher himmlischer Seligkeit zu genießen?“ da antwortete Aaron fest: „„Edler Fürst, ich glaube an den Gott, der Alles kann und Alles geschaffen hat, an Ihn, Dessen Verehrung unsers Volkes Vater, Abraham, und sein Sohn, Isaack, und unsere andern Vorfahren, welche nie von unserm Glauben abgefallen sind, geboten haben. Er, so glaube ich, ließ mich Mensch werden und Jude. Hätte er mich zum Christen haben wollen, so hätte Er mich nicht meinem heiligen Bekenntnisse zugewendet. Wenn es Sein Wille gewesen wäre, hätte ich Fürst sein können, wie Du!““ Da schwieg er und ging trotzig weiter.

Mit festem Muthe, ohne Sträuben und Thränen erduldeten alle Juden den Feuertod; und heilige alttestamentliche Gesänge ertönten von ihren Lippen, bis die hochauflodernden Flammen ihre Stimmen erstickt und somit ihrem Leben ein Ende gemacht hatten.**)

---

*) Eleazar's Tochter, Simon's junges Eheweib, wurde nicht mit verbrannt, sondern war, weil sie unschuldig an dem Verbrechen befunden, freigesprochen worden.

**) Um ferner ähnliche Verbrechen unmöglich zu machen, wurden hiernach sofort sämmtliche in ganz Mecklenburg wohnende Juden des Landes verwiesen. Wer sich von ihnen nicht taufen lassen und Christ werden wollte, sollte innerhalb einer bestimmten, kurzen Frist auswandern. Nur

Den Priester Peter Däne aber hatte man nach Rostock gebracht und vor das dortige geistliche Gericht gestellt. Dasselbe verurtheilte ihn ebenfalls zum Feuertode. Am 13. März 1493 wurde er feierlichst seines geistlichen Amtes entsetzt und des priesterlichen Gewandes beraubt, alsdann aber geschoren und in ein kurzes, weltliches Kleid gesteckt und dem Henker übergeben. Dieser setzte ihn auf einen Schinderkarren, zwickte ihn mit glühenden Zangen an allen Straßenecken, und führte ihn so vom Markte aus vor die Thore der Stadt, auf den Scheiterhaufen.

Auch Peter Däne ging gefaßt in den Tod; still und ergeben erlitt er alle Martern und Qualen und hauchte reuevoll sein Leben aus.

II.

Das heilige Blut war zuerst, wie schon bemerkt, auf dem Hochaltare in der Kirche zur allgemeinen Verehrung niedergelegt worden. Aber der Andrang der Gläubigen nahm bald so zu,

---

wenige ließen sich taufen, alle andern aber mußten mit Weib und Kind, mit Hab und Gut in's Ausland flüchten, da allen Behörden anbefohlen war, mit eiserner Strenge das fürstliche Gebot zu vollziehen.

So verschwanden denn mit einem Male alle Juden aus unserm Vaterlande, und fast 200 Jahre hat es gewährt, ehe sich die ersten derselben hier wieder ansiedelten; denn einentheils verweigerten die verschiedenen Städte ihre Wiederaufnahme, anderntheils soll aber auch Mecklenburg von den jüdischen Rabbinern in den Bann gethan und von ihnen die Rückkehr nach dort verboten gewesen sein. — In Sternberg aber, welches besonders mit dem Banne belegt worden war, gab es 300 Jahre später noch keine ansässigen Juden wieder, obgleich da schon längst wieder in fast allen inländischen Städten solche wohneten.

daß dadurch der gewöhnliche Gottesdienst gestört wurde. Deshalb schritt man bald zum Baue der bereits zu Anfang erwähnten heiligen Blutskapelle.

Hier wurde nun, nach glücklich beendigtem Baue, sofort das heilige Blut in einer prachtvollen Monstranz aufgestellt. Und täglich mehrte sich die Zahl der Pilger, um dasselbe zu verehren; denn schon waren durch das wunderbare Heiligthum wieder Wunder geschehen und bald hörte man von neuen und immer neuen Wundern. Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Taube hörend, Aussätzige rein; kurz jede Art von Krankheit wurde geheilt, sobald der damit Behaftete gläubig vor dem heiligen Blute seine Andacht verrichtet und vertrauungsvoll um Heilung seiner Gebrechen geflehet hatte.

So gelangte denn bald das heilige Blut von Sternberg zum höchsten Ansehen, ja zur größten Berühmtheit. Aus allen Himmelsgegenden, nicht allein aus ganz Deutschland, sondern aus ganz Europa wallfahrteten Schaaren von Gläubigen, von Kranken und Gebrechlichen herbei, um hier zu beten und geistiges und körperliches Wohl zu erlangen.

Mit dem immer reger werdenden Besuche der Kapelle mehrte sich auch fortwährend ihr Reichthum; und größer wurden von Tag zu Tag die Schätze, die hier frommer Glaube und Einfalt, oder die Dankbarkeit Geheilter von Nah und Fern zusammen trugen.

Die innere Ausstattung der heiligen Blutskapelle muß aber auch zu dieser Zeit eine äußerst reiche und prunkende gewesen sein; denn allenthalben waren dort die vielen, größtentheils sehr theuren und werthvollen Opfer- und Weihgeschenke zur Schau gestellt. Die meisten Gold- und Silbersachen, namentlich die kleineren derselben, als allerlei heilige Gefäße, Crucifixe, Heiligenbilder und Statuen, Schaustücke und Münzen, Geschmeide

und Spangen, auch ganze Stücke gediegener edler Metalle, sowie kostbare Perlen, Edelsteine und dergleichen mehr, hatte man auf sechs Tüchern ausgebreitet, während die größeren an sonst passenden Orten aufgestellt waren. An den Wänden der Kapelle erblickte man ferner noch viele Krücken, sowie Abbildungen geheilter Glieder, aus Wachs oder edlen Metallen geformt, welche die Geheilten in dankbarer Erinnerung hier aufgehängt hatten. Auch der von Peter Däne verpfändete Grapen oder metallene Topf war hier an einem Pfeiler befestiget, wie auch die eichene Tischplatte, auf welcher die Juden am Hochzeitstage in der Laube hinter Eleazar's Hause zuerst die eine der geweiheten Oblaten durchstochen hatten. Auf dieser Tischplatte war folgende Inschrift angebracht: „Dit is de tafel dar de joden dat hillige sacrament up gesteken und gemartelet hefft, tom Sternberge in jare 1492.“*) Und endlich befand sich auch noch an demselben Pfeiler eine kleine, in Holz geschnitzte Darstellung von der Verbrennung der Juden.

Aber nicht lange dauerte dies goldene Zeitalter des sternberger heiligen Blutes. Mit der Alles erschütternden Reformation und ihrem baldigen kräftigen Vorwärtsbringen, namentlich auch nach Mecklenburg, kam auch das Wunder von Sternberg immer mehr und mehr außer Gebrauch und wurde nur noch selten von auswärts besucht. Bis denn endlich, durch die öffentliche Annahme und Einführung der lutherschen Lehre im ganzen lieben Vaterlande,*) mit der Verdrängung der katholischen Kirche auch dem sternberger heiligen Blute gänzlich der Garaus gemacht wurde.

---

*) Dies ist die Tafel, worauf die Juden das heilige Sakrament gestochen und gemartert haben, zu Sternberg im Jahre 1492.

**) Siehe Anmerkung auf Seite 194 ersten Bandes.

Der Berg, auf welchem das fürchterliche Strafgericht, die Verbrennung der 27 Juden stattfand, und der hiernach den Namen Judenberg erhalten und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, liegt zum lukower Thore hinaus, dicht an der von Sternberg nach Brüel führenden Chaussee. Lange noch sollen auf demselben die Pfähle, woran die unglücklichen Schlachtopfer festgebunden, als man sie lebendig verbrannte, gestanden haben; jetzt ist keine Spur mehr davon zu finden.

Dieser Judenberg ist im ganzen Lande, wenigstens dem Namen nach, allbekannt, und zwar nicht allein schon wegen dieser Begebenheit, sondern auch dadurch, daß hier lange Zeiten hindurch die mit Malchin jährlich wechselnden, allgemeinen mecklenburgischen Landtage eröffnet wurden. Hier nämlich wurden sonst zuerst durch die Gesandten oder Commissarien unserer vaterländischen Landesherren, vor versammelten Ständen von Ritter- und Landschaft beider Großherzogthümer Mecklenburg, die allerhöchsten Gesetzesvorlagen verlesen, und darnach erst die weiteren Verhandelungen in der Stadt Sternberg fortgesetzt. Dieser alte Brauch ist aber bekanntlich 1847 aufgehoben worden, und werden die in Sternberg abzuhaltenden Landtage dafür jetzt in der dortigen Kirche eröffnet.

Die heilige Blutskapelle zu Sternberg ist noch vollständig und recht gut erhalten.

In derselben hängt noch die eichene Tischplatte, auf welcher die Juden zuerst die eine der geweiheten Oblaten mit Nadeln durchstochen haben sollen. Die alte Inschrift aber, welche man darauf setzte, als man sie hier aufhing, ist jetzt ganz verwischt und nicht mehr zu entziffern. Auch die in erhabenen Figuren aus Holz geschnitzte Darstellung der Verbrennung

der Juden hängt hier ebenfalls noch, ist aber leider auch schon sehr beschädigt und verdorben.

Dies ist aber auch Alles, was von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit, von all den vielen Schätzen und Kostbarkeiten, womit die Kapelle früher so reich ausgestattet war, übrig geblieben. Nackt und kahl ist sonst der ganze Raum, öde und verlassen die einst so glänzende und vielbesuchte heilige Stätte.

Der Stein mit den Fußspuren, in welchen Eleazar's christliche Dienstmagd auf ihrem unheilvollen Gange eingesunken und also festgehalten sein soll, befindet sich ebenfalls noch dort, wo man ihn in alten Zeiten eingemauert hat.

An der südlichen Seite der sternberger Kirche, nahe der Haupteingangspforte in dieselbe und der heiligen Blutskapelle, ist dieser merkwürdige Stein in der äußern Kirchenmauer, nicht hoch über der Erde, eingefügt. Es ist ein ziemlich großer behauener, viereckiger Granit, auf dem sich ein Paar den Eindrücken zweier sehr großer nackter menschlicher Füße nicht ganz unähnlich sehende Vertiefungen befinden.

Noch drei Sagen über Findenwirunshier bei Dömitz.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Ueber die Entstehung des Ortsnamens Findenwirunshier bei Dömitz findet sich bereits im ersten Bande Seite 132 eine

Sage. Außer dieser aber existiren noch drei, von denen man die hier zuerst folgende am meisten erzählen hört.

Zur Zeit des Ritterthums lebten in Mecklenburg zwei Ritter, welche Brüder waren. Beide verliebten sich in ein ihnen benachbartes, hübsches Edelfräulein, und Jeder suchte ihre Hand zu gewinnen. Das Fräulein wollte aber Keinem wehe thun und deshalb auch nicht wählen, sondern sprach: „Ihr seid noch jung, ziehet fort und erwerbt Euch Lorbeeren, und wenn Ihr zurückkehrt, soll der Würdigste meine Hand haben!“

Die Brüder aber trennten sich in bitterer Feindschaft und schwuren sich den Tod, falls sie einmal zusammenträfen.

Beide nahmen Kriegsdienste bei Fürsten, die sich feind waren und Krieg mit einander führten. Es wurden mehrere Schlachten geschlagen, aber der Brüder sehnlicher Wunsch, sich in denselben zu begegnen, wurde nicht erfüllt.

Endlich trafen sich die Brüder in der Nähe von Dömitz an einer Stelle, wo zwei bedeutende Landstraßen sich kreuzen, und mit dem Rufe: „Finden wir uns hier!“ zogen sie ihre Schwerter aus den Scheiden und stürzten auf einander los. Ein fürchterlicher Kampf begann und beide fielen.

Nach andern Aussagen sollen sich die Brüder in einem Wirthshause, das dort gelegen, getroffen und dann duellirt haben.

Den Ort aber, wo dieser gräßliche Brudermord geschehen, nannte man zur Erinnerung an denselben „Findenwirunshier“.

Eine andere Sage läßt sich dort ebenfalls zwei Brüder finden. Beide hatten das Müllerhandwerk erlernt und durchreis'ten als Gesellen vieler Herren Länder mit einander, erwarben sich auch auf ihrer Wanderung große Reichthümer.

In einer großen Stadt, wo einer Festlichkeit wegen eine Menge Menschen in den Straßen wogte, wurden die Brüder in einem Gedränge von einander getrennt. Sie durchwanderten die Straßen und Gänge des Tages wol mehr als einmal, aber fanden sich nicht wieder. Da, als alles Suchen vergeblich war, trat Jeder schweren Herzens die Weiterreise an, denn er wußte ja nicht, ob er den geliebten Bruder in dieser Welt je einmal wieder sehen würde.

Mehrere Jahre darauf trafen einmal nahe bei Dömitz an einem Kreuzwege zwei Handwerksburschen zusammen, „Finden wir uns hier!" riefen beide fast zu gleicher Zeit und fielen dann einander in die Arme.

Es waren jene beiden Brüder, die sich so plötzlich, ohne vorher Abschied von einander nehmen zu können, hatten trennen müssen, dann jahrelang gesucht hatten und nun wiederfanden.

Sie baueten dort eine Mühle und nannten den Ort zum Andenken an jenes glückliche Wiederfinden „Findenwirunshier".

Eine dritte Sage meldet:

Ein Fürst von Mecklenburg kehrt von der Jagd zurück. Unterwegs findet er einen früheren, treuen Diener wieder. Voller Freude springt er vom Pferde und ruft, ihn zu gleicher Zeit umarmend: „Finden wir uns hier!"

Der alte Diener siedelt sich darauf hier an, und der Fürst befiehlt, diese Ansiedelung „Findenwirunshier" zu nennen.

Die ewige Blüse auf dem Salzhaffe.

(Von C. Pechel, Organist zu Alt-Gaarz.)

An der Westküste Mecklenburgs liegen, von Wismar abwärts, lang dahingestreckt die Insel Poel und die Halbinsel Wustrow, beide nur durch eine schmale Wasserstraße von einander getrennt. Durch diese steht die Ostsee mit dem sogenannten Salzhaffe in Verbindung, einer etwa zwei Meilen langen Binnensee, welche namentlich nach dem Meere hin durch Wustrow eingeschlossen wird. Diese Binnensee ist von geringer Tiefe, dabei sehr fischreich, und daher siehet man sie stets von Fischerbooten belebt, welche die reichen Schätze von Fischen an's Tageslicht zu fördern suchen.

Einen höchst interessanten Anblick gewährt besonders das Fischen in stillen Sommernächten. Dann ist das Salzhaff von vielen Booten übersäet, welche sämmtlich auf einem eisernen Rost ein großes, flackerndes Kienfeuer unterhalten, um beim Scheine desselben mittelst eiserner, an langen Stangen befestigter Widerhaken die Aale aus der See zu holen. Diese Beschäftigung nennt man blüsen. Hieran knüpft sich nun eine Sage, wol werth in weiteren Kreisen verbreitet zu werden, weshalb ich sie nach mir gewordenen Mittheilungen aufgezeichnet habe.

Vor vielen Jahren lebte auf der Halbinsel Wustrow ein Schneider, dessen Namen uns die Sage nicht nennt, von dem sie aber erzählt, daß er ein gar roher, wüster Geselle gewesen sei. Seine Profession hatte er aufgegeben, um dafür seinen Lebensunterhalt durch Fischen sich zu erwerben. Dabei war ihm nichts heilig, nie sah man ihn im Gotteshause; an Sonn- und Festtagen, wenn Andere zur Kirche wanderten, erblickte man ihn auf der See mit Fischen beschäftigt, und wenn seine

Genossen ihn aufforderten, den Tag des Herrn doch heilig zu halten, so wies er solche Aufforderung mit rohem Spotte von sich.

So war auch einmal wieder der Winter verflossen, die Eisdecke von der See verschwunden und am Grünendonnerstag Abend war der Spiegel der See so blank und klar, daß die Fischer an diesem Abend wol zum ersten Male wieder hätten zum Blüsen ausziehen können, wenn diese stille Nacht nicht zum Charfreitage geführt hätte, ein Festtag, der ja uns Christenmenschen so recht mahnend vor die Seele stellt, was die Liebe des treuen Gottes durch den Tod Seines eingebornen Sohnes für unsere Sünden gethan.

Kein Fischer spannte an diesem Abend sein Segel, nur der Schneider kehrte sich nicht daran, für ihn gab's keinen Charfreitag; er sah nur die ruhige See, das blanke Wasser, den klaren mit Sternen besäeten Himmel, und das war ihm genug auch heute hinaus zu ziehen zum Blüsen. Vergeblich waren die Mahnungen seiner Genossen, nicht so freventlich den Tag des Herrn zu entweihen, er zog allein hinaus, und bang und ahnungsvoll folgten ihm die Blicke der Zurückbleibenden. Hatte er sich doch soeben, wie nie zuvor, mit lästerlichem Hohne über den bevorstehenden Feiertag der Christenheit ausgelassen und dadurch die Herzen aller Umstehenden mit Schauder erfüllt.

Jetzt war der Spötter mit seinem leichten Boote mitten auf der See, das Kienfeuer seines Bootes flammte hoch auf, und bei demselben sah man ihn einen Aal nach dem andern aus der See holen und mit sprechenden Geberden jedesmal nach seinen Genossen am Strande hinzeigen.

So war die Mitternacht gekommen, der Schneider mußte einen reichen Fang thun, denn immer eifriger sahen die noch am Ufer Zurückgebliebenen ihn mit seiner langen Stange die

See durchfurchen. Aber plötzlich veränderte sich die Scene. Im Nu waren die hellen Sterne am Himmel verschwunden, schwarze Wolken warfen ihre Riesenschatten über die See und der Vollmond verbarg sich hinter denselben; das Salzhaff wurde unruhig und bäumte plötzlich hoch auf, daß die Wellen das Ufer peitschten.

Als die entsetzten Zuschauer wieder ihre Blicke nach dem verwegenen, einsamen Fischer richteten, da sahen sie zwei Kähne statt des einen, und im zweiten flammte auch das Blüsenzeichen, und ein Mann hoch aufgerichtet stand in demselben und hielt drohend die Hand nach dem andern Kahne ausgestreckt.

Athemlos und mit Entsetzen sahen die Zuschauer, wie der Fischer jetzt alle Kraft anstrengte, um sein Boot durch die tobende, zischende See zu treiben und das Ufer zu gewinnen. Umsonst! Immer folgte der Andere, dessen Boot gespenstisch still die See durchschnitt; keine Hand erblickte man, welche den leichten Kahn lenkte und trieb. Jetzt waren die Boote neben einander, jetzt sah man den Fischer auf die Knie sinken und angstvoll die Hände nach der Schreckensgestalt ausstrecken; umsonst. Noch einmal brauste ein gewaltiger Windstoß mächtig über die See — die Kienfeuer erloschen — und Alles war plötzlich in grause, dunkle Nacht gehüllt.

Mit Entsetzen flohen die am Strande Harrenden, hatte der Herr ihnen doch ein Zeichen gegeben, wie er die Frevler straft.

Am andern Morgen lag das Boot zerschellt am Strande; von dem Fischer hat man nie etwas wieder gesehen.

Seit jener Nacht siehet man nun die ewige Blüse, aber nur im Sturm, wenn derselbe die Wogen peitscht. Dann siehet

man ein gebrechliches Boot gespenstisch still durch die schäumenden Wogen gleiten und im Boote stehet ein Mann, gebückt und die Hände gefaltet und wirft sehnende Blicke an's Land; aber er kann es nimmer erreichen. Das Blüsenfeuer flammet im Boote, auch der Sturm vermag es nicht zu löschen; ruhig und still flammt es empor, als wär's eine gar liebliche Sommernacht.

Und wenn ein kühner Fischer es wagt, diesem gespenstischen Blüsenfeuer sich zu nahen, so kann er das Boot doch nie erreichen, denn dasselbe gleitet pfeilschnell durch die stürmende See und fliehet den verfolgenden Fischer.

Nur einmal ist es einem Fischer gelungen, sich der ewigen Blüse zu nahen, als plötzlich dieselbe sich gegen ihn kehrt, und der sonst so traurig in sich versunkene Mann derselben mit drohender Geberde auf den kühnen Fischer einlenket und ihn verfolgt. Nur die Nähe des Strandes macht diesem es möglich, sich zu retten, denn dahin kann die ewige Blüse ihm nicht folgen.

Seit der Zeit wagt es Keiner mehr, sich der ewigen Blüse zu nahen.

Die spukende Tonne von Buchholz bei Schwaan.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Das Kirchdorf Buchholz hat, wie fast alle alten Dörfer, einen Teich mitten im Dorfe. Durch das Dorf geht die alte Landstraße von Bützow nach Rostock.

Auf diesem Wege, von Süden her, vom sogenannten Kirchende kommt alle Nacht eine Tonne in's Dorf gerollt und stürzt sich in den Teich. Obgleich sie Niemandem Schaden zufügt, der sie zufällig auf ihrer Wanderung sieht, so ist es doch bei allen solchen Erscheinungen nicht gut, wenn man absichtlich darauf ausgeht, sie zu sehen und zu beobachten. Ein solcher Fürwitz wird allemal bestraft.

Es fand sich einmal im Dorfe ein beherzter Knecht, der bei einem Bauer diente, dessen Gehöft an dem bezeichneten Wege lag. Dieser Knecht stellte sich eines Abends so, daß er die Tonne sehen konnte, wenn sie ankommen und im Teiche verschwinden würde; und zur Vorsicht hatte er alle Thüren hinter sich offen gestellt, daß er im Nothfalle nach seiner Schlafstelle bei den Pferden flüchten könnte.

Als nun indeß die Zeit herankam, worin die Tonne herbeizurollen pflegte, da ergriff den Neugierigen eine solche Angst nnd Beklommenheit, daß er in vollem Laufe nach seiner Lagerstätte eilte. Aber auf der großen Diele des Viehhauses, über welche sein Weg ihn führte, erhielt er einen so derben Schlag in's Gesicht, daß er fast alle Besinnung verlor und kaum das Bett erreichen konnte. Die Nacht brachte er schlaflos und schweißtriefend zu, auch war er mehrere Tage zur Arbeit unfähig.

Es war freilich nur eine Harke gewesen, die auf der Diele gelegen und dem Knechte, da er darauf getreten, den Schlag versetzt hatte; aber es war doch die Strafe seiner unbesonnenen Neugierde und er konnte froh sein, daß ihm nicht Aergeres widerfahren war. (R. 3.)

Der Heiligegeist- oder Köppenberg bei Kronskamp, unweit Laage.

Eine viertel Meile von Laage, unweit der von dort nach Güstrow führenden Chaussee, liegt, am Fuße des Heiligengeist- oder Köppenberges, der Hof Kronskamp.

Auf dem Gipfel dieses Berges, von dem man eine weite Aussicht über das Wiesenthal der Recknitz hat, soll ehemals die feste Burg Kronskamp gestanden haben. Fürst Heinrich II. von Mecklenburg,*) auch wegen seiner großen Stärke und Tapferkeit der Löwe genannt, hatte dieselbe im Jahre 1291 erbaut. Als nun lange nach dem Untergange dieser Burg dort unten der erwähnte Hof entstand, da legte man ihm den alten Namen der ersteren bei.

Der Name Heiligegeistberg soll daher entstanden sein, weil hier, als Laage in alten Zeiten während eines Krieges mehrere Jahre hindurch eingeschlossen war, die Belagerer sich eine Kapelle, zum heiligen Geiste genannt, erbauet hatten, darin Kirche hielten und ihre Andacht verrichteten. Ueber die Entstehung des zweiten Namens dieses Berges berichtet aber die Sage Nachstehendes:

Die von Heinrich dem Löwen erbauete Burg Kronskamp war nach einigen Jahren ihrer Entstehung einem Ritter über-

*) Fürst Heinrich II. der Löwe, regierender Herr zu Mecklenburg seit 1287, zu Stargard seit 1304 und zu Rostock seit 1323, war der älteste Sohn des hartgeprüften Fürsten Heinrich I. des Pilgers und dessen edlen Gemahlin Anastasie, Herzogs Barnims von Pommern-Stettin Tochter. Er wurde nach dem Jahre 1266 geboren und beschloß sein ruhmvolles Leben am 21. Januar 1329.

geben worden. Dieser wohnte nun hier mit seiner einzigen Tochter, einem jungen, bildschönen Mädchen, Marie mit Namen. Ein gewöhnlicher Knappe des Ritters, sterblich in das schöne Kind verliebt, hatte es gewagt, ihr seine glühende Liebe zu gestehen, und oh, der Glückliche! er fand Erhörung; denn auch Marie war ihrem schmucken Anbeter schon lange im Stillen herzlich gut und mit Leib und Seele zugethan gewesen.

Lange blieb das heimliche Liebesverhältniß der Beiden den Bewohnern der Burg unbekannt, und seelige Stunden gewährte den Glücklichen ihre gegenseitige reine, innige Liebe. Aber ach, endlich entdeckte der Ritter Alles. Außer sich vor Zorn, daß sein Kind einen gemeinen Knappen liebe, daß ein solcher es gewagt, nur ein Auge zu der Tochter eines Ritters aufzuschlagen, ließ er denselben sofort auf dem Hofe der Burg und in Gegenwart aller ihrer Bewohner auf die härteste und schimpflichste Weise auspeitschen. Darnach jagte er ihn aus seinen Diensten und verbot ihm, unter Androhung der fürchterlichsten Strafe, sich niemals wieder in seiner oder seiner Tochter Nähe blicken zu lassen.

Als der stolze, harte Mann also den Knappen mit Schimpf und Schande fortgejagt, ging er zu seiner trostlosen, laut schluchzenden Tochter. Mit finsterer, zorniger Miene, unter den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen verbot er ihr, niemals wieder des so tief unter ihrem Range stehenden Knappen zu gedenken, da er nimmermehr zu einer solchen Verbindung seine Einwilligung geben werde.

Obgleich sich nun auch das arme Kind im namenlosesten Schmerze dem Vater zu Füßen warf; obgleich sie ihn auch flehentlich bat, abzulassen von seinen harten Aussprüchen und Verwünschungen; obgleich sie ihn auch beschwor, nie einem andern Manne ihre Hand reichen zu können, als dem geliebten Knappen;

dem sie ewige Treue geschworen, den sie unendlich liebe und ewig lieben werde, und daß hiervon einzig und allein ihr ganzes, ganzes Lebensglück abhänge, so stieß er sie doch kalt zurück. Denn es war dem alten, stolzen Manne die höchste Kränkung, daß seine Tochter einen solchen Menschen lieben konnte. Ja, eine solche Kränkung seines großen Stolzes konnte bei ihm selbst die besseren Regungen des väterlichen Herzens gegen das einzige, sonst so geliebte Kind unterdrücken und gänzlich zum Schweigen bringen.

Als aber dennoch die sich noch immer am Boden verzweiflungsvoll krümmende Marie mit Bitten und Flehen nicht aufhörte, da schwur im höchsten Zorne der Vater, daß er nie und unter keiner Bedingung, selbst wenn auch seine Tochter darüber zu Grunde gehen sollte, ihre Verbindung mit dem Knappen zugeben werde. Ja er ging noch weiter, indem er dem bejammerungswürdigen, armen Geschöpfe die vernichtenden Worte zuschleuderte: „So wisse denn, daß ich bereits für Dich gewählt!“ Und gebietend setzte er hinzu: „Du wirst über ein Jahr einem Manne von Rang und Geburt Deine Hand reichen, wie es Dir, der Tochter eines Ritters ziemet!“ Und damit verließ er die erstarrte, fast dem Wahnsinne nahe Marie.

Trotz des strengen, harten Verbotes, trotz der Wachsamkeit des Ritters fanden die verzweifelten Liebenden doch Gelegenheit zu heimlichen, nächtlichen Zusammenkünften. Und leider war die Frucht dieser hoffnungslosen Zusammenkünfte eine höchst schreckliche. —— Marie wurde Mutter; aus Furcht vor dem Vater mordete sie ihr zartes Kind und verscharrte es im Dunkel der Nacht.

Bald jedoch erhielt das Gericht Kunde hiervon. — Sein Urtheilsspruch lautete auf Tod durch das Schwert. Nach drei Tagen wurde derselbe schon vor den Thoren der Burg vollzogen;

durch Henkershand fiel hier das müde Haupt der schwergeprüften Marie.

Der treue Knappe aber, außer sich vor Schmerz, stürzte sich mit dem Ausrufe: „Meine Marie, meine arme, arme Marie, ich folge Dir!“ in die nahe Recknitz und fand so ebenfalls, und fast zu gleicher Zeit mit dem heißgeliebten Mädchen, den ersehnten Tod.

Zu spät bereuete jetzt der alte, stolze Ritter seine Härte, und mit Recht klagte er sich als den Urheber aller dieser Schrecknisse an. Zerknirscht, bis in's Innerste der Seele vernichtet, eilte er bald unstät und flüchtig von einem Orte zum andern; dann saß er wieder stundenlang in finsterem Hinbrüten versunken in der weiten Ahnenhalle, deren Bilder kalt und ernst von den Wänden auf ihn herniederschaueten; dann wieder weinte er, rief den Namen seines unglücklichen Kindes und zerraufte sich das schnell gebleichte Haar. Kurz seine Strafe war fürchterlich, sein Zustand schrecklich; bis sich denn endlich der Tod auch seiner erbarmte und seinem freudenlosen Leben ein Ende machte.

Nach allen diesen grausigen Begebenheiten soll nun die zweite Benennung des Heiligengeiſtberges, der Name Köppenberg,*) entstanden sein.

Ist auch die einst so feste Burg Kronskamp längst schon gänzlich verschwunden, so lebt dennoch bis auf den heutigen Tag in dortiger Gegend die Sage fort von dem unglücklichen Liebespaare und ihrem schrecklichen Ende. Mit innigem Mitleiden erzählt sie der schlichte Landmann dem Fremden, der

*) Köpfenberg, von köpfen, enthaupten.

gewiß ebenfalls dem trüben Geschick der Liebenden seine Theilnahme nicht versagen wird und kann.

Oft soll noch jetzt im Dunkel der Nacht vom Berge herab, oder aus der Tiefe der Recknitz, da wo sich der treue Knappe in das Wasser stürzte, der leise Klageton: „arme Marie!“ oder „meine arme, arme Marie!“ durch die stillen Fluren ertönen, und wollen solches dann dort noch Vorbeigekommene schon häufig gehört haben.

Der dumme Teufel und der schlaue Küster zu Eldena bei Grabow.

(Von Fr. Günther, Pastor zu Groß-Methling.)

Die Küsterfrau zu Eldena war einmal zur Abendzeit mit Buttern beschäftiget. Da fragte die kleine Tochter ihrer Nachbarin: „Weshalb hängst Du denn nicht die drei Knebel über das Butterfaß, wie doch die Mutter stets zu thun pflegt?“

Die Küsterfrau verstand zwar nicht so recht, was hinter der Frage stecken möge; aber neugierig, wie Evens Töchter alle, überredete sie die Kleine, die drei Knebel herbeizuholen und hängte sie über das Butterfaß. Und kaum, daß sie den Butterstab ein Dutzend Mal hatte auf- und niedergehen lassen, so war er so schwer geworden in ihrer Hand, daß sie ihn fast nicht mehr zu handhaben vermogte. Sie hob den Deckel ab, um nachzusehen, was vorgegangen sei und — wunderbar! — das ganze Faß war beinahe von Grund auf voll der schönsten, gelben Butter geworden. Wie groß der Reichthum sei, das sah sie erst recht, als die Butter ausgehoben und zusammengeknetet war.

Da schlug sie voll freudigen Erstaunens die Hände zusammen über die schöne, große Butterschlage und konnte sich gar nicht satt daran sehen, in der herrlichen Aussicht, wie fett sie nun den Kohl kochen, und den Pfannkuchen backen. und das Eirühr schmoren und die Fische braten und das Brot bestreichen könne.

Während die gute Frau aber noch so dastand in ihrer Herzensfreude, kam ihr plötzlich ein grinsend freundliches Mannsgesicht vor Augen, das unter einem großen, mit einer Hahnenfeder gezierten, dreieckigen Hute zur Thür einsah.

„Es freut mich," sprach der Fremde, „Euch einen kleinen Dienst erwiesen zu haben! So guten Frauen gefällig zu sein, wie Ihr deren eine seid, ist mir allemal eine wahre Seelenlust. Gerne will ich Euch auch ferner zu Gefallen sein; schreibt nur Euren Namen in dies Buch, damit ich Euer nicht vergesse!" und dabei hielt er ihr ein großes schwarzes Buch zur Eintragung ihres Namens hin.

Man sieht's, der Mann verstand den Fuchsschwanz gut zu streichen, und wer weiß, was die Küsterfrau gethan haben würde, wenn nicht glücklicher Weise in diesem Augenblick ihr Mann herzugetreten wäre. Der hatte von ferne des Fremden Worte mit angehört und fragte nun: „„Was ist es denn, womit Ihr meiner Frau gedient haben wollt?""

„Dies Geschenk hier," erwiederte der Fremde, auf die drei Knebel hinweisend, „das ich Eurer Nachbarin gegeben habe, hat Eure Frau sich angeeignet. Butter bringt's Euch, soviel Ihr haben wollt und in Eurem Willen steht's, wollt Ihr's behalten, oder nicht!"

Hier schob ein leiser Luftzug den einen Zipfel vom Mantel des Fremden so weit zurück, daß es gerade genug war, unter dem langen Kleidungsstücke einen Pferdefuß dem Küster sichtbar zu machen. Dies war dem erfahrnen und muthigen Manne

genug; statt aller Antwort griff er flugs nach den drei Knebeln hin und schleuderte sie mit solcher Gewalt dem Bösen in's Angesicht, daß dieser rücklings der ganzen Länge nach zu Boden fiel.

Das war nun aber dem Bösen außer allem Spaß und er sah nun wol, daß hier ihm sein Weizen nicht blühen werde. „Ist's so gemeint," sprach er sich aufraffend, „so nehme ich Alles als mein Eigenthum zurück, und damit that er, zum großen Schrecken der Küsterfrau, als guter Frankfurter einen kühnen Griff in die Butter.

Allein so flink ging's nicht, mit dem Küster fix und fertig zu werden. Der war ein Mann von altem Schrot und Korn, der nicht zum schlimmen Spiel eine gute Miene machte. „„Gemach, gemach, Herr Uriau,"" sprach er, „„Ihr seid zu eilig bei der Sache! die Butter gehört nicht Euch allein, sondern mir und Euch. Sie ist aus meiner Milch und Euren Knebeln. Wollt Ihr, so will ich sie theilen zwischen uns! Nur so sind wir geschiedene Leute!""

Das Pulver hat der Teufel nicht erfunden und fand auch nicht, was gegen den Vorschlag einzuwenden war. „So theilet denn!" war die kurze, verdrossene Antwort, die er murrend von sich gab.

Da theilte der Küster; aber er theilte so, daß er das Meiste behielt. Und nichts war dagegen auszurichten, wie kurrig auch der dumme Teufel sich gebehrden mogte.

Der Einfaltspinsel hatte ja nur Theilung sich bedungen; aber nicht eine Theilung in gleiche Hälften. So ward er denn über's Ohr gehauen und mußte mit langer Nase davonziehen; denn wie der Mann ist, wird ihm die Wurst gebraten.

Ein seltsamer Mann zu Oberhagen bei Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Rövershagen.)

Der berüchtigte Jäger Brandt*) hat in der Zeit gelebt, wo preußische Werber überall, wo sich Gelegenheit dazu geboten hat, große und starke Leute zu Soldaten geworben, und wenn sie nicht gutwillig sich dazu haben verstehen wollen, sie mit Gewalt fortgeschleppt haben.

So haben die Werber damals auch in Oberhagen bei Rostock einen Tagelöhner im Auge gehabt, den sie gerne bewogen hätten, Soldatendienste zu nehmen. Da sie aber gefürchtet haben, daß er nicht gutwillig sich dazu verstehen werde, so haben sie mit Gewalt ihn dazu zwingen wollen. Sie dringen deswegen des Nachts in sein Haus.

Der Mann wird dies gewahr und springt aus dem Fenster. Die Preußen laufen ihm nach. Es liegt Schnee; er aber ist barfuß und im bloßen Hemde. Deshalb will er nicht gerne weit vom Hause abgehen. Er läuft deswegen nach einem in der Nähe sich befindenden Brunnen. Die Werber jagen ihn um den Brunnen herum. Er geräth jedoch endlich so in die Klemme, daß er nicht weichen kann und springt deswegen über den Brunnen. Dabei ergreift einer seiner Verfolger den Zipfel seines Hemdes, behält aber nur diesen Zipfel in der Hand, während der Tagelöhner selbst mit dem übrigen Theile des Hemdes entkommt und Aufnahme findet bei jenem Jäger Brandt in Heinrichshagen, welches jetzt ein ziemlich großes Dorf ist, wo damals aber nur die Jägerwohnung allein gelegen haben soll. Es liegt eine halbe Stunde von Oberhagen entfernt.

*) Siehe Seite 137 bis 140 dieses Bandes.

Jener Tagelöhner soll viele Kraft gehabt haben, aber auch sehr viel haben essen können. Er soll einen ganzen Grapen voll Klöße mit einem Male aufgegessen, dann aber auch drei Tage genug gehabt haben. Er ist dann drei Tage im Walde beim Ausroden der Stämme geblieben und hat, je mehr der Hunger angedrängt hat, desto mehr den Schmachtriemen angezogen.

Einiges über sogenannte Hünensteine und die Sage von den Hünen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Wer einmal den Weg von Groß-Flotow bei Penzlin nach der zu diesem Gute gehörenden Meierei gegangen ist, dem wird gewiß auch die rechts vom Wege, in der Gegend der kleinflotower Windmühle vereinzelt im Felde stehende Eiche nebst dem daneben liegenden mächtigen Granitblocke aufgefallen sein. Und beide sind auch der Beachtung werth; der Stein wegen seiner Größe und beide, Eiche und Stein, weil sie mit einander verwachsen zu sein scheinen, gleich als hielte sich Einer am Andern, um so vereint besser den Stürmen der Zeit und des Wetters widerstehen zu können.

Der Stein hat so ziemlich die Form eines schräg abgeschnittenen Kegels mit unregelmäßiger, etwas in die Länge gezogener Grundfläche. Seine größte Höhe hat er neben der Stelle, wo er mit der Eiche so eng verbunden ist, und mißt er dort von der Erde aus reichlich sieben Fuß, also daß ein Mann von mittlerer Größe mit ausgerecktem Arm nur gerade die Spitze ablangen kann. Der Umfang beträgt zwischen 40 und

50 Fuß. Die geneigte Fläche ist südwärts gekehrt und bemerkt man, mehr nach der Spitze zu, auf derselben in einer bogigen Linie sieben kleine, noch ziemlich deutliche, halbkugelförmige Vertiefungen.

Von diesem Steine erzählt man sich, daß er nicht immer hier gelegen habe, sondern daß ein Hüne*) ihn aus der Gegend von Strelitz, also drei Meilen weit, mit einem Wurfe hergeworfen habe, und daß durch den Druck seiner Hand die obenerwähnten Vertiefungen als Fingerspuren entstanden seien.

Auch bei Penzlin lag vor Zeiten ein ähnlicher, aber platterer Stein unweit des Stadthofes, welche Gegend man noch heute mit dem Namen „bi'n Hünenstein" bezeichnet. Dieser Stein ist nach Versicherung alter glaubwürdiger Leute so groß gewesen, daß auf seiner ziemlich ebenen Oberfläche sieben Menschen haben neben einander liegen können. Er ist jetzt aber nicht mehr dort, sondern man hat ihn, um ihn wegzuschaffen und zu benutzen, in kleinere Stücke zersprengt. Diesen Stein sollte ebenfalls im grauen Alterthume ein Hüne dahin geworfen haben und zwar von Neuendorf bei Neubrandenburg aus in der Absicht, den penzliner Kirchthurm zu treffen und umzuwerfen, doch soll ihm dies nicht geglückt sein, indem er zu weit rechts geworfen hat.

Ferner befindet sich in dem südwestlichen Theile der Stadtmauer Penzlins und zwar an der Innenseite ein Granitstein, der an der hervorragenden Kante rundlich ausgehöhlt ist.**) Dieser soll gleicherweise das Wurfgeschoß eines strelitzer Hünen gewesen und die Vertiefung durch den Druck seines Daumens entstanden sein.

*) Riese, welche man für die ältesten Bewohner Mecklenburgs hält.
**) Vielleicht auch ein alter halber Taufstein, eine sogenannte Fünte.

Derartige Sagen scheinen sehr verbreitet zu sein; mindestens erzählt man Aehnliches von einem bei Treptow liegenden großen Steine, den man dem Wurfe eines Hünen von Neubrandenburg zuschreibt, und auch von einem Orte in der Nähe von Rostock weiß man eine gleiche Geschichte.

Dieser Ort liegt an dem rechten Ufer der Unterwarnow, etwa eine Meile von Rostock, neben einem Tannengehölze und führt im gemeinen Leben den Namen „de dre Bröre".*) Es sollen nämlich einmal bei dem gegenüberliegenden Lütten-Klein drei Hünen-Brüder gewohnt haben. Diese wurden mit einander darüber uneinig, wer unter ihnen der Stärkste wäre. Um den Streit zu schlichten, suchten sie sich die drei größten Steine, welche nur in der Gegend zu finden waren. Mit diesen warfen sie nach einander nach dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses, aber nur einer erreichte das Ziel und dieser wurde denn auch als der Stärkste und der Anführer von den beiden andern Brüdern anerkannt.

Hier mögte auch gleich der gelegene Ort zur Mittheilung dessen sein, was ich sonst noch von alten Leuten über die Hünen habe erzählen hören. Im Allgemeinen ist es dies:

Ehe noch die Wenden nach Mecklenburg kamen, wohnten hier im Lande die Hünen, ein Riesenvolk, das aber schon längst ausgestorben ist. Nur ihre Gräber, die Hünengräber, sind noch nachgeblieben. Diese geben uns indeß Beweis genug, was für ein mächtiges und starkes Volk es gewesen sein muß, das darunter begraben liegt. Als die Kleinen, „de Lütten", in's Land kamen, war der Hünen Herrschaft zu Ende und sie starben endlich auch nach und nach ganz aus.

Zu dieser Zeit geschah es, daß ein Hünenvater seiner jun-

*) Die drei Brüder.

gen Tochter den Auftrag machte, die Schweine hinab in's Holz zu treiben.

Vorher hatte das Riesenmädchen noch nie die elterliche Behausung verlassen und so war es also nicht wenig erstaunt, als es zum ersten Male die ihm noch ganz fremde Welt erblickte. Am meisten verwunderte es sich über ein kleines Geschöpf, das nach seiner Meinung wol Aehnlichkeit mit Menschen hatte, aber doch zu klein war, um Mensch sein zu können, und das hinter einem eben so winzigen Pfluge, mit zwei niedlichen Oechslein bespannt, herging. Es hatte nichts Eiligeres zu thun, als „das prächtige Spielzeug" mit den Händen zusammen zu fegen und in die Schürze zu thun. Dann eilte es mit vollen Sprüngen zum Vater zurück, um dem auch den guten Fund zu zeigen.

Der Vater aber schüttelte ernst und traurig den Kopf und sprach: „Det sünd uns' Vebriewer, Kind; vör de möt'n wi wieken!" *) worauf es naiv meinte: „„Sal'k denn nich en Pöhlken maken und se doarin versöpen?"" **)

Das aber gab der Vater nicht zu, indem er meinte, es würde ihnen das zu nichts helfen, denn „de Lütten kriegen uns doch ünne!" *)

Und so ist es auch geschehen; und hätten die Hünen nicht die großen Gräber gemacht und die mächtigen Steine allenthalben aufgerichtet, so würde man auch nichts mehr von ihnen wissen.

---

*) „Das sind unsere Vertreiber, Kind; vor denen müssen wir weichen!"

**) „„Soll ich denn nicht ein Pfuhlchen machen, und sie darin ertränken?""

***) „Die Kleinen kriegen uns doch unter!"

Der Stein mit den Riesenfinger-Spuren auf dem gross-flotowschen Felde bei Penzlin.

Zu Neubrandenburg wohnte früher ein Riese oder sogenannter Hüne, der sich auf seinen Spaziergängen immer gar sehr über den Kirchthurm von Groß-Flotow ärgerte, indem er sich lächerlicher Weise eingebildet hatte, derselbe benehme ihm die Aussicht.

Als unser Herr Riese nun eines schönen Tages wieder einmal etwas spazieren ging und gerade nicht bei all' zu guter Laune war, ergriff er, in einer plötzlichen Aufwallung von Zorn über den ihn jetzt wieder störenden groß-flotowschen Kirchthurm, einen mächtigen Steinblock — von 14 Fuß im Durchmesser — mit solcher Kraft, daß sich seine Hand tief in denselben eindrückte, und schleuderte ihn mit großer Gewalt nach dem Gegenstande seines Aergers.

Doch der Herr schützte Sein Haus; der Stein traf nicht, sondern fiel machtlos auf dem Felde von Groß-Flotow, am Fuße einer Eiche nieder, wo er auch noch heute und diesen Tag liegt und vielfach besehen und angestaunt wird.

---

*) Als ich diese Sage bereits längere Zeit niedergeschrieben hatte, wurde mir erst der vorstehende geehrte Beitrag. Da nun aber das, was ich hierüber gehört, etwas anders lautet, als soeben schon mitgetheilt ist, so lasse ich deshalb auch die mir gewordene Erzählungsweise sofort nachfolgen.

Die Glocke zu Wildenitz bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Es spielten auf der Wiese am ruhigen See*)
Die Kinder des Dorfes, wie flüchtige Reh';
Sie warfen bald Strümpfe und Jacken in's Gras,
Die Luft war ja heiß und die Wiese nicht naß.

Wol ein'ge Stunden sie vergnügten sich schon,
— Wie bald sind im Spiel nicht die Stunden entflohn! —
Als dem kindlichen Blick sich deutlich und klar
Nicht weit von ihnen zeiget ein Glockenpaar.

Sie forschen nicht lange, woher und wohin,
Mit der Thatsach' gnügt sich der kindliche Sinn;
Sie springen jubelnd an die Glocken heran
Und legen auf eine ihre Kleider dann.

Froh spielen sie fort bis zu der Abendstund',
Doch da thut sich ihnen plötzlich And'res kund,
Die nicht behangene Glocke sich jetzt regt
Und unter Geläut nach dem See hin bewegt.

„Susanna, nimmer wieder zu Lande!“ es klingt
Und damit sie tief in's Wasser versinkt.
Es hat sie niemals Jemand wieder geseh'n;
Doch die and're blieb auf dem Lande stehn.

*) Dieser See ist schon seit Jahren ausgetrocknet und zur Wiese geworden.

Sie war durch die Kleider der Kinder gebannt
Und mußte drum bleiben auch auf dem Land.
Die Leute von der Arbeit laufen herbei
Und nahen sich der Stätte in furchtsamer Scheu.

Als Staunen und Wundern sich endlich gelegt,
Hat vielfach man hierhin und dorthin erwägt,
Was nun mit der Glocke zu beginnen wol sei,
Die für Mild'nitz zu groß, zu kostbar und neu.

So kommt man schließlich dahin überein,
Die Glocke zu fahren nach Woldegk hinein
Und dort zu veräußern sie gegen baar Geld,
Das den höchsten Werth doch für sie stets behält.

Zwei Pferde man spannt vor die Glocke an,
Im langsamen Schritt geht es durch's Dorf alsdann;
Doch wie der Führer das Dorf verlassen will,
Da steht die Glocke wie angenagelt still.

Man legt bis zu vier und zwanzig Pferden vor,
Doch die Glocke steht fest wie im tiefsten Moor,
Nichts rührt sie vom Flecke und Jedermann spricht,
Mit rechten Dingen geschehe dieses nicht.

Da kehrt mit zwei Ochsen vom Felde gerad'
Ein Mann, der die Sache durchschauet bald hat.
Er rathet: „Oh laßt doch die Glocke im Ort,
Ihr schafft sie doch nimmer von hier weiter fort!"

„Was würde der Erlös in Woldegk auch sein?
Ich schaffe sie wieder in's Dorf uns hinein;

Es kann ja ihr lieblich ertönender Klang
Auch hier bei uns erschallen das Dorf entlang!"

Sie folgen den Worten und er spannet an;
In wenig Minuten ist das Werk gethan.
Leicht schaffen die Ochsen die Glocke jetzt fort,
Der Friedhof wird ihr einstweil'ger Ruheort.

Bald d'rauf hat einen Glockenstuhl man erbaut,
Darin hat das Auge die Glocke erschaut;
Und feierlich tönte ihr helles Geläut
Ueber's Dorf und die Fluren von Mild'nitz weit.

Als später ein Kirchlein das Dorf hat geziert
Und man einen Thurm daran hat aufgeführt,
Da bracht' in den Thurm diese Glocke man auch,
Und heute noch dient sie zum frommen Gebrauch.

Die Maränen im Schaalsee bei Zarrentin.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer in Röbel.)

Der Ort Zarrentin, am südwestlichen Ende des Schaalsees gelegen, erhielt im dreizehnten Jahrhundert ein Nonnenkloster Cisterzienserordens. In der Mitte des Fleckens, auf dem Kirchenplatze, steht noch das mittelalterliche, massiv aus Mauersteinen aufgeführte Klostergebäude, und wo einst fromme Ordensschwestern in stiller Beschaulichkeit lebten und geräuschlosen Schrittes zur Hora und Vesper eilten, da wird jetzt über

die Aufrechthaltung bürgerlicher Gesetze gewacht und Steuer und Pacht erhoben; die Behausung der Nonnen ist in ein Amtshaus umgewandelt worden.

Wie überall, wo Klöster angelegt wurden, ist auch der Flecken Zarrentin sehr hübsch gelegen, und besonders ist es der mit schönem Laubholz umstandene Schaalsee, der dem Orte und der ganzen Gegend einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

In nicht geringem Ansehen steht der See aber dadurch, daß sich in ihm die so schmackhafte große Muräne — salmo muraena — findet. Dieser Fisch, der im mittelländischen Meere und in den Seen Italiens heimisch ist, stand schon bei den Römern wegen seines schmackhaften Fleisches in großem Rufe, so daß die Begüterten eigene Muränenteiche hatten.

Die Nonnen des zarrentiner Klosters hatten genug von dem schönen Fische gehört, um lüstern nach ihm auszuschauen. Aber Italien mit seinen Teichen und das mittelländische Meer ist weit, — wo ist der Bote zu finden, der beflügelten Fußes das Verlaugen der genügsamen Schwestern stillt?

Da nahet sich ihnen, wie überall, wenn die Begierde der Sinne maßlos wächst, der Teufel, und indem er noch ihre Lust zu erhöhen sucht, bietet er sich ihnen als Bote an.

Die Nonnen beben zurück vor dem Vater der Lüge; sie wollen doch lieber dem Genusse entsagen, als mit ihm in irgend eine Gemeinschaft treten. Aber so leicht giebt Jener seine Versuchungen nicht auf, und als die Schwestern sich nicht länger der Lust erwehren können, übernimmt der Teufel die Botschaft; jedoch muß er sich verpflichten, die Muränen zu Mittags 12 Uhr auf den Tisch zu stellen, wofür sich die Nonnen ihm zum Eigenthum versprechen.

Schnell macht sich der Böse auf den Weg. Doch kaum ist er von dannen, als die Schwestern Reue und Grauen vor

dem Schrecklichen ergreift. Sie treten berathend zusammen und kommen bald darin überein, den Zeiger der Thurmuhr, der schon auf halb zwölf steht, eine halbe Stunde weiter zu schieben.

Es geschieht, und kaum ist der letzte Schlag der Mittagsstunde verklungen, als der Teufel über den Schaalsee daher fährt und in seinem Grimme, daß ihm der Lohn entgangen, die Fische in das Wasser fallen läßt.

Der Schaalsee nahm die Fremdlinge auf und sie sollen in demselben bis auf unsere Tage herab prächtig gedeihen.

Die Entstehung des Sees bei Probst-Jesar, unweit Lübtheen.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Wenn Mecklenburg auch sonst so gesegnet und reich an Landseen ist, daß durchschnittlich auf jede Quadratmeile zwei derselben zu rechnen sind, so ist doch die südwestliche Gegend des Vaterlandes — die Heideebene und die Umgegend von Boitzenburg — fast gänzlich ohne Seen. Die beiden einzigen, welche sich in dieser großen Ebene finden, sind die jesarschen, nämlich bei Probst-Jesar und Kirch-Jesar. Daß auch diese beiden Seen nicht groß sind, hört man schon an dem Namen der bei denselben gelegenen Dörfer, welcher slavisch ist und zu deutsch Teich heißt.

So klein auch beide Seen sind, so merkwürdig sind sie doch. Der See bei Kirch-Jesar ist bei einer noch unerforschten

Tiefe voller Morast, Modde und Schlamm und hat selten mehr als zwei oder drei Fuß Wasser über dem Schlamm; der bei Probst-Jesar aber, durch seine abschüssigen Ufer schon gefährlich, steht auf seinem Grunde voller großer Eichen und anderer Waldbäume, weßwegen man von ihm auch glaubt, daß er durch einen Erdfall entstanden ist.

Trotz des unverdorbenen Aussehens der großen Eichen, die auf dem Grunde des letzteren stehen, ist derselbe doch höchst wahrscheinlich schon in vorchristlicher Zeit entstanden und das dabei liegende Dorf Probst-Jesar erst später an seinen Ufern emporgestiegen, sich seinen Namen von dem Wasser erborgend.

Die Sage aber erzählt, daß das Dorf schon lange gestanden hatte und bereits zu einigem Wohlstand gekommen war, ehe der kleine See entstand. Ueber die Entstehung desselben berichtet sie Folgendes:

Das Volk, welches früher in dieser Gegend wohnte, war zwar kein sehr arbeitsames und fleißiges, aber doch durchaus auch kein faules zu nennen. Es hatte den Boden, der damals freilich um ein Bedeutendes besser war, als jetzt, urbar gemacht und bauete fast alle Nahrungsmittel selbst. Auch seine Hütten zeigten, daß dieses Volk nicht mehr auf einer ganz niedrigen Kulturstufe stand.

Es lebte aber auch noch ein anderes Volk in dieser Gegend, welches hier zwar nicht ansässig war, aber dieselbe doch bettelnd, stehlend, wahrsagend und glücklügend durchzog. Es waren dies die „Taters",*) welche freilich das ganze Land durchstreiften, aber doch besonders in dieser Gegend sich aufhielten. Täglich wurden die Dörfer dieses Landestheils von großen Banden des berüchtigten Volkes bettelnd, und wenn sie

*) Zigeuner.

stark genug waren, plündernd durchzogen. Kein Wunder war es darum, wenn sie an den Thüren der Dörfler „getröstet“ wurden, sobald solche sahen, daß die Banden Gewalt zu gebrauchen nicht stark genug seien.

Eine solche nicht sehr starke Bande hatte eines Tages auch das später mit dem Namen Jesar belegte Dorf durchzogen, aber vergebens vor den Thüren um eine Gabe angehalten. Mißmuthig und voll Wuth und Grimm hierüber lagerte sie sich am Ende des Dorfes in einem kleinen Eichenhain, welcher dem Dorfe sowol zur Zierde gereichte, als er den Bewohnern desselben Schatten und Erquickung gewährte, wenn sie sich in der Mittagssonnenhitze dort ausgestreckt hatten. Hier berathschlagte die Bande, welchen Fluch sie über das Dorf aussprechen, welches Unglück sie über dasselbe verhängen, welche Rache sie nehmen wollte.

Den rothen Hahn über die Dächer fliegen zu lassen, schien Allen zu gelinde, da die Hütten bei dem Holzreichthum bald wieder aufgebaut sein würden. Die ganze Umgegend in eine Koby oder in einen Salzsee zu verwandeln, stand nicht in ihrer Macht, obgleich in diesen Wunsch die ganze Bande von Herzen einstimmte.

Nach langem Hin- und Herlenken ihrer fluchbrütenden Gedanken trafen sie endlich dahin zusammen, den Dorfleuten den erfreulichen und erquickenden Schatten dieses schönen Eichenhaines zu rauben, und damit er nie wieder entstehen könne, diese Stätte in einen See zu verwandeln.

Da aber die Taters nicht die Kraft besaßen, durch ein bloßes Zauberwort das Bestehende zu vernichten und etwas Anderes dafür in's Dasein zu rufen, so war es ihnen auch jetzt nicht möglich, durch die Macht des Zaubers allein ihren Plan in Ausführung zu bringen; sie mußten sich, wie immer, dazu

auch noch eines natürlichen Mittels bedienen. Solches Mittel wurde hier ein Pferdekopf, in welchen sie Quecksilber gossen und ihn alsdann unter allerlei Fluch- und Verwünschungsformeln vergruben.

Noch hatte der Pferdekopf keine Stunde gelegen, als er eine kreiselnde Bewegung annahm. Diese Bewegung wurde mit jedem Augenblicke geschwinder und nahm endlich so sehr zu, daß der Pferdekopf mit einer furchtbaren Kraft die Erde theils wegwarf, theils so zusammenpreßte, daß nach jahrelanger Ablagerung daraus der beste Gypsstein geworden ist.

Als der mit Quecksilber gefüllte Pferdekopf also die von Eichenwurzeln durchzogene, sehr zähe und zusammenhängende und deshalb schwer zu zerreißende und fortzuschleudernde Oberfläche an vielen Stellen durchbohrt und alle Erde darunter auf eine Stelle zusammen gedrängt hatte, versank sie mit Allem, was darauf war. Und so mußten denn auch die Eichen mit in den Abgrund, wo sie sich noch bis auf den heutigen Tag befinden und zu sehen sind.

Auch die Zigeuner, welche die Gefahr noch nicht so nahe glaubten, versanken und konnten sich nicht retten aus dem von allen Seiten auf sie eindringenden Wasser. Sie wurden die ersten Opfer ihres eigenen zum Fluch bestimmten Werkes. Furchtbar waren ihre Verwünschungen, gräßlich ihre Worte, als das Wasser über ihren Häuptern zusammenschlug. Tod und Verderben, schrien Einige, solle Jeden treffen, der sich auf dieses Wasser wagen werde; Andere bestimmten die Zeiträume, in welchen sie einen aus dem von ihnen verdammten Volke nachholen wollen ꝛc.

Und leider hat sich dies schon oft erfüllt; schon oft hat ein unvorsichtiger Bader, Glittscher oder Booter hinunter müssen in das nasse Grab.

Noch vor etwa 40 Jahren hörten an dem See vorbeigehende Tagelöhner eine Stimme aus dem Wasser rufen: „Tied un Stunn is üm, äwa noch is dei Mann nich hia!“ *)

Kaum war aber die Stimme verschollen, als ein wohlgekleideter Herr auf einem Grauschimmel durch die Tannen daher trabte und sein durstiges Rößlein auf den See zulenkte, um es dort zu tränken; denn Staub und Sonnenhitze hatten gleich ermattend auf dasselbe gewirkt. Die erstaunten Tagelöhner standen noch unschlüssig da, ob sie den Fremdling warnen sollten oder nicht, als derselbe schon vor ihren Augen verschwand und in die Tiefe des Sees sank.

Den Bemühungen der Fischer gelang es freilich, den Fremden als Leiche wieder aus dem Wasser zu ziehen; dies vermogte aber nicht die über diesen Todesfall höchst unglückliche Braut in Lübtheen zu trösten, zu welcher der Verunglückte auf der Reise gewesen war, um durch den Segen der Kirche auf immer mit ihr verbunden zu werden.

Das spukende Edelfräulein von Kiekindemark bei Parchim.

Den höchsten Gipfelpunkt ihrer Blüthe erreichte die jetzt leider etwas heruntergekommene Vorderstadt Parchim bald nach ihrer Entstehung, in jenen romantischen Zeiten des Mittelalters. Durch ihren ausgebreiteten Handel und großen Gewerbefleiß war sie rasch zu Macht und Größe, zu bedeutendem Ansehen und Reichthum gelangt, so daß Parchim damals nicht allein die Hauptstadt des Linnenhandels, sondern auch die volksreichste, *) begütertste und mächtigste von allen Landstädten unseres Vaterlandes war.

*) „Zeit und Stunde ist um, aber noch ist der Mann nicht hier!“

Zu dieser Zeit befanden sich im weiten Bogen rings um Parchim, auf den Grenzen der ausgebreiteten städtischen Feldmark, die Landwehr genannt, in angemessenen Entfernungen von einander, viele befestigte Außenwerke, worin zu jeder Zeit Bewaffnete wachten, um Stadt und Feld vor den Ueberfällen der damals so zahlreichen Raubritter und sonstigem raubenden und stehlenden Gesindel zu schützen.

Von diesen vielen befestigten Außenwerken ist jetzt fast nichts mehr vorhanden, ja man kennt kaum noch die Orte, wo sie ehemals gestanden haben. Nur von einem einzigen solcher Schutzbaue, die Steinburg genannt, ist noch der Warthethurm ziemlich erhalten, der sich auf der wallartigen Landwehr, unweit der schalentiner Mühle gegen Strahlendorf hin, befindet und allgemein unter dem Namen der parchimsche Fangelthurm bekannt ist.

Eine solche feste Schutzburg befand sich auch auf einem Berge an der städtischen Grenze im Sonnenberge,**) nicht weit von dem jetzigen, später hier entstandenen Hofe und Forstgehöfte Kiekindemark, welche diesen ihren Namen der längst untergegangenen Burg***) entlehnt haben.

Hoch aufgethürmt von Felsen lag hier nun in alten Zeiten die Burg Kiekindemark und schaute weit hinaus mit ihrem hohen Wartthurme bis in das nahe Land der Markgrafen von Brandenburg hinein. Es soll Kiekindemark die festeste und

*) Parchim hatte zu damaligen Zeiten 13- bis 14,000 Einwohner, während es deren jetzt nur 6762 zählt.

**) Der Sonnenberg heißt eine sich südwestlich von Parchim hinziehende, größtentheils bewaldete Kette von Anhöhen.

***) Das Erbauungsjahr der Burg Kiekindemark ist unbekannt, ihr Ursprung verliert sich in's graue Alterthum und nur muthmaßlich wollen sie einige Forscher schon zu Ende des 11. Jahrhunderts entstehen lassen.

stärkste aller parchimschen Grenzburgen gewesen sein, da die Bestimmung der hier wachenden Krieger die war, Stadt und Gebiet gegen die besonders hier sehr zahlreichen und mächtigen adligen und nichtadligen Räuber zu schützen, welche vorzüglich das schmale, buschigte Ufer der Elde, sowie auch den damals weithin und fast undurchdringlich bewaldeten Sonnenberg*) zu ihren Schlupfwinkeln und zum Tummelplatze ihrer Thaten gemacht hatten. Als aber Parchim später in den Besitz der Herzoge von Sachsen gelangt war und dort zu Anfang des 13. Jahrhunderts die sächsische Fürstin Helena residirte, da wurde die Burg Kiekindemark noch mehr befestiget und erweitert, auch die Besatzung derselben so vergrößert, daß sich nun über 300 Reisige nebst ihren Rittern in ihren Mauern befanden. Man fürchtete namentlich zu dieser Zeit, außer den erwähnten kleineren Einfällen für einen solchen größeren von Seiten der Markbrandenburger, weshalb den hier die Aufsicht führenden Rittern noch ganz besonders anempfohlen wurde, stets ein wachsames Auge auf die Mark zu haben. Hierdurch soll denn das Losungswort „Kiek in de Mark!“**) unter den dortigen Kriegern, wie überhaupt die Benennung der ganzen Burg entstanden sein, da sie zu Anfang ebenfalls wie die bereits erwähnte bei Schalentin, den Namen die Steinburg führte.

Von dieser alten Burg Kiekindemark erzählt uns nun die Sage eine grausige Begebenheit, die sich in alten Zeiten in ihrer Nähe zugetragen haben soll, und die ich jetzt in Nachstehendem wiedergebe.

---

*) Auch der berüchtigte Räuber Vieting soll hier sein Wesen getrieben und seinen Schlupfwinkel nicht weit von Kiekindemark, in der noch jetzt vorhandenen Vietingshöhle, gehabt haben. — Siehe die Sage „die Vietingshöhle im Sonnenberge bei Parchim,“ erster Band Seite 98 bis 104.

**) „Schau' in die Mark!“

Als die Herzogin Helena von Sachsen noch in Parchim auf der dortigen fürstlichen Burg*) residirte, befand sich ein Edelfräulein von wunderbarer Schönheit und großem Liebreiz an ihrem Hofe. Viele Ritter trachteten nach der Huld und Minne dieses schönen Wesens, doch stolz und hart wies sie alle ab; sie wollte höher hinaus, als das Weib eines gewöhnlichen Edelmannes werden. Unter ihren Anbetern befand sich auch ein ebenso tapferer als schöner Ritter, zwar von untadeliger Geburt aber nur niederen Adels, der besonders stark für die reizende Spröde schwärmte, sich so sehr in dieselbe verliebt hatte, daß er meinte, ohne ihren Besitz nicht leben zu können. Obgleich auch er schon verschiedene Male mit seinen Bewerbungen abgewiesen war, so konnte ihn dies dennoch nicht von neuen Anträgen abhalten, da er immer heftiger in Liebe für das schöne Fräulein entbrannte.

Mit innerem Wohlgefallen, mit boshafter Freude sah das kalte, herzlose Edelfräulein die Liebe des jungen Ritters sich immer mehr zu ihr steigern; dies hatte sie gerade gewünscht und herbeizuführen gesucht. Sie wollte sich dem leidenschaftlichen Schwärmer erst ganz unentbehrlich machen, sich seiner erst ganz versichern, um dann desto gewisser einen längst gehegten Racheplan ausführen zu können.

Durch allerlei Ränke, durch die Künste ihrer hohen Reize und Schönheit war es dem schändlichen Geschöpfe denn auch bald gelungen, den feurigen Ritter ganz an sich zu fesseln und in ihre Netze zu ziehen, ihn soweit zu bringen, seine Liebe zu ihr so mächtig zu entflammen, daß er zu Allem fähig war, was sie um den Preis ihrer unwürdigen Hand, ihres schwarzen

*) Dieselbe lag auf dem jetzigen Bleicherberge und ist schon längst jegliche Spur davon verschwunden.

Herzens von ihm fordern würde; denn der Argverblendete belagerte sie jetzt förmlich, verfolgte sie auf Schritt und Tritt und ließ nicht ab mit Bitten, Anträgen und Liebesbetheuerungen. Und so schien denn nun der Abscheulichen der rechte Zeitpunkt zur Ausführung ihres schändlichen Plans gekommen; deshalb nahm sie plötzlich die stürmischen Bewerbungen des Ritters scheinbar huldvoll auf, ja sie versicherte ihm sogar mit frecher Stirne, daß auch sie ihm wahrhaft zugethan sei, und versprach ihm endlich Herz und Hand, sobald er ihr seine große Liebe und seinen hohen ritterlichen Sinn und Muth durch die That bewiesen haben werde, da sie nur das Weib eines solchen Mannes, eines Würdigen werden wolle und könne.

Außer sich vor Wonne und Glück über die so plötzliche, günstige Wendung seines Geschickes, schwur der sich nun mit einem Male dem so sehr ersehnten Ziele aller seiner Wünsche und Bestrebungen nahe wähnende, schrecklich getäuschte Ritter, sofort zu Allem bereit zu sein, was die Dame seines Herzens von ihm verlangen werde; selbst wenn's auch das größte Wagestück sei, es doch mit Gott für seine Liebe zu unternehmen und zu vollbringen, oder dabei unterzugehen.

„So erklimmt denn, Herr Ritter, morgen um die Mittagsstunde, gewappnet und bewehrt, auf Eurem Streitrosse die steilste Bergeshöhe der Burg Kieskindemark und kehrt auf demselben Wege im Galopp zu mir, in meine Arme, an mein Herz zurück; dann bin ich Euer, dann glaube ich an Eure Minne, an Eure echte Ritterlichkeit!“ Also sprach das schöne Edelfräulein, die falsche, heuchlerische Schlange.

Noch einmal schwur der Ritter hierzu bereit und zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle zu sein, um in Gegenwart seiner Herzenskönigin das geforderte Wagestück auszuführen.

Ja, wol war es ein Wagestück, ein gefährliches, ein gräßliches, das wußte auch die Fordernde; sie wußte, daß es nicht zu vollbringen sei, daß der Ritter sein Leben dabei einbüßen werde. Und dies allein war auch nur ihre Absicht; sie wollte Rache, schreckliche Rache üben an dem, der es gewagt, sie früher einmal zu beleidigen. Dieser Unglückliche war der greise Schloßhauptmann, der alte, rechtliche Vater unsers armen Ritters, der vor längerer Zeit das hochmüthige, stolze Fräulein, wegen grober Nachlässigkeit bei einem Hoffeste ihrer beiderseitigen Gebieterin, der Herzogin Helena, im gerechten Unwillen einige Vorwürfe gemacht hatte. So etwas aber konnte das Edelfräulein, sie, die allgemein gefeierte, gepriesene und bewunderte Schönheit, nicht ertragen, sie wollte auch nicht die geringste Kränkung dulden und ungerächt hingehen lassen. Deshalb hatte sie, außer sich vor Wuth, schon gleich damals nach dem erwähnten Vorfalle dem alten Schloßhauptmanne fürchterliche Wiedervergeltung zugeschworen, aber noch immer hatte sich keine passende Gelegenheit hierzu finden wollen; jetzt endlich bot sich eine solche dar, jetzt sollte dafür ihrem Beleidiger auch die höchste Strafe, der härteste Schlag treffen. Sie wollte ihm durch Aufopfern des Ritters sein einziges Kind, sein Alles rauben, sie wußte, daß der Sohn sein ganzer Stolz, die Freude und Hoffnung seines Alters war; sie wußte, welch' unsägliches Weh sie durch diesen Todesfall über das graue Haupt des Vaters bringen werde. Und dies Alles wollte sie gerade auch, das Ungeheuer; sie wollte den alten Schloßhauptmann verderben, sie wollte ihn vernichten.

Am andern Tage um die Mittagszeit erschien denn nun, hoch zu Roß, im blinkenden Waffenschmucke, der kühne Rittersmann am Fuße des Berges, auf dessen Spitze die Burg Kiekindemark thronte. Auch das schöne Edelfräulein hatte sich hier schon

rechtzeitig eingefunden, in weißem Kleide und schönstem bräutlichem Putze, um so das unschuldige Opfer ihres rachedürstenden Herzens auch jetzt noch, in seiner letzten Stunde zu täuschen und ihn, sollte er gar wankend in seinem Vorsatze werden, durch ihre Reize zu demselben anzufeuern.

Gott um glückliches Gelingen bittend, Ihm und seiner Liebe vertrauend, gab der Ritter seinem herrlichen Streitrosse die Sporen und begann muthig den gefährlichen Ritt.

Glücklich hatte er die Höhe des Berges erreicht, schon wendete er sein Pferd und setzte es zur Rückkehr in Galopp, da trat das edle Thier mit einem Male fehl, und kopfüber stürzte Roß und Reiter die steile Bergeshöhe hinunter, zerschmettert und zerschellt zu den Füßen der grausamen Schönen. Ein vorwurfsvoller, gräßlicher Blick aus dem brechenden Auge des Ritters traf seine herzlose Mörderin und drang ihr wie tausend Dolchstiche tief, tief in die Seele. Entflohen war damit sein jugendliches Leben, und das aus tausend Wunden fließende Blut färbte die Erde und den Kleidersaum der Abscheulichen und schrie zum Himmel um Rache und Vergeltung.

Und der Fluch des Höchsten, der Fluch des alten bejammernswürdigen Vaters des Geopferten, der Fluch aller fühlenden Menschen ereilte sofort die schändliche Mörderin. Denn namenlose Angst, rasende Verzweiflung bemächtigten sich ihrer jetzt; wild rollten ihre sonst so bezaubernden Augen, wüthend zerraufte sie ihr langes schwarzes Haar, zerkratzte und zerschlug sie ihr schönes zartes Gesicht, ihren vollen Hals und Nacken, ihre weißen Arme und Hände; dann rannte sie, nunmehr eine Wahnsinnige, heulend und schreiend davon, ohne Rast und Ruh, durch Feld und Wald, bis der Tod endlich ihrem gräßlichen Zustande ein Ende machte und sie dort in die Erde bettete, wo der ihr geopferte, unglückliche Ritter sein Leben ausgehaucht hatte.

Doch auch im Grabe fand die Fluchbeladene keine Ruhe; denn rastlos mußte selbst auch noch ihr Geist, zur Strafe und Sühne ihres schweren Verbrechens und zur Warnung der lebenden, sündigen Menschheit, in sichtbarer Gestalt bei Tag und Nacht umherwandeln und spuken.

Auch noch jetzt soll das Edelfräulein öfter gesehen werden. Viele wollen ihr schon auf ihren ruhelosen Wanderungen, bald hier, bald dort im Sonnenberge, oder in der Nähe Kiekindemarks begegnet sein. Stets soll sie sich in ihrem weißen Kleide zeigen, und zwar am häufigsten in dunklen Nächten, mitunter aber auch am Tage, jedoch dann nur immer um die Mittagszeit.

Von der alten Burg Kiekindemark ist jetzt nichts mehr vorhanden, als einzelne zerstreut umherliegende Mauerreste. Wenn wir aber die Landstraße von Parchim nach Grabow passiren, so schimmern uns bald, dreiviertel Meilen von ersterer Stadt entfernt, statt ihrer aus einer Niederung, einsam und versteckt und auf drei Seiten von den Waldungen des Sonnenberges eingeschlossen, die ländlichen Gebäude des kleinen zu Parchim gehörenden Dorfes — Hof und Försterei — Kiekindemark entgegen, während uns die nahe dabei liegende Anhöhe den Ort zeigt, wo sich ehemals die starke, feste Burg gleichen Namens erhob.

Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts stand die Burg Kiekindemark, obgleich sie damals schon lange nicht mehr bewohnt war. Als aber während des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1637 Parchim so arg von den Kaiserlichen verheert wurde, da wurde auch von ihnen die Burg Kiekindemark niedergerissen und bis auf den Grund zerstört.

Der Rector Beatus zu Dömitz.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zur Zeit als der Herzog Karl Leopold*) auf der Festung Dömitz residirte, lebte in der Stadt ein Bürger Namens Beatus, der sich durch sein christlich frommes und redliches Leben die Liebe und das Zutrauen seiner Mitbürger im hohen Grade erworben hatte.

Wie es aber so oft der Fall ist, so hatte auch er gar arge Feinde und Neider; auch sein Dienstmädchen gehörte zu diesen. Dasselbe verklagte ihn beim Herzoge, daß er ihr habe mit Hexenformeln beschriebene Zettel eingeben und sie so habe behexen wollen.

Im Verhöre betheuert Beatus nur seine Unschuld; aber trotzdem und ohne einen andern Beweis, als die Behauptung der Magd, läßt ihn der Herzog in eine Bastion führen und dort auf die Folter spannen. Mit Ruhe und Gottergebenheit erträgt er die qualvollsten Martern und betheuert auch hier nur seine Unschuld; doch der Herzog befiehlt, nach jeder Unschuldsbetheurung die Folter einen Grad straffer zu spannen.

Da, dem Tode nahe, fleht der Gefolterte inbrüustig zu Gott, Er möge doch seinen Peinigern ein Zeichen seiner Unschuld geben; und Gott erhört ihn. Als man eben beginnt, ihn noch stärker zu foltern, zerreißt die Mauer mit einem furchtbaren Gekrache.

*) Karl Leopold, Herzog von Mecklenburg-Schwerin wurde geboren am 26. November 1678, regierte vom 31. Juli 1713 und starb am 28. November 1747.

Schnell wird dem Herzog das Vorgefallene gemeldet. Durch einen unterirdischen Gang begiebt er sich in die Bastion und befiehlt nicht nur, Beatus frei zu lassen, sondern auch für seine Genesung die größte Sorge zu tragen.

Bald darauf stirbt der Rector in Dömitz, und der Herzog verleiht dem Bürger Beatus die erledigte Stelle.

Lange Zeit hindurch hat er als solcher mit Segen gewirkt, lange sind aber auch seine Maulschellen im Andenken geblieben, die seiner ausgereckten Hände wegen, mit denen er beide Seiten des Kopfes zu gleicher Zeit berührte, so sehr gefürchtet wurden.

Beatus Name wird noch in den alten dömitzer Schulacten gefunden, wie auch noch das Haus steht, in dem er in den letzten Jahren seines Lebens gewohnt haben soll.

Den Riß in der Mauer hat man noch dem jetzt lebenden Geschlechte gezeigt. Späterhin ist die Mauer mehr und mehr verfallen und in jüngster Zeit, wo man die Festungswerke ausbessert, durch eine neue ersetzt worden.

Der Teufelswinkel bei Wittenburg.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

An der Scheide zwischen der Stadt Wittenburg und dem Dorfe Dreilützow ist eine sumpfige, früher mit Busch bewachsene Gegend, durch welche die alte Landstraße nach Schwerin führt.

Diese Stelle hatte sich der Teufel zu seiner Behausung ausersehen, wo er, sobald es dunkel wurde, die Wanderer oder die in der Nähe in den Wiesen und auf dem Acker arbeitenden Leute neckte und beschädigte. Der Ort heißt darum noch jetzt, wie früher, der Teufelswinkel.

Ein angesehener Ackerbürger der Stadt, welcher in der Nähe Wiesen besaß, aber seine Leute hier nicht bis zum Untergange der Sonne bei der Arbeit halten konnte, kam auf den Gedanken, den Teufel einzufangen.

Dieser Mann lebte im vorigen Jahrhundert und hieß Paul August Möller. Um seinen Vorsatz auszuführen, ließ er durch seine Frau eine Partie schöner Pfannkuchen backen und legte diese ganz unten in einen großen Hopfensack, welchen er dann gegen Abend an dem Orte offen ausspannte.

Der Teufel, durch den Geruch angelockt, kroch hinein. Kaum aber war dies geschehen, als Möller den Sack zuzog und seine in der Ferne harrenden Leute herbeirief, durch welche nun der Sack nebst Inhalt nach einer bereits vorher gegrabenen tiefen Grube geschleppt, hineingesenkt und mit Erde verschüttet wurde.

Banges Grausen überfällt noch jetzt Manchen, der in der Nacht diese Gegend passiren muß, besonders wenn ihm bekannt ist, was sich hier früher zugetragen hat; aber von dem Teufel selber hat man seit jener Nacht hier weder etwas gehört noch gesehen. (R. 3.)

Was man sich von der zwischen Penzlin und Hohenzieritz gelegenen Ihsepuhrt erzählt.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zwischen Penzlin und dem benachbarten Hohenzieritz befindet sich in dem hohenzieritzer Gehölze ein ziemlich langer und sehr tiefer Hohlweg, um welchen sich, nach Penzlin zu, mehrere Gräben — sogenannte Landgräben — hintereinander ziehen. Dieser Hohlweg bildet den Eingang in das altberühmte Land der Rhedarier und führt schon seit alten Zeiten den Namen Ihsepuhrt.*)

Mit solchen und ähnlichen Stellen hat das Volk von jeher gern Geistererscheinungen rc. in Verbindung gebracht, und erzählt man sich denn auch von der Ihsepuhrt, daß dort des Nachts um 12 Uhr zwölf weiße Männer mit einem schwarzen Sarge umgehen.

Ein alter Fuhrmann, der früher oft diesen Weg passirt ist, jetzt aber nicht mehr lebt, behauptete steif und fest, und hat's auch vielen Leuten erzählt, daß er an diesem Orte Folgendes erlebt habe:

Er kam nämlich, nachdem er sehr häufig diesen Weg gemacht hatte, auch einmal am hellen Tage mit einem leeren Wagen in diesem Hohlweg an. Plötzlich standen seine Pferde, und nichts vermogte weder sie, noch den Wagen vom Flecke zu bringen.

Der alte Mann hatte schon oft erzählen hören, es solle nicht ganz geheuer an dieser Stelle sein, obwol er noch nie etwas bemerkt hatte. Darum dachte er auch gleich, es könne

*) Eiserne Pforte.

dies ebenfalls nicht mit rechten Dingen zugehen. Er machte sich also nach vorne hin zu seinen Pferden und sah ihnen durch die Ohren; denn so soll man Manches sehen können, was man sonst nicht mit leiblichen Augen wahrnehmen kann. Und wirklich, da lag ein baumlanger, kohlschwarzer Kerl der Länge nach auf seinem Wagen hingestreckt und lachte recht höhnisch über ihn.

Ohne sich aber weiter zu besinnen, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm der Fuhrmann seine Peitsche, schlug drei Kreuzknoten hinein und prügelte ganz unbarmherzig auf den Kerl los.

Das half! Der Wagen war auf der Stelle frei.

Die Pferde aber legten dermaßen in's Geschirr, daß er sie erst bei Penzlin zum Stehen brachte.

Vom Spuke an der alten Brücke zwischen Sponholz und Warlin bei Neu-Brandenburg.

(Von C. Langmann, Lehrer zu Sponholz.)

Auf dem früheren Landwege von Sponholz nach Warlin sieht man noch jetzt, jenseit des Waldes, nahe an der von Neu-Brandenburg nach Friedland führenden Chaussee, eine alte steinerne Brücke, welche über den Mühlenbach führt.

Hier soll es nun von jeher nicht geheuer gewesen und schon Manchem schlecht ergangen sein, wenn er in später Stunde des Weges gekommen.

Unter Andern erzählte mir, vor mehr als 20 Jahren, ein damals auf dem sponholzer Hofe dienender Knecht, daß er

Abends spät mit einem leeren Kaleschwagen mit zwei Pferden bespannt des Weges gekommen. Als er an die Brücke gelangt, wollen die Pferde durchaus nicht hinüber. So viel er auch peitscht und antreibt, die Pferde bäumen sich und drängen immer zurück.

Zuletzt fällt dem Knecht ein, daß er einmal gehört, wenn man einen sogenannten Kreuzknoten in einen der Zugstränge mache, so müsse der Spuk weichen. Er springt also vom Wagen und schlägt einen solchen Knoten. Kaum aber ist er damit fertig, als auch schon die Pferde mit einem Male wie toll losgehen, so daß er nur schnell mit einem Satz auf den Wagen eilt und im vollen Galopp, die Pferde mit Schaum bedeckt, zu Hause ankommt.

Der spukende Stallmeister G. zu Steinbeck bei Neustadt.

Der Hof Steinbeck bei Neustadt gehörte früher einem Stallmeister G.... Dieser, ein ebenso strenger und geiziger, als gottloser und schlechter Mann, wohnte nicht auf seinem Gute, sondern hielt sich gewöhnlich in Ludwigslust auf. Häufig aber kam er, und zwar immer unerwartet, auf seinem Schimmel im schnellsten Galoppe nach Steinbeck gesprengt, um seine Leute zu überraschen, und fand er dann nur irgend eine kleine Unordnung, so züchtigte er den Schuldigen mit der größten Härte und Strenge.

Da der Stallmeister selbst weder an Gott dachte, noch an Ihn glaubte, sondern nur für irdische Güter sorgte und lebte,

so litt er auch nie, daß seine Leute zur Kirche gehen durften; hatte es aber dennoch Jemand gewagt, dies Gebot zu übertreten, so wurde er dafür auf das Unbarmherzigste ausgepeitscht.

Nun aber wurde dieser gottlose Mann plötzlich sehr krank. Sein Gewissen rührte sich fürchterlich, als er auf dem Todtenbette lag; mit Zittern und Zagen sah er seiner baldigen Auflösung entgegen, und zu spät bereuete er seinen schlechten Lebenswandel. Er schickte jetzt in seiner Herzensangst und Noth nach Steinbeck zu seinen Tagelöhnern und ließ sie alle flehentlich bitten, doch in die Kirche zu gehen und dort für ihn zu beten.

Und die guten, mitleidigen Landleute erbarmten sich ihres sonstigen Peinigers und Bedrückers, sie gingen sämmtlich am nächsten Sonntage in die Kirche und beteten auch für ihn zum Höchsten. Bald darauf starb er denn auch, aber ohne den ewigen Seelenfrieden erlangt zu haben; denn ruhelos mußte er auch noch nach seinem Tode umherirren.

Noch heute behaupten die Leute zu Steinbeck, den bösen Stallmeister G.... häufig auf seinem weißen Rosse daherreiten zu sehen.

Die Nixe im See bei Wanzka, zwischen Stargard und Neu-Strelitz.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Vor längerer Zeit bestand in dem jetzigen Marktdorfe Wanzka ein herzogliches Amt, und waren die Bauern desselben dahin frohnpflichtig.

Einmal um die Frühjahrszeit pflügten mehrere dieser Bauern in der Nähe des wanzkaer Sees und zwar an dem Theile, der sich nach Blankensee hinzieht. In der Mittagsstunde legten sie sich bei den dort stehenden Weidengebüschen zum Schlafe nieder und waren auch bald eingeschlummert.

Einer nur konnte nicht einschlafen und vernahm plötzlich vom See her, der dort eine Art Bucht macht und mit Rohr und Schilf bewachsen war, die Worte: „De Tid is üm, un de Minsch is noch nich doa!“*)

Nach dem ersten Schreck erhebt sich dieser, sieht ängstlich nach der bezeichneten Stelle hin und weckt dann, als er nichts gewahrt, seine Gefährten.

Bald sind alle Schläfer wieder munter und lauschen erwartungsvoll, ob die Stimme wol noch öfter sich hören lassen werde und was sich dann weiter ereigne. Und bald darauf rief es wieder: „De Tid is üm, un de Minsch is noch nich doa!“ aber weiter bemerkten sie nichts.

Als die aufmerksam Horchenden endlich aber zum dritten Male dieselben Worte vernommen hatte, kam eiligst angelaufen, mit einem Paar Reusen in der Hand, der Weber von der wanzkaer Schäferei. Er lenkte seine Schritte gerade der Bucht zu, von welcher her die Worte erschallt waren.

Da kamen die Bauern aber hinter den Gebüschen hervor, traten dem daher Eilenden in den Weg und fragten nach seinem Begehr. Er erzählte ihnen unverhohlen, daß er ein armer Mann sei und die Mittagsstunde, sowie die Abwesenheit der wanzkaer Fischer habe benutzen wollen, um hier Reusen zu legen, da sich bei der jetzigen Laichzeit und gerade in dieser

*) „Die Zeit ist um, und der Mensch ist noch nicht da!“

Bucht die Fische sehr gut fingen. Er bat sie, ihn seine Reusen legen zu lassen und ihn nicht anzugeben.

Die Bauern jedoch erwiederten, daß daraus nichts werden könne, er solle nur wieder umkehren.

Als der arme Weber aber immer dringender bat, sagten die besorgten Leute ihm endlich, weshalb nichts daraus werden könne, eine Stimme habe gerufen: „De Tid is üm, un de Minsch is noch nich doa!" und wenn sie auch sonst nichts dagegen hätten, so könnten sie ihn unter solchen Umständen nicht nach dem See heranlassen.

Der Mann beklagte seine Zeitversäumniß und daß er nun den Weg so vergeblich gemacht habe, und ersuchte die Bauern, ihn wenigstens einmal zu trinken zu geben, da er vom eiligen Gehen erschöpft sei und großen Durst habe.

Allein das Trinken war all' geworden und so bat der Erschöpfte denn um einen Trunk Wasser aus dem See.

Einer der Bauern ist dazu bereitwillig, er schöpft mit seinem großen dreieckigen Hut und bringt dem Durstigen zu trinken.

Kaum hat dieser aber seinen Durst gelöscht, so fällt er todt hin, und die Bauern behaupteten nun, daß er der Mann gewesen sei, den die Stimme aus dem See gerufen habe.

Von den vierzehn Brüdern, welche die St. Marien-Kirche zu Rostock erbaut haben sollen.

(Von H. Pintz, Kämmerarius zu Röbel.)

Während meines Conditionirens in Rostock, in den Jahren 1805 bis 1813, besuchte ich gerne und öfter den öffentlichen

Gottesdienst in der St. Marien-Kirche, nach welcher meine Prinzipalität eingepfarrt war. Bekanntlich ist die St. Marien-Kirche ein überaus prächtiges, mit vielen herrlichen Alterthümern und Denkmälern geschmücktes Gebäude, so daß man längerer Zeit bedarf, um alles darin Enthaltene zu beschauen.

Eines guten Wochentages sah ich beim Vorübergehen der St. Marienkirche eine Thüre derselben geöffnet; ich ging hinein und fand, daß mehrere Arbeiter darinnen beschäftigt waren, um Alles zum nahebevorstehenden Pfingstfeste und zum Pfingstmarkte — weil dann viele fremde Herrschaften die Kirche zu besehen pflegen — zu ordnen, zu schmücken und zu reinigen. Ich ging für mich allein in der Kirche umher, um einige Bilder, Monumente und Kunstwerke zu besehen; bald kam jedoch zu mir ein alter Mann, der als Kirchendiener die Arbeitsleute beaufsichtigte. Wir waren schon seit früher mit einander bekannt, und da nun der Alte den Zweck meiner Anwesenheit erfuhr, so zeigte er mir und machte er mich aufmerksam auf mehrere Hauptgegenstände, bis wir endlich zu einem ganz unbedeutend scheinenden Gegenstand kamen. Es war dieses ein Tableau aus Eichenholz in halb erhabener Bildhauerarbeit, darstellend sieben männliche, mit verschiedenen alterthümlichen Gewändern bekleidete Figuren. Das Ganze mogte ungefähr 12 bis 14 Fuß Länge und 8 bis 10 Fuß Höhe haben, die Figuren aber wol an 4 bis 5 Fuß hoch sein. Der alte Kirchendiener erzählte mir darüber nachstehende Sage:

Im grauen Alterthume hatten 14 Brüder, alle reiche, mit vielen Grundstücken in Mecklenburg belehnte Herren, den Entschluß gefaßt, ein großes, prächtiges Gotteshaus in Rostock zu erbauen. Sieben von diesen Männern haben nun deshalb im ganzen Lande Geld und Baumaterialien zusammengebracht

und nach Rostock geschickt; die andern Sieben aber sind in Rostock geblieben und haben hierden Bau beaufsichtigt und geleitet.

Von diesen sieben in Rostock gebliebenen Brüdern hat nun einer die Kasse oder den Beutel gehabt und die andern in der Berechnung betrogen. Dieses ist jedoch entdeckt worden, worauf ihn denn seine Brüder getödtet haben.

Das Tableau in der Kirche stellte nun die sieben Brüder dar, welche in Rostock den Bau der Kirche leiteten und besorgten. In ihrer Mitte erblickte man auch den Betrüger, mit einem Beutel in der Hand. Außerdem daß sich mehrere kleine Kugellöcher auf verschiedenen Theilen seines Körpers befanden, zeichnete er sich auch noch durch die Weiße seines Gesichtes vor den andern sechs Brüdern aus, wodurch er gleichsam als eine Leiche erschien.

Hierauf zeigte mir auch noch der alte Mann oben am Thurme, in der Höhe wo ungefähr die Glocken hängen, nach der Abendseite und den Prediger-Wohnungen zu, 14 menschenähnliche Gegenstände, die in dem Mauerwerke als Verzierung angebracht waren, darstellend die sämmtlichen 14 Brüder oder Männer, welche den Kirchenbau ausgeführt haben sollen.

Da die St. Marien-Kirche in Rostock vor mehreren Jahren sehr geschmackvoll und auf das Prächtigste neu dekorirt und ausgebaut ist, so ist wahrscheinlich auch das erwähnte Tableau aus derselben entfernt worden. Dieses Tableau hing früher hinter dem Altare, grade gegen den langen Gang, der von der Thurmthür, wo die Wallfischrippe lag, heran führt und wo noch jetzt die nach dem Thurme und zur Orgel hinaufgehende steinerne Wendeltreppe sich befindet.

Dahingegen wird auch jetzt noch die Verzierung der 14 Männer am Thurme zu sehen sein.

Die Schlossruine bei Gross-Vogtshagen bei Dassow.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zwischen Grevismühlen und Dassow liegt inmitten fruchtbarer Aecker das Gut Groß-Vogtshagen. In der Nähe desselben rechts am Wege, der nach Roggenstorf führt, stand, wie eine alte Sage erzählt, vor vielen, vielen Jahren ein prächtiges Schloß. Dasselbe wurde von den Besitzern des Gutes, die Ritter waren, bewohnt und war mit einem breiten, tiefen und mit Wasser angefülltem Graben umgeben. Ueber denselben führte eine Zugbrücke, die allabendlich aufgezogen wurde.

Der letzte Ritter war ein Gewaltherr gegen seine Untergebenen. Schon als Knabe übte er alle nur erdenklichen Bubenstreiche aus. Dabei war er grausam gegen die armen Thiere; denn seinen Hund halb zu Tode prügeln, Vögel stundenlang an einem Bande herumflattern lassen und quälen, das waren so seine Freuden. Es war natürlich, daß man von ihm als dereinstigen Gutsherrn nicht viel Gutes erwartete, und als er zur Herrschaft gelangte, da wurde das, was man so lange gefürchtet hatte, nur zu wahr.

Im Dorfe sah man nur zerfallene Hütten und verhungerte, mit Lumpen behangene Gestalten; bei dem Ritter ging es aber alle Tage hoch her, und dabei mißhandelte er seine Untergebenen auf die schrecklichste Weise.

Als der Gewaltige auch einmal wieder einen seiner Leute

so übel zugerichtet hatte, sollte er zur Verantwortung gezogen werden.

Unerwartet langten in einer Nacht die Diener des Gesetzes vor dem Schlosse an und begehrten den Ritter zu sprechen. Nach langem Warten wurde endlich die Zugbrücke niedergelassen, und als sie nun die Thür des Schlosses öffneten, da schlugen ihnen Rauch und Flammen entgegen.

Der Ritter, nichts Gutes ahnend, hatte das Schloß in Brand gesteckt, war darauf in einem Boote über den Graben gesetzt und entflohen.

Das Schloß ließ man bis auf den Grund niederbrennen, und ein großer Schutt- und Steinhaufen zeigt noch heutigen Tages die Stelle, wo es gestanden.

Was sich die Leute von einer Glocke zu Lichtenhagen bei Rostock erzählen.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

An einem warmen Sommertage hütete einst ein kleines Mädchen die Gänse in der Nähe eines Wassers, aus welchem sich zwei Glocken erhoben, an's Ufer kamen und sich hier sonnten. Das Mädchen ging neugierig hinan und besah sich dieselben; zufällig legte sie auf eine derselben ihren „Fleeschlappen“, das Tuch, worin sie das ihr mitgegebene Essen gehabt hatte.

Nach einigen Stunden setzte sich die eine Glocke in Bewegung, kehrte in's Wasser zurück und verschwand. Die andere, mit dem Tuche belegte Glocke dagegen blieb ruhig am Ufer

stehen; der vor Zeiten auf sie gelegte Zauber war hierdurch gelöset worden.

Als das Mädchen zu Hause angekommen war, erzählte sie das Vorgefallene, und man eilte dahin, um sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Es wurde beschlossen, die Glocke nach Warnemünde zu schaffen und der dortigen Kirche zu schenken. Sie wurde auf einen Wagen gebracht; aber so viele Pferde man auch anspannte, es war nicht möglich, sie von der Stelle zu bewegen.

Nach vielen vergeblichen Versuchen erbot sich ein Bauer, die Glocke mit seinen zwei Ochsen fortzuschaffen, wenn er sie in entgegengesetzter Richtung nach Lichtenhagen und nach der dortigen Kirche bringen sollte.

Man willigte ein, und siehe, die Glocke wurde leicht von diesen Ochsen gezogen und hängt noch in dem Glockenstuhl der Kirche zu Lichtenhagen.

Die andere Glocke ist freilich noch hin und wieder gesehen, wenn sie aus dem Wasser emportauchte, aber es ist bisher nicht gelungen, sich ihrer zu bemächtigen. (R. Z.)

Das Petermännchen, der alte treue Schutzgeist des Fürstenschlosses Schwerin.

(Hierzu die Titel-Vignette dieses Bandes.)

Reizend auf einer kleinen Insel im südwestlichen Theile des schönen schweriner Sees gelegen, erhebt sich das herrliche Fürstenschloß Schwerin und ragt mit seinen vielen Spitzen,

Zinnen und Thürmen hoch hinein in die Lüfte unseres nordischen Himmels. Mit Ehrfurcht und Bewunderung betreten wir — über die kleine Brücke kommend, welche die Insel mit dem festen Lande und der Stadt Schwerin verbindet — diesen altberühmten, geweiheten Ort; die Schauer uralter Zeiten wehen uns an, und die Begebenheiten längst vergangener Jahrhunderte ziehen an unserm geistigen Auge vorüber.

Ist auch nach der jüngsten großartigen Restauration, nach dem prachtvollen Um- und Neubaue des schweriner Schlosses, der erst im vorigen Jahre — 1857 — vollendet wurde, jetzt wenig mehr von der alten „Burg" oder „Festung Schwerin", wie es sonst noch immer genannt wurde, vorhanden, so erzählt uns doch Sage und Geschichte, daß hier schon seit den ältesten Zeiten fürstliche Vesten und Burgen gestanden, daß hier schon vor tausend und mehr Jahren, in fast ununterbrochener Reihenfolge bis auf die Jetztzeit herab, der Sitz großer und bedeutender Herrscher gewesen ist.

Als nach dem Untergange des obotritischen Reiches, dessen mächtige Könige — die Urahnen unserer jetzt regierenden großherzoglichen Fürstenhäuser von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz — hier auf dieser Insel schon seit den grauesten Zeiten des Heidenthums ihre wendische Veste gehabt und hauptsächlich hier residirt haben sollen; als nach der Eroberung ihres Landes durch den Sachsenherzog Heinrich den Löwen*), dieser die

*) Als im Jahre 1161 der Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und Baiern seinen zweiten großen Feld- und Kreuzzug gegen das heidnische Wendenland begann, da zog sich Niklas oder Niklot I., König der Obotriten und Wenden, vor der gewaltigen Uebermacht der christlichen Sachsen auf seine Veste Werle zurück und brannte seine übrigen Burgen, worunter auch Schwerin, nieder. Bald darnach aber schon fand er seinen Heldentod in einem Gefechte gegen die fremden Eroberer.

Herrschaft Schwerin gegründet und Gunzelin I. zum Beherrscher derselben eingesetzt hatte, da schlug auch Letzterer seine Residenz hier auf; und über den Trümmern der alten niedergebrannten obotritischen Königsfeste erhob sich nun eine neue Herrscherburg, die der Grafen von Schwerin. Graf Gunzelin's I. Nachkommen folgten diesem seinem Beispiele, und so war denn die Insel 193 Jahre hindurch der Hauptsitz der regierenden Grafen von Schwerin. Nach ihrem Abgange*), im Jahre 1359, kam die Grafschaft wieder an die Nachkommen ihrer ersten Besitzer, an das 11 Jahre vorher in den Herzogsstand erhobene Fürstenhaus Mecklenburg, und auch der damals regierende Herzog Albrecht II.,**) der Stifter der mecklenburgschwerinschen Linie, verlegte hiernach sofort seine Hauptresidenz von Wismar nach dem alten Herrschersitze seiner königlichen wendisch-obotritischen Ahnen zurück. Herzog Albrecht II. und seine Nachfolger, die regierenden Herzoge, nunmehr aber seit 43 Jahren Großherzoge***) von Mecklenburg-Schwerin, erweiterten und verschönerten im Laufe der Jahrhunderte die frühere alte Grafenburg oder Festung Schwerin, die

Als Heinrich der Löwe das wendische Obotritenland fast ganz unterjocht hatte, stiftete er im Jahre 1166 die noch heute unter diesem Namen bestehende Herrschaft Schwerin, belehnte damit seinen treuen Feldherrn Gunzelin von Hagen, auch von Bartensleben genannt, und ernannte ihn gleichzeitig zum erblich regierenden Grafen von Schwerin. Der Sohn Niklot's I. aber, Pribislaw II., letzter König der Wenden und Obotriten und erster Fürst von Mecklenburg, — siehe Anmerkung Seite 14 ersten Bandes — erhielt in demselben Jahre einen großen Theil seiner väterlichen Erblande wieder zurück.

*) Siehe Anmerkung Seite 199 ersten Bandes.

**) Fürst Albrecht II. von Mecklenburg, geboren etwa 1317, gelangte 1335 zur Regierung, wurde am 8. July 1348 zum Herzoge erhoben und starb am 19. Februar 1379.

***) Siehe Seite 136 ersten Bandes, Anmerkung 1.

von der Zeit an, wenn auch mitunter nur der Form nach, doch ununterbrochen bis auf den heutigen Tag, jetzt also schon 499 Jahre hindurch die Hauptresidenz derselben geblieben und, wie wir Alle wissen, noch jetzt ist.

Uralt, wie die geschichtliche Bedeutung dieser Insel, ist ebenfalls die Sage vom Petermännchen, jenem alten Schutzgeiste des schweriner Herrscherschlosses. So oft das Letztere auch seine Herren und sonstigen Bewohner gewechselt, so oft es auch seine Gestalt, sein Aussehen, seine innere und äußere Einrichtung verändert, so hat doch nichts den getreuen Geist von seiner alten Stätte verdrängen können; immer ist er ihr hold geblieben, immer ist er ein treuer Wächter und Hüter, ein treuer Beschützer und Schirmer des ehrwürdigen Fürstensitzes Schwerin und seiner verschiedenen, dort nach einander residirenden Herrscher gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben.

Nur selten und zu gewissen Zeiten soll sich das Petermännchen in sichtbarer Gestalt zeigen, und zwar gewöhnlich bei besonders wichtigen Gelegenheiten und Veranlassungen, um entweder ein die geliebte fürstliche Familie betreffendes freudiges, oder auch ein trauriges Ereigniß anzukündigen. Diesem entgegen wird aber von Andern erzählt, daß sich das Petermännchen auch zu andern Zeiten mehr oder weniger sehen lasse, ohne gerade der Verkündiger wichtiger, das fürstliche Haus betreffender Ereignisse zu sein. Von Manchen ist es sogar steif und fest behauptet worden, das Petermännchen häufig gesehen, ja selbst öfter mit demselben verkehrt zu haben und ganz bekannt und vertraut mit ihm gewesen zu sein; während wieder Andere, die viele Jahre selbst im Schlosse gewohnt, oder dort doch viel und täglich verkehrt, nie eine Spur vom Petermännchen entdeckt und gesehen haben wollen.

Ueber das Aussehen und die Gestalt des Geistes haben wir verschiedene Berichte, doch stimmen alle, sowol die älteren, als neueren so ziemlich in den Hauptsachen überein, wornach derselbe ein zwergartiges, nur ein Paar Fuß hohes, ganz altes Männchen mit grauem Kopf- und Baarthaare ist. Einige schildern nun zwar den Bart kurz, Andere ihn hingegen sehr lang und fast bis auf die Brust reichend. Ebenso abweichend sind auch die Berichte über das Haupthaar; bald soll es ganz kurz, bald sehr lang sein und in großen Locken bis auf die Schultern herabfließen 2c. 2c. Nur darin stimmen Alle überein, daß sowol Haar als Bart gebleicht und von grauer Farbe sei.

Sehr verschieden und von einander abweichend sind aber die vielen Angaben über den Anzug und die Kleidung unseres kleinen Schloßgeistes. Nach der Aussage eines gewissen Daniel Gardemin,**) „Kammerlakaien seiner hochfürstlichen Durchlaucht des hochseligen Herrn Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow", **) der

---

*) Gardemin hatte Manches von seinen vielen Erlebnissen mit dem Petermännchen seiner Frau erzählt, und sagte diese das von demselben hierüber Erfahrene später in einem mit ihr am 12. November 1747 in Bützow angestellten Verhöre wieder aus, wohin sie nach dem Tode ihres Ehemannes, als Castellanin des dortigen Schlosses, gekommen war. Dies Schriftstück, das älteste bis jetzt bekannte über das Petermännchen, ist in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde Band 5 Seite 58 bis 60 abgedruckt.

**) Herzog Friedrich Wilhelm — geboren den 28. März 1675, gestorben den 31. July 1713 — folgte seinem Onkel, dem Herzog Christian Ludwig I. von Mecklenburg-Schwerin am 21. Juny 1692 in der Regierung dieses Herzogthums.

Als der Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow — siehe Anmerkung Seite 132 dieses Bandes — am 6. October 1695 ohne Hin-

das Petermännchen häufig gesehen hat und von dem später auch noch einige Geschichten und Erlebnisse, die er mit demselben gehabt haben will, folgen sollen, trug der kleine Geist stets einen langen, bis auf die Füße reichenden, schwarzen Rock mit ganz engen Aermeln und vorne einen guten Finger breit mit Weiß aufgeschlagen, dazu einen Kragen um den Hals, eine Art Mütze oder Barett auf dem Kopfe und etwas große, breite

---

terlassung männlicher Erben gestorben war, machte Herzog Friedrich Wilhelm auch auf dies Herzogthum, nach dem Gesetze der Erstgeburt, als alleiniger Erbe desselben, Anspruch, was ihm aber von seinem Onkel, Herzog Adolph Friedrich II. — geboren den 19. October 1658, gestorben den 12. May 1708 — bestritten wurde, da auch dieser gerechte Ansprüche auf das erledigte Herzogthum Güstrow zu haben meinte. Nach vielem Hin- und Herstreiten kam es endlich am 8. März 1701 zu einem Vertrage, bekannt unter dem Namen „der hamburger Vergleich". Hiernach erhielt Herzog Friedrich Wilhelm zu seinem Herzogthume Mecklenburg-Schwerin auch noch das ganze Herzogthum Mecklenburg-Güstrow hinzu, mit Ausnahme der Herrschaft Stargard und der beiden ehemaligen Johanniterkomthureien Mirow und Nemerow, welche Landestheile nebst dem Fürstenthume Ratzeburg — wie auch ein jährlicher Antheil des boitzenburger Elbzolles — dem Herzog Adolph Friedrich II., als selbstständiges neues Herzogthum Mecklenburg-Strelitz, zugesprochen wurden.

Hiernach hörte das frühere Herzogthum Mecklenburg-Güstrow thatsächlich zu bestehen auf, und somit ist denn Herzog Friedrich Wilhelm der Vereiniger der Herzogthümer Schwerin und Güstrow zu einem Herzogthume, dem vergrößerten, noch jetzt so bestehenden, sonstigen Herzog-, seit dem 14. Juny 1815 aber Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin; während Herzog Adolph Friedrich II. der Gründer des noch jetzt ebenso bestehenden, sonstigen Herzogs-, seit dem 28. Juny 1815 aber Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, wie auch zugleich der Stifter dieser hohen Fürstenlinie ist.

Diese, wie schon gesagt am 8. März 1701 geschehene Theilung der mecklenburgischen Lande ist denn auch die letzte derselben bis auf den heutigen Tag gewesen und geblieben.

Schuhe. Hingegen wird er von Andern als in mittelalterlicher Hoftracht gekleidet, im kurzen Wamse, hohen Reiterstiefeln mit Sporen, Degen und Federhute und mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite im Gürtel, geschildert. In dieser Kleidung ist er auch auf einem alten im fürstlichen Schlosse zu Schwerin befindlichen Gemälde abgebildet, mit der Unterschrift: „Quid, si sic?“ *) Einige behaupten, daß dies Bild — nach welchem auch das Petermännchen auf der Titelvignette dieses Bandes entworfen ist — aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stamme; nach Andern soll dasselbe aber schon aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammen und nur in neuerer Zeit wieder aufgefrischt und restaurirt sein. Noch Andere umhüllen endlich das Petermännchen mit einem Mantel, und zwar mit einem rothen, wenn es ein freudiges, mit einem schwarzen aber, wenn es ein die fürstliche Familie betreffendes trauriges Ereigniß anzuzeigen habe ꝛc. ꝛc.

Wie sonst gewöhnlich alle in Burgen, Schlössern, Häusern und dergleichen hausenden Geister hämischen und schlechten Charakters zu sein pflegen, die nur die Menschen stören und beunruhigen, sie nur erschrecken, ängstigen und quälen, ihnen allerlei Ungemach, Verluste und Schäden zu bereiten trachten, ja sie wol gar in die Hölle und in's ewige Verderben zu stürzen suchen, so, ein solcher böser Geist ist unser Petermännchen nicht; im Gegentheil ist er ein ganz vorzüglicher und prächtiger kleiner Mann, der nur allein Gutes will, der Keinem ohne Grund zu nahe kommt, Niemandem ohne Ursache das Geringste zu Leide thut, kurz, der gegen Jedermann edel, gut und brav handelt, der's verdient. Ganz besonders wohlgesinnt, treu und dienstbar aber zeigt er sich hauptsächlich gegen die verschiedenen Glie-

*) „Wie, wenn es so aussähe?“

der des hohen Fürstenhauses Mecklenburg, die dort in seinem Bereiche sich aufhalten. Auf's Sorgfältigste wacht er über diese, warnt sie vor Unglück und Gefahr und sucht sie vor jeglichem Ungemach zu beschützen und zu bewahren. Ebenso wacht er auch über die Treue ihrer Diener und Untergebenen, bestraft und züchtigt deren Untreue oder auch nur Nachlässigkeit, und sucht sie auf alle Weise zur strengsten Wachsamkeit und Diensterfüllung, entweder durch Neckereien aller Art, oder wo diese nicht fruchten wollen, durch allerlei kleinere oder größere Strafen, anzufeuern. Deshalb schleicht das Petermännchen auch immer wachsam und beobachtend, gewöhnlich in unsichtbarer, seltener in sichtbarer Gestalt, im schweriner Schlosse umher und sieht dort überall und zu jeder Zeit, selbst auch in den abgelegensten Winkeln, auf Recht, Gesetz und Ordnung.

So freundlich und gutmüthig der Geist gegen Einheimische und Solche ist, die mit Fug und Recht im schweriner Schlosse verkehren und treu und brav sind, ebenso feindlich und erbittert zeigt er sich gegen Alle, welche sich demselben in keiner guten Absicht nahen. Vorzüglich aber sind ihm alle, nicht zur alten geliebten fürstlichen Familie gehörenden Eindringlinge und fremden Besitznehmer ihres Schlosses stets der größte Dorn im Auge gewesen, und sollen dies namentlich der Herzog Wallenstein und der französische General Laval erfahren haben.

Als nämlich während des unheilvollen 30jährigen Religionskrieges dem grausamen Hauptfeldherrn der katholischen Partei oder der sogenannten heiligen Liga, dem österreichischen General-Feldmarschall Albrecht Waldstein oder Wallenstein, Herzog von Friedland und Sagan, vom römisch-deutschen Kaiser, Ferdinand II., ganz Mecklenburg zu eigen übergeben war; als seine rechtmäßigen Herrscher, die Gebrüder Herzog Adolph Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin und Herzog Johann Albrecht II. von

Mecklenburg-Güstrow,*) durch jenen empörenden Gewaltstreich vom 19. Januar 1628 ihres angeerbten Stammlandes beraubt wurden; als Wallenstein darnach als selbstständiger Alleinherrscher das arme Mecklenburg aussog, drückte und knechtete und auf dem fürstlichen Schlosse zu Güstrow schwelgte und residirte, da ließ er's sich auch einfallen, nach Schwerin zu kommen, um sich auch hier einmal in der alten Fürstenburg auf einige Zeit häuslich niederzulassen. Hier hat ihn aber das Petermännchen so arg mitgenommen, ihn Tag und Nacht so schrecklich gezwickt und gepeinigt, daß er's nicht hat ertragen können und schnell wieder zurück nach Güstrow geeilt ist. Deshalb soll er auch den anfänglich beabsichtigten prachtvollen Um- und Ausbau des schweriner Schlosses ganz unterlassen haben, da ihm das erzürnte Petermännchen gleich das erste Mal den Aufenthalt daselbst für immer versalzen und verleidet hat, so daß er sich nachher nie wieder hineinwagte. Uebrigens währte ja auch, Gott Lob! Wallenstein's Regiment nicht allzulange; denn schon Ende Januar 1632 war ganz Mecklenburg wieder von seinen fremden Unterdrückern befreit, und die geliebten Landesfürsten bestiegen jetzt wieder auf's Neue den Thron ihrer Väter. Als hiernach am 22. Februar im ganzen Lande ein kirchliches Dankfest erfolgte, da ist auch das Petermännchen so erfreut gewesen, daß es in sichtbarer Gestalt, vor Wonne und Lust im schweriner Schlosse umhergetanzt hat.

Aehnlich, wie Wallenstein, erging's auch dem bereits erwähnten französischen General Laval. Als der Gewaltherrscher Napoleon am 28. November 1806 auch Mecklenburg-

*) Adolph Friedrich I. wurde den 15. Dezember 1588 geboren, regierte vom 28. April 1608 und starb am 27. Februar 1658. — Johann Albrecht II. wurde den 4. Mai 1590 geboren, regierte vom 9. July 1611 und starb am 23. April 1636.

Schwerin für sein Eigenthum erklärte; als allenthalben die mecklenburgischen Wappen heruntergerissen und an deren Stelle seine Adler angebracht waren; als Friedrich Franz I.*) der rohen Uebermacht endlich weichen und sein Land auf kurze Zeit verlassen mußte — um am 11. Juny des nächsten Jahres, unter dem lauten Jubel aller Mecklenburger wieder seinen Einzug in Schwerin zu halten — da nahm jener General Laval, als Gouverneur von Mecklenburg-Schwerin auch seinen Sitz in dem alten schweriner Fürstenschlosse. Und Petermännchen ließ auch nun wieder nicht lange auf sich warten, dem neuen Eindringling das Verweilen in seinem Gebiete auf alle mögliche Weise zu verbittern; denn auch jetzt ließ es der empörte Kleine wieder nicht an allerlei Neckereien, an derben Püffen und Stößen, an unsichtbaren Maulschellen und Schlägen fehlen, sowie noch an vielen andern Strafen und dergleichen Dingen, wovon die Betroffenen — Laval und seine Leute — jedoch lieber schwiegen, als sie zu ihrem eigenen Spotte und Hohn zu erzählen und unter die Leute zu bringen.

Wie das Petermännchen die Leute und Diener im schweriner Schlosse auf die Probe stellt, ihre Treue und Gefälligkeit belohnt, ihre Untreue aber straft, davon geben uns nachstehende Sagen ein Zeugniß:

Petermännchen bemerkte nämlich einmal, wie ein junger Gardereiter, welcher während der Nacht in den innern fürstlichen Gemächern des Schlosses Wache hatte, die um ihn her befindlichen glänzenden Kostbarkeiten mit gar lüsternen Augen betrachtete; sogleich beschloß es, die Treue des jugendlichen Kriegers einmal auf die Probe zu stellen. Es erschien deshalb also plötzlich in dem Zimmer und forderte den zuerst hierüber

*) Siehe Anmerkung Seite 138 ersten Bandes.

ganz Erschrockenen auf, doch einige der schönen Sachen in die Tasche zu stecken und mit sich nach Hause zu nehmen, da es Niemand merken werde. Der junge Mann aber weigerte sich entschieden und war, trotz alles Zuredens des Geistes, nicht zu bewegen, das Geringste zu entwenden; vielmehr bat er seinen Versucher, ihn in Ruhe zu lassen und sich zu entfernen. Herzlich freute sich das kleine Männchen über diese Festigkeit und Treue des Soldaten, es belobte ihn deshalb und bat ihn zugleich, sobald er abgelöset sein würde, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, wobei gar keine Gefahr zu befürchten, wol aber ein schöner Verdienst zu erwarten sei. Der Soldat willigte ein und trat, sobald er frei war, mit seinem wunderbaren Begleiter die seltsame Wanderung an. Dieser führte ihn durch mancherlei unterirdische Gänge und Gemächer, welche der Kleine mit einem der Schlüssel öffnete, wovon ein ganzes Bund an seiner Seite im Gürtel steckte. Zuletzt wurde in einem großen Zimmer Halt gemacht. Hier reichte das Petermännchen dem muthigen Gardisten ein altes Schwert, mit der Bitte, alle darauf befindlichen Rostflecke zu entfernen und es recht blank zu putzen, wofür er reichlich belohnt werden solle. Der junge Mann machte sich sogleich an die wohlbekannte Arbeit, die ihm auch ganz vorzüglich zu gelingen schien; denn bald blitzte und funkelte die alte Waffe, daß es eine rechte Freude war. Nur ganz unten an der Spitze des Schwertes befand sich noch ein Rostflecken, weshalb der Soldat auf's Neue zu putzen und schleifen begann, um auch diesen zu vertreiben. Mit sichtbarer Freude sah das kleine Männchen dem emsigen Bemühen und Fleiße des Jünglings zu, dem es jetzt gelungen war, auch den letzten Flecken bis auf einen ganz kleinen Punkt zu entfernen, als plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag erfolgte. Der Geist versank in die Erde, dem Soldaten aber schwanden die Sinne.

Als dieser später, wie aus einem Traume erwachend, wieder zu sich kam, befand er sich allein, wohl und gesund am Schloßthore. In seiner Tasche aber fühlte er etwas Schweres; es waren drei Stangen, herrlichen, gediegenen Goldes, der Lohn des guten Petermännchens für den ihm geleisteten Dienst. Der Soldat aber verschwieg sein Abenteuer. Als er ausgedient hatte, kaufte er sich ein schönes Gut, nahm sich ein braves Weib und lebte herrlich und in Freuden. Kurz vor seinem Tode erst erfuhren es seine Kinder, wem sie eigentlich ihr schönes Erbe zu verdanken hatten.

Eine zweite hierher gehörende Sage lautet also: Vor Jahren wurde einmal ein bedeutender Diebstahl an Pretiosen und Edelsteinen im Schlosse ausgeübt. Der allgemeine Verdacht fiel sogleich auf einen alten, sich sonst immer als treu bewährten Schloßdiener, da dieser nur allein zur Zeit des Diebstahls in den betreffenden Gemächern gewesen war. Trotz aller Unschuldsbetheuerungen wurde der alte Mann in ein dunkles Gefängniß des Schlosses geworfen und auf elendem Strohlager angeschlossen, um hier so lange bei Brot und Wasser zu verbleiben, bis er den ihn bezüchtigten Diebstahl eingestanden und angegeben haben würde, wo er die entwendeten Sachen gelassen. War nun zwar auch, dem Anscheine nach, der gegründetste Verdacht gegen den alten Diener vorhanden, so war er dennoch unschuldig, was aber leider Niemand im Schlosse ahnte und glaubte. Nur das wachsame Petermännchen wußte Alles; dasselbe hatte es in unsichtbarer Gestalt mit angesehen, wie sich ein Anderer unbemerkt in das Zimmer geschlichen und den Diebstahl begangen hatte. Der gerechte Geist war deshalb auch eifrigst bemüht, den Unschuldigen zu befreien und seine Treue an's Tageslicht zu bringen, den wahren Dieb aber zu entlarven und dem Schloßrichter zu überlie-

fern. Zuerst erschien er nun im Gefängnisse, tröstete den alten, fast verzweifelten Mann, mit dem er immer in gutem Einvernehmen gestanden hatte, und versprach, ihn recht bald zu befreien und seine Unschuld aller Welt zu beweisen; auch trug er dem armen Gefangenen warme Decken und schöne Speisen zu, um ihm dadurch seine kurze Leidenszeit soviel als möglich erträglich zu machen. Den schändlichen Dieb der Kostbarkeiten aber setzte das Petermännchen unaufhörlich und zwar so arg zu, daß er es kaum ertragen konnte; dabei riß es ihm mit unsichtbaren Fingern allerlei der geraubten Sachen aus der Tasche und streuete sie mit Hohngelächter hinter ihm her, so daß es bald allen Schloßinsassen klar wurde, daß man einen Unschuldigen im Gefängnisse schmachten lasse. Man ergriff nun den wahren Dieb, welcher denn auch sofort zitternd und bebend seine Schuld eingestand. Der unschuldige alte Schloßdiener wurde hiernach sogleich in Freiheit gesetzt und reichlich durch allerlei Geschenke entschädiget; dem entlarvten, wirklichen Verbrecher aber wies man dafür auf längere Zeit das dunkle Gefängniß zum Aufenthaltsorte an.

Aehnlich erging es einem fürstlichen Essenträger, wegen begangener Untreue. Derselbe entwendete nämlich einmal, als große Tafel im Schlosse war, eine silberne Schüssel und versteckte sie in einer Ecke des dunklen Ganges. Sofort erschien das zürnende Petermännchen und züchtigte den Ungetreuen. Als dieser aber dennoch das fremde Gut behielt, wiederholte und verdoppelte es so lange seine Züchtigungen, bis der arg durchgebläuete Essenträger das gestohlene Geschirr wieder hervorgeholt und an einen solchen Ort gestellt hatte, wo es dem vorbeikommenden Silberdiener in die Augen fallen mußte. Dieser entdeckte denn auch alsbald mit inniger Freude die längst vermißte Schüssel und verwahrte sie sogleich in der fürstlichen

Silberkammer; der Essenträger aber hatte hiernach wieder Ruhe vor dem Schloßgeiste.

Wird das Petermännchen verhöhnt und gescholten, oder ist man unfreundlich gegen dasselbe, so giebt es seinen Unwillen entweder durch Poltern, Toben und Lärmen zu verstehen, oder es rächt sich auf andere Weise, durch Neckereien, Züchtigungen und dergleichen. Beispiele hierzu geben uns die Erlebnisse des schon genannten ehemaligen Kammerlakais Daniel Gardemin, und lasse ich deshalb alles das, was wir durch seine Frau hierüber wissen, insoweit es nicht schon geschehen, jetzt vollständig folgen. Gardemin habe — so berichtete ungefähr seine hinterlassene Wittwe in dem mit ihr angestellten Verhör — sich an das Petermännchen so gewöhnt gehabt und wäre demselben so dreist geworden, daß er ihm öfter auf einer Wendeltreppe, welche sich neben den Zimmern des hochseligen Herzogs Friedrich Wilhelm befunden und in deren Geländeröffnungen das Männchen so eben hätte stehen können, mit dem Lichte ganz nahe ins Gesicht geleuchtet habe, wobei es ganz stille gestanden, oft aber auch vor und neben ihm hergegangen sei. Einmal, als Gardemin seinen durchlauchtigen Herrn nach spät über die Gallerie geleuchtet, habe derselbe gesagt: „Daniel, mich werden die Haare am Kopfe kriechend, und mich schaudert so.“ „„Ja, gnädigster Herr,““ wäre seine Antwort gewesen, „„sehen Sie nicht, was wir für Gesellschaft bei uns haben?““ worauf der Herzog ihm zu schweigen geheißen und gesagt, er sehe nichts. Ein anderes Mal wäre Gardemin nebst einem Pagen zu Bette gegangen, welcher deshalb bei ihm geschlafen, weil ihr Herr am andern Morgen frühzeitig habe ausreisen wollen; da hätten sie denn beide mit offenen Augen gesehen, wie das Petermännchen gekommen sei und einen Lämmerbraten, der zum Frühstücke auf dem Tische gestanden, genommen

hätte und unter lautem Gelächter damit fortgelaufen wäre; von welchem Braten sie auch am andern Morgen, trotz allen Suchens, nichts hätten wiederfinden können. Reden oder antworten hätte Gardemin das Männchen niemals hören; wenn es aber durch Schelt- oder Fluchworte angegriffen worden, so wäre des Nachts ein solches Gepolter über ihrer Kammer gewesen, daß Niemand ein Auge hätte zuthun können. Später — so hatte Gardemin seiner Frau weiter erzählt — wäre er einmal des Abends mit der Abschenke aus dem Keller gekommen, da sei das Petermännchen immer kurz und langsam vor ihm hergegangen und weil ihm, eines gehabten Verdrusses wegen, der Kopf nicht recht gestanden, so habe er aus Unmuth gesagt: „Du Kröte, gehe aus dem Wege, oder ich nehme die Flasche und schlage Dich auf den Kopf; Du sollst dies oder das werden!“ Darauf habe er aber eine solche derbe Ohrfeige als Entgegnung bekommen, daß er über eine halbe Stunde besinnungslos dagelegen, bis ihn Andere gefunden, mit Essig gewaschen und in einem solchen Zustande fortgebracht hätten, daß sein Kopf einige Tage lang noch einmal so dick wie gewöhnlich gewesen sei. Weil man ihm nun bedeutet habe, daß er mit einem so ehrbaren Männchen nicht so unartig umgehen dürfe, so habe er in Zukunft mehr Respect vor demselben gehabt, auch hätte er hiernach, so viel als nur immer möglich, seine Gesellschaft vermieden und wäre ihm stets aus dem Wege gegangen ꝛc.

Ein Paar andere Beispiele hierzu erzählte mir ein alter ehemaliger Gardegrenadier. Derselbe hatte nämlich einmal des Nachts im innern Schlosse Wache. Da er sehr müde war und auch in der vorhergehenden Nacht, die er auf dem Tanzboden zugebracht, nicht geschlafen hatte, so machte er es sich bequem, setzte sich auf eine nahe Bank, nahm sein Gewehr

zwischen die Knie und lehnte den Kopf gegen die Wand. Schlafen wollte er natürlich nicht, das hätte ihm ja schlecht bekommen können; denn der wachehabende Unteroffizier konnte es sich ja leicht einfallen lassen, nachzusehen, ob die verschiedenen Schildwachen auch munter und auf ihren Posten seien. Es sich sonst aber möglichst bequem zu machen, das glaubte der Grenadier schon ohne weitere Gefahr wagen zu können. Aber „der Geist ist willig und das Fleisch schwach!“ und so ging es auch unserem alten Schnurrbart, der bald sanft eingeschlafen war und schnarchte, daß man's wer weiß wie weit hören konnte. Plötzlich fühlte er ein Schütteln; erschreckt sprang er auf, nahm das Gewehr in Arm und stellte sich in gehörige Positur, in der festen Meinung, der Herr Unteroffizier sei da. Aber es war nichts zu hören noch zu sehen, und so verfiel denn der alte Krieger ganz richtig auf das Petermännchen, das ihm gewiß nur allein diesen Streich gespielt und diesen Schreck eingejagt haben werde. Schon hatte er einen derben Fluch auf der Zunge, ja schon hatte er bereits die Hälfte desselben: „Du verdammtes Pe—“ ausgestoßen, als er sich schnell wieder besann, seine weiteren Zornesausbrüche bändigte und schwieg; denn oft schon hatte er gehört, daß der Kleine nicht mit sich spaßen lasse. Und er that wohl daran; nur ein geringes Kneifen seiner Wangen, sowie ein gellendes Gelächter des Geistes war die Strafe für seinen nicht ganz ausgesprochenen Fluch. Murrend und brummend hatte sich der Soldat hiernach wieder auf die Bank niedergelassen, als plötzlich Tritte an sein Ohr schlugen, die ihm die Ankunft der Visitirpatrouille verkündigten. Unser Gardemann stand sogleich kerzengrade, das Gewehr präsentirend, da; Alles war in Ordnung und die Patrouille zog weiter. So recht von Herzen dankte nun der frohe Soldat dem Petermännchen, und bat ihm im Stillen sein Unrecht

wieder ab, da dessen gute Absichten ihm jetzt erst klar wurden; denn wäre er nicht durch den Geist geweckt worden, so hätte ihn die Patrouille schlafend gefunden, wofür ihm dann ein Paar Tage Latten ganz gewiß gewesen wären.

Einem Kammeraden meines alten Gewährsmannes erging es ähnlich. Auch dieser hatte Wache im Schlosse und war ebenfalls eingeschlafen. Als ihn aber das Petermännchen weckt und ihn auslacht, da legt er sich auf's Schelten und Toben, wofür er zuerst einige gelinde Hiebe erhält. Hierdurch nur noch mehr erzürnt, schimpft und flucht der wüthende Soldat immer ärger; da bekommt er denn so viele, so arge und derbe unsichtbare Schläge, Maulschellen und Püffe, daß er sterbenskrank und am ganzen Körper zerschlagen und hoch aufgeschwollen auf längere Zeit in's Lazareth wandern und dort still zu Bette liegen muß.

Ueberhaupt erzählte mir der alte ehemalige Gardegrenadier, der viele Jahre in Schwerin gestanden, auch die Feldzüge 1813, 14 und 15 mitgemacht hatte, daß zu seiner Zeit dergleichen Sachen öfter im schweriner Schlosse vorgekommen wären; daß das Petermännchen häufig auf dem Posten schlafende Soldaten geweckt, sie geneckt oder bestraft hätte. Oft habe der Geist auch den Schläfern die Gewehre aus den Armen genommen, sie versteckt, oder wol gar auseinander geschroben und die einzelnen Theile zerstreut &c. &c. Wenn man dann nur ruhig gewesen und wachsam geblieben, habe das Petermännchen Einem auch weiter nichts gethan; hätte man es aber gescholten, oder wäre wieder eingeschlafen, dann habe es allerlei unsichtbare Züchtigungen gegeben, oder das Männchen hätte auch die Nachlässigen und Schläfrigen auf alle Art geneckt, geschabernackt und ausgelacht &c. Daß Alles so wahr sei, wie er's mir erzählt, daß ihm das mitgetheilte erste Abenteuer mit

dem Petermännchen wirklich so passirt wäre, darauf schwur der alte Graubart Stein und Bein.

Daß auch das Petermännchen die Tugend und Unschuld beschützt, sie vertheidiget und belohnt, wie es ebenfalls die Gemeinheit und Schlechtigkeit bestraft, dies mag endlich noch aus folgender Sage erhellen:

Ein armer fürstlicher Gartenknecht hatte eine ebenso schöne, als tugendhafte Tochter. Einer der höheren Schloßbeamten, ein reicher Wüstling, hatte sein verlangendes Auge auf dieselbe geworfen und war schon lange bemüht, das hübsche Mädchen in seine Arme zu schließen. Mit Verachtung aber hatte diese stets alle seine schändlichen Anträge, seine Versprechungen und Geschenke abgewiesen, da sie lieber arm und brav bleiben, als reich und schlecht werden wollte. Diese steten Abweisungen, dies beharrliche Weigern hatten den sinnlichen Menschen nur noch immer mehr erregt; deshalb bot er Alles auf, das schöne Kind in seine Gewalt zu bekommen. Durch allerlei Kniffe und Ränke war es ihm und seinen bezahlten Helfershelfern endlich gelungen, das arglose Mädchen in ein Zimmer des Schlosses zu locken. Kaum war dasselbe dort angelangt, als auch schon der sie verfolgende Schloßbeamte bei ihr eintrat, die Thüre hinter sich verschloß und sich nun der überlisteten Gefangenen mit seinen unsauberen Anträgen näherte. Das arme Geschöpf rief in ihrer größten Angst um Hülfe, aber Niemand kam; dafür hatte der Schändliche schon hinlänglich Vorsorge getroffen. Schon glaubte sich die Unglückliche verloren, als plötzlich mit gewaltigem Gekrache die Zimmerthüre aufflog und der abscheuliche Wüstling einen so derben Schlag in's Gesicht bekam, daß er besinnungslos und blutend zu Boden taumelte. Jetzt nahete sich das Petermännchen mit freundlicher Miene dem geängstigten, bestürzten Mädchen, nahm sie sanft

bei der Hand und führte sie aus dem Schlosse, wo es verschwand, ehe die vor Schreck und Freude Weinende ihm ihren Dank hatte stammeln können. Zu Hause angelangt fand das junge Mädchen in ihrer Tasche eine ganze Hand voll schöner, blanker Goldstücke, ein Geschenk des edlen Geistes zum Lohne ihrer Keuschheit und Festigkeit, und zum Ersatze für die ausgestandene entsetzliche Angst. Dieselbe blieb auch noch ferner brav und gut. Als sie später einem redlichen Handwerker in Schwerin ihre Hand gereicht hatte, ging es ihr außerordentlich wohl und glücklich; und erst nach vielen Jahren erzählte sie ihrem geliebten Ehemanne die edle That des Petermännchens. Der böse Schloßbeamte behielt aber, zur Strafe für seine beabsichtigte Schändlichkeit, zeitlebens ein abschreckendes Ansehen, ein zerrissenes, mit Narben durchfurchtes Gesicht und hat sich's nie wieder einfallen lassen, der schönen Gartenknechts-Tochter nachzustellen.

Außer diesen hier mitgetheilten Sagen vom Petermännchen giebt es deren noch unendlich viele, theils der älteren, theils der neueren Zeit angehörend, doch sind sie alle einander so ziemlich ähnlich; sie tragen fast alle denselben Charakter der vorstehend erzählten, weshalb denn diese auch genügen mögen.

Auf der hierzu gehörenden Titelvignette dieses Bandes erblicken wir im Vordergrunde das Petermännchen; im Hintergrunde aber zeigt sich uns der älteste Theil des alten Schlosses oder, wie es damals noch hieß, der Festung Schwerin, nach einer Zeichnung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Abenteuerliche Thiere zwischen Wahrstorf und Pölchow bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

An der Landstraße von Rostock nach Schwaan, ungefähr auf der Mitte des Weges, liegt das Bauerdorf Pölchow und kaum zehn Minuten von demselben entfernt und an derselben Straße der ritterschaftliche Hof Wahrstorf. Dieser war vor 70 Jahren auch noch ein Bauerdorf. Späterhin wurden die Bauern theilweise gelegt, theilweise nach dem nahegelegenen Dominialdorfe Huckstorf verlegt, vielleicht durch Austausch von Ländereien ꝛc.

Noch vor nicht langer Zeit lebte in Huckstorf ein Bauer, dessen Vater in Wahrstorf ebenfalls Bauer gewesen war; in Wahrstorf selbst aber sind nur einzelne Benennungen als Erinnerung an jene Zeit, da es noch Bauerdorf war, geblieben. — Damals soll es in Wahrstorf viele Hexen und dergleichen gegeben haben, auch soll es zwischen Wahrstorf und Pölchow nie recht richtig gewesen sein.

Unmittelbar vor Pölchow, nach Wahrstorf zu, ist ein ziemlich langer und tiefer Hohlweg. Dort soll oft ein schwarzer Hund gelegen haben, der Niemand hat durchlassen wollen, so daß man immer genöthigt gewesen ist, oben über den Berg zu gehen. Gradezu, querfeldüber hat man damals nicht wagen dürfen zu gehen, weil man dann immer irre geleitet ist, obgleich die Ortschaften so nahe zusammen liegen, daß man von einer fast in die andere hinein rufen kann. Hat sich dennoch Jemand einen Richtsteig gemacht, so hat er in der Regel einen dreifüßigen Hasen zum Begleiter gehabt, und hat man über die Zäune steigen wollen, so haben dort gewöhnlich Wehrwölfe gelegen und das Uebersteigen verhindert.

Die untergegangene Stadt in dem See von Gross-Pankow bei Lübz.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Südlich von Lübz, an der Grenze gegen die Mark-Brandenburg, liegt der pankower See, so genannt von dem mecklenburgischen Dorfe Groß-Pankow, welches nicht sehr weit von seinem nördlichen Ufer liegt.

Wie man von fast allen Seen etwas erzählt, meistens daß in ihnen eine Stadt zu Grunde gegangen ist, so thut man es auch von diesem. An seiner Stelle soll früher eine mächtige Stadt gelegen haben. Schon einmal hatte die darin herrschende Sünde die Stadt an den Rand des Verderbens gebracht, als seine Einwohner noch zeitig genug, durch einen Propheten des Herrn gewarnt, sich bekehrten und dadurch die Stadt vom Untergange retteten. Als dieser Prophet jedoch entschlafen war, nahm die Sünde wieder überhand und da konnte das Gericht, welches schon einmal aufgeschoben war, nicht mehr aufgehalten werden. Die Stadt ging unter. Nicht durch Feuer, wie Sodom, noch durch Sand, wie Ramm,*) sondern sie sank in die Erde mit Allem, was darin war, und an ihre Stelle trat der jetzige groß-pankower See.

Dieses Alles war in einer Nacht geschehen und hatte so wenig Aufsehen in der Umgegend erregt, daß die Landleute auch an dem folgenden Morgen, es war ein erster Maimorgen, wie immer zur Stadt wollten, um ihren Ueberfluß abzusetzen, oder ihre Bedürfnisse einzukaufen. Ohne etwas zu ahnen,

*) Siehe Seite 106 bis 112 dieses Bandes.

gingen sie in dem Nebel, der sich so dicht wie nie auf die Erde gelagert hatte, auf dem oft gegangenen und darum genugsam bekannten Pfade der Stadt zu.

Aber wie staunten diese Leute, als sie glaubten in die Stadt kommen zu müssen und plötzlich vor einem Wasser standen, welches sie des Nebels halber nicht zu übersehen vermogten. Obgleich sich die Ursache von dem Kommen des Wassers nicht errathen ließ, denn die Stadt war nicht in Sümpfen oder Wiesen, auch nicht an Flüssen gelegen, so suchten doch Alle einen Grund zu finden; ja Einige ahneten schon den ganzen Vorgang, daß die Stadt ihrer Sünden wegen vielleicht untergegangen wäre. Doch untergegangen konnte sie auch nicht sein, denn man hörte ja das Geschrei der Schweine in derselben, dazwischen die lockenden Stimmen der Weiber; man hörte auch das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen in den Straßen ꝛc., mit kurzen Worten, man hörte vor sich das Getöse einer großen Stadt. Es war aber nicht hinein zu kommen und so mußte Jeder unverrichteter Sache wieder heimkehren.

Den ganzen Tag blieb der Nebel so dick, wie er am Morgen gewesen war, weshalb an diesem Tage zu keinem bestimmten Schluß über den wunderbaren Vorfall zu kommen war.

Als aber am andern Morgen die Sonne hell und klar am Himmel stand und kein Thauwölkchen sich zeigte, da eilte Alles nach dem räthselhaften Wasser, und da sah man, was man am Tage zuvor nicht hatte sehen können, daß die Stadt untergegangen und an ihrer Stelle ein bedeutendes Wasser entstanden war. Heute hörte man jedoch nicht mehr das Getöse einer großen Stadt, welches man gestern noch vernommen hatte; heute hörte man nur das Rauschen der Wellen, die sich noch sehr unruhig zeigten.

Jahre verflossen nach diesem seltsamen Ereignisse; der

See blieb, als steter Bußprediger für die sündige Menschheit, und verfloß nicht wieder. Menschen starben und Menschen wurden geboren, doch das Andenken an den Untergang der Stadt verlosch nicht. Generationen folgten auf Generationen, doch die Sage blieb und erzählte warnend den kommenden Geschlechtern: „Die Sünde ist der Leute Verderben!“

Endlich war es tausendjährig, nur mußte der erste Mai noch erlebt sein.

Maitag kam, und mit ihm kam plötzlich ein gewaltiges Leben in den See. Furchtbar stiegen seine Wasser empor, weißer Schaum bedeckte ringsum seine Gestade, und aus seiner Tiefe hörte man dasselbe Getöse, welches man vernimmt, wenn man am Thore einer großen Stadt stehet. Doch der Maitag ging vorüber und mit seinem Vorübersein war auch der See wieder, wie er vorher gewesen war.

Wieder verging ein Jahrhundert nach dem andern und es kam das Jahr 1849, mit welchem auch das zweite Jahrtausend seit dem Untergange der Stadt zu Ende ging. Zuerst war die Sage noch von Jungen und Alten erzählt worden, doch mit der Zeit hatte sie sich nach und nach verloren und es wußte sie, bis auf wenige Alte, Niemand mehr recht ordentlich zu erzählen.

„Laß uns heute nicht zu Wasser gehen,“ sagte ein pankower Fischer am frühen Maimorgen zu dem andern, „ich habe diese Nacht einen bösen Traum gehabt und gewöhnlich sind meine Träume eingetroffen; laß uns lieber zu Hause bleiben!“

„„Es sind nur etliche Pfunde Fische bei mir bestellt,““ war die Antwort des Andern, „„wenn ich die habe, will ich auch zu Hause bleiben!““ denn auch ihm ahnte nichts Gutes an diesem Tage.

„Nun, so komme ich mit!“ sprach der Erstere wieder, und beide Männer gingen dem groß-pankowschen See zu.

Aber wie erschraken die Fischer, als sie an den See kamen, und denselben trotz einer gänzlichen Windstille gewaltig toben sahen. Sie hörten von unten herauf ein Rasseln, als wenn Wagen auf einem Steindamm führen; sie hörten ein Hämmern, Klopfen, Schreien von Menschen und Vieh; sie hörten Töne der Musik und dazwischen das Jauchzen von Männer- und Weiberstimmen. Andere Stimmen riefen Fische, welche schockweise am Ufer flossen, und Vögel, welche in großer Zahl auf dem Wasser umher schwammen, in die Tiefe des Sees und trieben sie wieder hinauf.

Den Fischern wurde ängstlich zu Sinne, als sie dies Alles hörten und sahen; sie dachten an die bisweilen wol gehörte, aber nie geglaubte Sage vom Untergange der alten Stadt in diesem See und fürchteten sich um so mehr.

Doch die Fische waren versprochen und sollten abgeholt werden, es mußten also die Netze ausgeworfen werden. Es geschah, und man zog eine solche Menge Fische ans Land und zwar lauter große Hechte, daß der eine Fischer vor Freuden laut aufjauchzte und rief: „Heute blüht mein Glück, mein Lebtag' hab' ich nicht solchen Zug gethan! Geh Du mit Deinen Träumen!“

Aber noch hatte man die Hechte nicht aus dem Wasser, als eine weibliche Stimme aus der Tiefe des Sees rief: „Rutscherutscherutsche!!“ und alle großen Fische bis auf einen wieder aus dem Netze in's Wasser zurücksprangen.

„Sind sie alle?“ hörte man dieselbe Stimme da unten rufen.

„„Nein, einer fehlt noch, es sind ihrer erst neunundneunzig,““ antwortete eine andere, worauf das „Rutscherutscherutsche!!“ noch einmal erschallte, und auch der letzte Hecht ins Wasser zurücksprang.

„„Ich sehe ihn schon kommen,““ antwortete die zweite

Stimme noch einmal und ging dann in Liebkosungen des zurückkommenden Thieres über.

Jetzt eilten die beiden Männer von Angst erfüllt ihrem Häuschen zu und erzählten im Dorfe, was sie an dem See gehört und gesehen hatten. Neugierige Leute eilten von allen Seiten dahin, und alle fanden, wie ihnen erzählt worden war.

Den ganzen Tag hörte man noch das Rauschen und Brausen des Wassers und das Lärmen auf dem Grunde desselben. Am folgenden Tage aber war der See wieder ruhig wie immer; kein Lärm drang mehr aus seiner Tiefe herauf und auch kein Fisch ist den Fischern nach dieser Zeit wieder auf den Ruf einer lockenden Weiberstimme aus dem Netze in den See zurückgesprungen.

Die ganz in Vergessenheit gerathene Sage ist aber seit dieser Begebenheit wieder aufgefrischt und wird jetzt von meilenweit von dem See wohnenden Leuten mit eben solchem Interesse erzählt, wie von den nächsten Umwohnern desselben.

Der unvollendete Saal im Schlosse zu Sponholz bei Neu-Brandenburg.

(Von C. Langmann, Lehrer zu Sponholz.)

In dem Schlosse zu Sponholz bei Neu-Brandenburg befindet sich noch heute im oberen Stocke ein unvollendeter Saal, an welchen sich folgende Sage knüpft:

Beim Baue des Schlosses habe sich an dieser Stelle ein Maurer todt gefallen. Was man nun seit der Zeit des Tages über an Maurerarbeit angebaut, sei in der folgenden Nacht

immer wieder abgefallen; und so habe man denn die Vollendung nicht zu Stande bringen können und deshalb den Saal so liegen lassen müssen.

Das Männlein bei den Scheunen zu Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Ein Nachtwächter zu Stargard hört, als er seine Runde in der Nacht macht und zu den neu-brandenburger Scheunen kommt, von einer nahen Mauer her ein ängstliches Geschrei. Er hält es für seine Pflicht, sich näher zu begeben, und da sieht er denn auf der Mauer ein Männlein wanken, das immer fort gerufen hat: „Hilf mir! Hilf mir!"

Er fragt: „„Womit soll ich helfen?"" Aber siehe, das Männlein giebt keine Antwort.

„„So sage mir doch, auf welche Weise kann ich Dir helfen?"" fragt der Nachtwächter wiederholt, aber außer dem Hülferuf giebt das Männlein keine Rede, und Ersterer wendet sich zuletzt von ihm ab.

Aber in den folgenden Nächten wiederholt das Männlein seinen Hülferuf immer angstvoller und da hat denn endlich der Nachtwächter gesagt: „„Ich kann Dir nicht helfen, so helfe Dir denn Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist!""

Kaum hat das Männlein dieses Wort vernommen, so hat es dem Wächter gedankt und ist dann unter Jauchzen vor seinen Augen gen Himmel gefahren.

Was man von einer Glocke in Buchholz bei Schwaan erzählt.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Zwei Kinder aus Buchholz bei Schwaan, ein Knabe und in Mädchen, hüteten die Gänse in der Nähe eines auf dem dortigen Felde befindlichen Berges. Als der Knabe gegen Mittag nach dem Dorfe ging, um zu essen und das Mädchen allein nach den Gänsen zu sehen hatte, wurde sie plötzlich gewahr, daß auf dem Berge vier ziemlich große Steine standen, welche sie sonst noch nie da gesehen hatte.

Die Neugierde trieb das Mädchen, die Steine näher zu betrachten; sie setzte sich neben einen derselben, und da der Stein recht hübsch und glatt war, so schlug sie mit ihrem Strickstock an denselben. Sie war verwundert, als der Stein davon einen leisen aber hellen Klang von sich gab, und setzte deshalb dieses Anschlagen eine Zeitlang fort. Darüber hatte sie aber die Gänse nicht beachtet, und als sie an diese dachte und sich umsah, gingen sie bereits zu Schaden.

Das Kind legte deshalb rasch ihr Strickzeug auf den Stein und trieb die Gänse wieder dahin, wo sie grasen sollten; dann ging sie wieder auf den Berg nach ihrem Stein. Sie konnte es aber nicht begreifen, daß jetzt nur der eine Stein, worauf ihr Strickzeug lag, vorhanden war; von den drei andern konnte sie keine Spur gewahr werden.

Als das Mädchen in das Dorf zurück kam, erzählte sie, was sie gesehen und erlebt hatte. Anfangs wollte ihr Niemand glauben, als sie aber dabei beharrte, daß ihre Erzählung wahr sei, entschlossen sich doch Einige, dahin zu gehen und den klingenden Stein zu besehen.

Wie groß war aber dieser Leute Erstaunen, als sie freilich keinen Stein, wol aber eine schöne große Glocke vorfanden, welche nun feierlich in's Dorf geholt und der Kirche geweihet wurde.

Von den andern drei Steinen oder Glocken hat man nie wieder etwas gesehen. (R. Z.)

Die spukende Baronesse Göden in dem Herrenhause zu Damekow bei Wismar.

In einem Gewölbe der Kirche zu Drevestirchen bei Wismar befinden sich drei aus Marmor gehauene Frauengestalten, die Schwestern, Baroninnen Göden, vorstellend, welche in früheren Zeiten auf dem Gute Damekow gewohnt haben.

Während die eine dieser Marmorfiguren, welche eine Waageschaale in der Hand hält, sich durch ihre strengen, ernsten Mienen auszeichnet, haben die beiden andern, die eine eine Taube, die andere wahrscheinlich eine Schlange haltend, desto sanftere Gesichtszüge. Und so wie es hier nun in Stein abgebildet, so ist es auch der Sage nach ehemals wirklich im Leben mit den drei Geschwistern gewesen; zwei derselben waren gute, sanfte Geschöpfe, die dritte aber war eine äußerst strenge, harte und stolze Person. Sie allein führte zu ihren Lebzeiten das Regiment auf dem Hofe zu Damekow; die beiden Schwestern waren zu schwach und gutmüthig, um sich ihren Anordnungen zu widersetzen, sie leisteten denselben hingegen stets Folge und ließen ihr in allen Sachen ihren Willen.

Mit größter Strenge verfuhr diese Alles beherrschende Baronesse namentlich gegen die Dienerschaft und die sonstigen Gutsuntergebenen; sie war nicht allein stolz und hart, sondern

ungerecht und grausam gegen Alle. Was aber das Empörendste war, sie gönnte den armen Dorfleuten nicht einmal das liebe Brod; den auf dem Hofe Dienenden aber wog sie die Lebensmittel so knapp und genau zu, daß sie stets hungern mußten. — Auf dies Letztere soll auch die beregte Waagschaale in ihrer Hand hindeuten. —

An einem Sonntag Morgen, als die Gestrenge wie gewöhnlich die Runde durch das Haus macht, um die Arbeiten der Dienenden in Augenschein zu nehmen, findet sie ein Mädchen, die ihren Flachs nicht ordentlich gesponnen hat. Um diese für ihre Nachlässigkeit zu bestrafen, nimmt sie eine schwere Kette und schließt die Ungehorsame damit an dem heißen Ofen fest. Darauf verriegelt sie die Thür und fährt dann ruhig nach Dreveskirchen, wohin Damekow eingepfarrt ist, zur Kirche.

Erst am Nachmittage kehrt die schändliche Baronin wieder heim. Als sie bald darnach in das Zimmer tritt, um nach dem angeschlossenen Mädchen zu sehen, findet sie dasselbe todt und ihr Gesicht dabei so entstellt und verzerrt, als zeige sie die Zähne. Da tritt die Abscheuliche hinzu, nimmt ihr Schlüsselbund und schlägt damit der Todten in das Antlitz mit dem Ausrufe: „Hex', nu wies noch dei Thän'n!“ *)

Bald darauf starb die Baronin; ihr Geist aber fand keine Ruhe im Grabe, sondern wandelte, zum Schrecken und Entsetzen der Lebenden, unablässig umher.

Auch jetzt noch soll die böse Baronesse Göden mitunter um die Mitternachtsstunde durch die Gänge und Zimmer des damekower Herrenhauses schleichen und dabei mit ihrem großen, am Gürtel hängenden Schlüsselbunde klappern.

---

*) „Hexe, nun zeige noch die Zähne!“

Die verwünschte Prinzessin im Buchenberge bei Doberan.

(Von Fr. Schulz.)

Hat der Leser sich schon einmal den schönen Flecken Doberan und seine Umgebung besehen, so wird er gewiß den sogenannten Buchenberg, der an der östlichen Seite des Ortes liegt, nicht unbeachtet gelassen haben. Viele Besucher ersteigen auch wol auf den an der westlichen, steilen Seite hinauf führenden Stufen den Berg und thun von da einen Blick auf die Gegend. Auch spaziert es sich dort unter den schlanken schattigen Buchen recht angenehm.

Alle Besucher haben hier den prächtigen Buchenhain, die umherliegenden schönen Gärten, die ehrwürdige Kirche, den hübschen Ort selbst gesehen; aber nur Wenige haben erst die fremde weiße Dame getroffen, die dort auch zuweilen ihren Spaziergang macht. Wer diese sicher zu treffen wünscht, und wol gar noch den Muth hat, sie zu erlösen, das heißt wenn er dazu geboren ist — denn sie ist eine verwünschte Prinzessin — der kann aus der hier folgenden Geschichte Tag und Stunde erfahren, wann es eben Zeit ist.

Im Sommer 1818 hütete ein Knecht des Holländers und Schäfereipächters Hinrichsen auf dem Kammerhofe bei Doberan die Schafe seines Herrn an der östlichen Seite des Buchenberges. Es war am Tage vor Johannis in der Mittagsstunde und die Sonne schien sehr warm. Die Schafe standen im Schatten der Bäume und der Knechter ging sich im Kühlen hier hin und dorthin. Rings umher war es recht stille und einsam, denn die vornehme Welt ließ sich jetzt zu dieser Tageszeit noch nicht recht blicken, und die Arbeiter hielten ihre Mittagsruhe.

Und doch sah unser Schäfer heute eine Dame auf sich zuschreiten. Er pflegte sich wol zurückzuziehen, wenn sonst vornehme Herrschaften in seine Nähe kamen, doch diese Dame näher zu sehen, hatte er Lust; auch schien es ihm gar nicht einmal vornehm, um diese Zeit spazieren zu gehen.

Als die Dame soweit an ihn herangekommen war, daß er sie genauer betrachten konnte, da stutzte er doch. Er hatte nach seiner Meinung noch keine so vornehme Dame, als diese war, gesehen; und dabei war sie so sehr hübsch und schön von Angesicht.

„Ja," dachte er bei sich, „mögen die Dämchen hier sich auch noch so hübsch finden, diese sollten sie einmal in Augenschein nehmen, dann wüßten sie, was hübsch ist."

Das Gewand der schönen Dame hatte viel Auffallendes und war schneeweiß. Statt daß sie an den Schäfer still vorüber gehen sollte, ohne, wie er es sonst von den vornehmen Damen gewohnt war, auch nur zu grüßen, trat diese freundlich zu ihm heran. Er zog seine Mütze ehrerbietig, in der Meinung, sie werde ihn nach etwas fragen wollen, und horchte schon recht andächtig zu; denn er wußte schon aus Erfahrung, daß er die Sprache der fremden Herrschaften oft schwer verstehen konnte. Diesmal hatte er eben keine Ursache, über die Unverständlichkeit der Rede zu klagen; aber was er hörte, und um was die Dame bat, klang gar wundersam. Sie sprach also:

„Lieber junger Mann, Du kannst mir ein rettender Engel werden. Ich bin eine verwünschte Prinzessin, die schon viele hundert Jahre in diesem Berge hat schmachten müssen. Alle hundert Jahre, am Johannistage zwischen 12 und 1 Uhr ist meine Erlösung möglich. Morgen ist wieder die Zeit da, wo mich ein unbescholtener Jüngling, wie Du bist, retten kann. Thust Du es, so mache ich Dich glücklich und sehr reich. Es

ist auch keine Gefahr für Dich damit verbunden, sondern Du brauchst mich nur zu küssen, und der Zauber ist gebannt. Ich werde freilich nicht in meiner jetzigen Gestalt erscheinen, sondern als Kröte; sobald Du aber Dein Werk vollbracht hast, siehst Du mich wie jetzt vor Dir. Als Kennzeichen werde ich dieses rothe Bändchen — sie hielt es in der Hand — um den Hals tragen. Sprich ja," bat sie dringend, „und wir sind beide glücklich!" —

Der Schäfer war tief gerührt und sein frommes Herz wollte nichts anderes als ein „Ja" herauslassen. „„So geschehe es denn in Gottes Namen!"" sprach er fest und ergeben.

Die Dame dankte ihm freundlich und wandte sich von ihm.

Am andern Mittage stellte der Schäfer sich richtig ein. Noch war er in seinem Entschlusse nicht im Mindesten wankend geworden. Wenn er sich auch eines kleinen Schauders nicht erwehren konnte, so hatte er doch mit dem guten Gedanken, zwei Menschen glücklich zu machen, alles Andere wieder niederzuschlagen gewußt.

Jetzt stand er am bestimmten Platze und lauschte ängstlich. Da kam die Kröte mit dem rothen Bändchen am Halse. Sie hüpfte auf ihn zu und richtete sich empor, um ihn gleichsam aufzufordern.

Schon bückte sich unser Schäfer, um den Erlösungskuß zu vollführen. Auf einmal ergriff ihn aber eine namenlose Angst. Er sprang zurück und eilte mit Sturmesschritten den Berg hinunter. Doch ihn verfolgte nichts weiter, als das Jammern der armen Prinzessin.

Ihre wehklagenden Töne folterten ihn von da an fortwährend, und bald war er eine Leiche.

Das Weib mit dem goldenen Kamme im Schlossberge bei Kirchdorf auf der Insel Pöl.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Hart am „Karksee“ — Kirchsee — der Insel Pöl, auf dem sogenannten Schloßberge, liegt, umgeben von hohen Wällen, die ziemlich große Kirche des Ortes Kirchdorf mit ihrem spitzen Thurm. Wenn nun Wogengebraus sich vereiniget mit den Tönen der Orgel zu einem Doppelchor, dann muß eine jede Menschenseele sich hier doppelt gemahnt fühlen, daß alles Irdische vergänglich ist; denn früher stand an dieser Stelle ein Schloß mit vielen Zinnen, die weithin sichtbar waren, während jetzt nur Gras die Ueberbleibsel der alten Fundamente überwuchert. Dieses Schloß haben wahrscheinlich die Geschlechter der von Plessen, Preen und Stralendorf bewohnt, welchen Heinrich der Löwe*) 1318 die Insel verkaufte.**)

In dem Schloßberge sind aber noch viele Gewölbe, darin große Schätze verborgen sein sollen. Geht man nun zum „Schlatt,“ wie die Insulaner den Berg nennen, so sieht man zwei Eingänge, die in denselben hineinführen und die erst seit etlichen Jahren vermauert sind.

---

*) Siehe Anmerkung S. 164 dieses Bandes.

**) Im Laufe des 14. Jahrhunderts erwarb das Hospital zum heiligen Geist in Lübeck mehrere Dörfer auf Pöl, die hiervon noch jetzt im Gegensatz zu den übrigen, die dann die schwedischen heißen, die lübschen Dörfer genannt werden. Als im Jahre 1648 der dreißigjährige Krieg beendigt war, wurde die Insel Pöl an Schweden abgetreten, in dessen Besitz sie bis 1803 blieb, wo sie wieder an Mecklenburg kam.

Der Herausgeber

Als Junge war ich oft auf Pöl. Eines Tages stand ich vor diesem Eingang und trug ein stark Gelüste hineinzugehen, als ein alter Mann zu mir trat und sagte: „Geh da nich rinne, denn dat Wief mit den golden Kamm lett Die nich weera rut!“ *)

Da ich nun nicht wußte, was es mit diesem Weibe für eine Bewandniß habe, lief ich zum alten Onkel, und der erzählte mir nachstehende Sage:

Vor vielen Jahren begab es sich, daß drei Knaben am Kirchsee beim Schloßberge spielten. Da kamen sie denn auch auf den Gedanken, hinein zu gehen in das Gewölbe, um zu erfahren, wie es eigentlich darin aussehen mögte; und da es furchtlose Buben waren, so traten sie ihre Wanderung bald an.

Das erste Gewölbe war nur schmal und nichts darin, als die nackten Wände. Bald gelangten sie an eine offenstehende Thür und kamen in ein zweites, das freilich auch leer war, doch bedeutend geräumiger erschien. Nachdem sie nun eine geraume Zeit umher getappt hatten, denn es war ziemlich finster darin, sahen sie aus der Ferne ein Licht schimmern. Darauf steuerten sie los und erreichten ein drittes Gewölbe, das sich saalartig erweiterte. In der Mitte hing eine Ampel, die das ganze Gemach erhellte. Die Wände waren mit Perlen bedeckt, welche wunderbar funkelten. Große Haufen Goldes lagen allenthalben aufgespeichert, und köstliche Prunkgefäße standen hie und da in den Nischen. Dem Eingange gegenüber stand ein eichener Tisch, daneben erblickten sie einen Stuhl, darauf saß eine steinalte, schlafende Frau in abenteuerlicher Kleidung, die hielt in ihrer rechten Hand einen großen goldenen

*) Geh da nicht hinein, denn das Weib mit dem goldenen Kamme läßt Dich nicht wieder heraus!“

Kamm, und zu ihren Füßen lag ein schwarzer, zottiger Pudel mit stechenden Augen. Betroffen blieben die Kinder am Eingange stehen.

Als der Hund die Knaben sahe, sprang er auf und zeigte seine großen Zähne. Da wurde es den Kindern unheimlich, sie fingen an laut zu schreien und wollten davon laufen, konnten aber nicht, mußten vielmehr wie gebannt stehen bleiben. Ueber das Geschrei erwachte die Alte, rieb sich die Augen und sprach zu den Kindern: „Kinnekens, kaamt man ranne na mie, de Pudel deit Juch nicks.“ *)

Allein die Kinder standen da, als wären sie Bildsäulen geworden, hätte nicht ihr Zittern verrathen, daß sie noch lebten. Das Weib aber fing an zu lachen und sagte: „Kaamt doch man heer, Jieh heft dat Hoor Juch nich kämmt. Kiekt, ick will Juch uck mit dissen golden Kamm kämm'n. Kämm'n mach ick giern, un dat is all lang heer, as ick dat letzte Kind kämmt heff.“ **)

Die Angst der armen Knaben wurde immer größer, sie wußten nicht, was sie thun sollten. Das Weib aber redete immer freundlicher: „So kaamt doch man; wer kümmt sall uck von dat Geld sich all de Taschen full stäken.***)

Da ging der eine Knabe hin zu dem Weibe. Diese nahm sogleich ihren goldenen Kamm und fing an, damit dem Knaben

---

*) „Kinderchen, kommt nur heran zu mir; der Pudel thut Euch nichts.“

**) „„Kommt doch nur her, Ihr habt das Haar Euch nicht gekämmt. Seht, ich will Euch auch mit diesem goldenen Kamm kämmen. Kämmen mag ich gerne, und das ist schon lange her, als ich das letzte Kind gekämmt habe.“

***) So kommt doch nur; wer kommt, soll auch von dem Gelde sich all die Taschen voll stecken.“

die Haare zu kämmen. Man denke sich aber das Entsetzen der beiden andern, denn mit dem ersten Strich, den das Weib mit dem goldenen Kamm über das Haar machte, verwandelte es sich in zottiges Pudelhaar, und je länger sie kämmte, desto mehr nahm ihr Spielgenosse die Gestalt eines Pudels an.

Bleich vor Schrecken und Angst rannten die beiden Knaben davon, erreichten auch glücklich den Ausgang; hier aber brachen ihre Kräfte zusammen und bewußtlos fielen sie nieder.

Zu Hause erzählten die Kinder von ihrem unglücklichen Kameraden und was sie gesehen. Anfänglich achtete man ihrer Aussage nicht, als jedoch der dritte Knabe nicht wieder kam, und auch die beiden andern bald starben, da mied man die Stelle soviel als möglich, und kein Kind hat wieder den Ort besuchen mögen.

Alle zehn Jahre, Nachts um die zwölfte Stunde, soll aber das Weib mit den goldenen Kamm ihre Pudel auf den Schloßberg schicken, die dann die Kühe, welche dort weiden, um die Kirche hetzen. Niemand sieht freilich die Pudel, und bellen können sie auch nicht; aber das Vieh soll ängstlich brüllen und arg rennen, also muß es doch wol wahr sein.

Sagen von der wilden Jagd aus der penzliner Gegend.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Schon einmal ist in diesem Bande — Seite 91 bis 97 — von der wilden Jagd und dem was sich die Leute bei Dömitz, Eldena und Grabow von ihr erzählen, die Rede gewesen.

In hiesiger, der penzliner Gegend hält man, abweichend von der ebengedachten Darstellung, für den Veranlasser der wilden Jagd einen Jäger, der wegen seines ruchlosen Wandels auf Erden nicht zur Ruhe kommen kann, sondern ohne Rast in der Luft als Spuk sein Unwesen treiben muß, sich zur Strafe, Menschen und Thieren zum Schrecken und den Gottlosen zur warnenden Mahnung an die göttlichen Strafgerichte. Auch will man hier nicht blos in den Zwölfen, sondern auch zu jeder andern Zeit das Toben der wilden Jagd vernommen haben. Es sind aber besonders nur einige Oerter, an denen sie vorüberfährt; und diese soll man nicht zur Nachtzeit passiren, und noch weniger sich dann dort aufhalten, wenn man sich nicht Unfällen mancherlei Art aussetzen will. Solche Stellen sind in der penzliner Gegend besonders die Ihsepuhrt im hohenzieritzer Gehölze und die Schwanenheide, ein Theil der penzliner Feldmark, unweit des klein-vielener und des Wärnme-Sees.

Die Schwanenheide, welche jetzt beackert wird, lag früher noch in Rusch und Busch und wurde, soweit sie nicht mit Gehölz bewachsen war, fast nur zur Weide für die Pferde der penzliner Ackersleute benutzt. So hüteten auch einst vor vielen Jahren die beiden längst verstorbenen Penzliner M.... und T... dort in unmittelbarer Nähe des vielener Sees des Nachts ihre Pferde. Es war im Sommer und die Nacht nicht dunkel. Als sie eine Weile gehütet hatten, wurde T. schläfrig und legte sich unter einen Baum, um ein wenig zu ruhen; M. aber machte sich eine Pfeife an, um sich munter zu halten und auf die Pferde zu achten.

T. hatte noch nicht lange sein Lager aufgesucht, als M. aus weiter Ferne her ein eigenthümliches Toben hörte, das schnell näher kam und immer lauter und toller wurde. Da fiel

Inhaltsverzeichniss des zweiten Bandes.

Seite

Seite

Eins. Sie dachten weder an Pferde noch an Wagen, sondern rannten, ohne sich auch nur einmal umzusehen, spornstreichs davon und hielten erst bei dem eine halbe Stunde entfernten Penzlin Stand. Das Toben der wilden Jagd verlor sich aber, wie ihnen däuchte, ebenso schnell, als es gekommen war, über den vielener See ziehend, bald in weiter Ferne.

Erst am andern Morgen wagten sich die Beiden nach der Schwanenheide zurück, um Wagen und Pferde heim zu holen. Sie waren auch so glücklich, Beides unbeschädigt wieder zu finden, haben sich aber später nicht noch einmal unter gleichen Umständen nach der Schwanenheide wagen mögen.

Bei der eisernen Pforte — Ihsepuhrt —, welche mit den beiden eben genannten Oertlichkeiten so ziemlich in einer Flucht liegt, soll auch die wilde Jagd öfters vorüber ziehen.

Einst geschah es, daß ein Penzliner spät in der Nacht des Weges kam. Er hatte von einer Schneidemühle bei Strelitz eine Fuhre Bretter geholt, und sich dort ohne Ursache durch die Schuld seines Fuhrmannes ziemlich lange aufhalten müssen. So war es schon Nacht, als sie die Ihsepuhrt passirten. Noch ehe sie aber durch den Hohlweg waren, kam die wilde Jagd durch den Thalgrund vor der eisernen Pforte wie ein Sturmwind daher.

Dem Penzliner und seinem Fuhrmann standen vor Entsetzen die Haare zu Berge. Die Pferde bliesen, wie vor großer Angst, aus den Nüstern, rührten sich aber nicht von dem Fleck, und der Hund des Fuhrmanns kroch ängstlich den Pferden zwischen die Füße, als wollte er dort Schutz suchen vor der ungewöhnlichen, schreckhaften Erscheinung.

Erst als Alles vorüber war, und das Getöse sich allmählich in der Ferne verlor, waren die Pferde wieder zum Gehen zu bringen.

Der Vergleichung wegen mögte es mir wol erlaubt sein, hier noch eine Sage anzuhängen, welche man sich früher bei Kiel von der wilden Jagd erzählte.

Es ging nämlich dort ein Mann zur Nachtzeit über Feld. Als er unterwegs war, hörte er zu seinem Schrecken die wilde Jagd nahen. Schnell hockte er hinter einem großen Steine nieder, um sich zu verstecken. Doch das half ihm wenig. Denn der wilde Jäger, welcher gerade auf ihn zu kam, bemerkte ihn dennoch; und als derselbe neben jenem Steine war, sprang er vom Pferde und rief, indem er wie zum Schlage ausholte: „Züh, hier finn ick jo noch'n Stemm'n, wo ick mien Aex rinschlahn kann." *)

Bei diesen Worten empfand der Mann einen derben Schlag im Rücken, und als die wilde Jagd vorüber war, blieb er, der doch sonst gerade und aufgerichtet hatte gehen können, so krumm, wie er hinter dem Steine gehockt hatte.

So war der vorher so kräftige Mann schnell durch die Bosheit des wilden Jägers ein armer Krüppel geworden. Er that zwar Alles, seine vorige Gestalt wieder zu erhalten, aber die Aerzte versuchten ihre Kunst vergeblich an ihm. Endlich gab ihm Jemand den Rath, er solle sich nach Jahr und Tag wieder zur Nachtzeit um dieselbe Stunde an denselben Ort begeben, wo ihm das Uebel wiederfahren war und warten bis die wilde Jagd wieder vorüberzöge, so würde er, wenn ihm noch zu helfen sei, wieder geheilt werden.

Dies that der Mann. Richtig kam auch wieder um dieselbe Zeit die wilde Jagd daher und wieder hielt der Zug bei dem Steine, und der Jäger sprang, wie das erste Mal vom

*) „Siehe da, hier finde ich ja noch einen Baumstamm, in welchen ich meine Axt schlagen kann."

ihm ein, was er öfter von der wilden Jagd gehört hatte und voller Angst und Furcht suchte er Schutz unter einem großen Dornbusche, von wo aus er aber doch recht gut sehen konnte, was um ihn her ging. Eben war er erst in Sicherheit, als auch schon die wilde Jagd daher gesaust kam, vorauf ein Jäger zu Pferde und hintendrein eine ganze Meute schwarzer Hunde.

M. zitterte am ganzen Leibe. Doch schien man ihn nicht gewahr zu werden; vielmehr hielt der Zug bei seinem Kameraden T. still. Dort sprang der Jäger vom Pferde, nahm sein Waldhorn, hielt es dem Schlafenden vor sein Ohr und stieß hinein, daß es nur so schallte und dem nicht weit davon entfernten M., der alles das mit ansah, die Ohren gellten. T. aber rührte sich nicht.

Als der wilde Jäger also seinen Muthwillen ausgelassen hatte, bestieg er wieder sein Pferd, und weiter ging's mit Blasen und Hundegeklaff durch die Luft.

Erst als sich das Toben ganz in der Ferne verlor, wagte sich M., obgleich noch zitternd, aus seinem Verstecke. T. lag noch dort, wo er erst gelegen, im süßesten Schlafe, als wäre ihm nichts geschehen. Verwundert weckte ihn M. auf und fragte ihn, ob er denn nichts gehört habe.

„Wat sall ick hührt hebb'n?"*) fragte wieder noch schlaftrunken T.

„„Jh,"" entgegnete M., „„Di hett jo eben dei will' Jäger in't Uhr tuht,""**) und erzählte ihm dann den ganzen Hergang der Sache.

Aber T., der äußerst schwerhörig war, hatte nichts von dem Blasen und dem ganzen Spektakel vernommen.

---

*) „Was soll ich gehört haben?"

**) „„Ei, Dir hat ja eben der wilde Jäger in das Ohr getutet.""

Ein ander Mal, es war im Herbste um die Zeit, wenn die Kartoffeln aufgenommen werden, kamen bei anbrechender Nacht zwei penzliner Bürger, die aber beide jetzt schon längst todt sind, von Strelitz gefahren. Wie sie auf der Schwanenheide, durch welche der Weg nach Strelitz führt, ankommen, lassen sie ihre Pferde ein wenig sich ruhen und grasen.

Es war aber zu der Zeit gerade Holz auf der Schwanenheide, unweit des Wärnme-Sees, geschlagen und unter andern lagen dort auch viele Achshölzer, das heißt Holz zu Wagenachsen.

„Wat meenst Du, Varremann,“ hub der eine der Penzliner an, „wenn wie uns so'n Poar Aßhölter uplöd'n und mitnehm'n?“ *)

„„Je,““ wandte der Andere ein, „„lücht wi's ock?““ **)

„Ih,“ meinte der Erstere wieder, „wenn Du sei man hin'n wiß höllst; ick will's woll vörn in ne Höhgt krieg'n.“

So gingen sie denn Beide an's Werk. Als sie aber noch bei dem ersten Stücke beschäftigt waren, hörten sie ein vom hohenzieritzer Gehölz kommendes, sich schnell aus der Ferne näherndes Blasen und Hundeklaffen. Im Nu war auch schon die wilde Jagd bei ihnen, vorauf ein Jäger auf einem Schimmel, der gar schauerlich in sein Waldhorn stieß und hinter ihm eine große Meute wilder Hunde, die mit ihrem Geklaff das Blasen ihres Herrn übertönen zu wollen schienen.

Dies hören und sehen, das Holz bei Seite werfen und Fersengeld nach Möglichkeit geben, war bei unsern Penzlinern

*) „Was meinst Du, Gevatter, wenn wir uns ein Paar solcher Achshölzer aufluden und mitnähmen?“

**) „„Oh ja, regieren wir sie aber auch?““

***) „Ei, wenn Du sie nur hinten fest hältst; ich will sie wol vorne in die Höhe bekommen.“

aufmerksam auf sie und riefen einander leise zu: „Züh, doa steiht's all werra!“*)

Oft treibt die Ahnfrau also ihren Verkehr eine ganze Zeitlang im Hause, dann aber läßt sie in längerer Zeit gar nichts wieder von sich hören oder sehen.

Sämmtliche Aussagen und Beschreibungen über das Aussehen und die Kleidung der Ahnfrau lauten durchaus übereinstimmend; Alle, die sie gesehen haben, oder gesehen haben wollen, schildern sie als eine ziemlich große, hagere Gestalt, mit bleichem Gesichte, spitzer Nase und spitzem Kinn und mit einem grauen Gewande und weißer Mütze bekleidet.

II.

Auf eben der Seite des herrschaftlichen Wohnhauses zu Wietow, wo sich die Ahnfrau zeigt, sollen, wie wir bereits schon zu Anfang gehört haben, auch noch andere Geister umherspuken und sich hören lassen.

Mitunter will man dort nämlich des Nachts ein Geräusch gleich dem Plätschern im Wasser, Thüren zuschlagen und sonstiges Getöse hören, das der Sage nach von einem Morde herrührt, der hier einmal meuchlings an einem Ritter verübt worden ist. Der Mörder hat sich nach vollbrachter That das Blut abgewaschen und sein Verbrechen geleugnet. Zur Strafe dafür muß er auch jetzt noch als Geist zu gewissen Zeiten das früher im Leben Gethane wiederholen, was dann die dort in den betreffenden Zimmern zufällig weilenden Personen deutlich hören können.

Es haben nämlich, wie die Sage weiter erzählt, in alten Zeiten drei verschiedene Ritter zu Wietow gewohnt, die in

*) „Seht, da steht sie schon wieder!“

häufiger Fehde mit einander lebten. Der eine dieser Ritter hat nun einmal den zweiten auf hinterlistige Weise zu sich auf seine Burg zu locken gewußt und ihn alsdann ermordet. Doch ist diese Schandthat nicht ungerächt geblieben. Gottes strafender Arm verfolgte unaufhörlich den Meuchelmörder; und so ging auch er bald hiernach zu Grunde.

Der dritte Ritter setzte sich nun aber in den Besitz beider verwais'ten Burgen und vereinigte ihr Gebiet mit dem seinigen, woraus später das jetzige Rittergut Wietow entstanden sein soll.

Die Spuren alter ehemaliger Rittersitze sind noch heute auf dem wietower Gebiete zu erkennen. In der Nähe des jetzigen Hofes findet man namentlich einen hochaufgetragenen Hügel mit deutlichen Resten von Wällen und Gräben. Ein zweiter ähnlicher, aber weniger gut erhaltener Hügel, der Blocksberg genannt, befindet sich ferner noch auf dem dortigen Felde.

Von diesem sogenannten Blocksberge geht außerdem noch die Sage, daß sich in der Mainacht auf seinem Gipfel die Hexen versammeln und dort ihre Sitzung halten.

Schließlich muß hier endlich auch noch des sonderbaren Ereignisses Erwähnung geschehen, welches der jetzigen Besitzerfamilie von Wietow und deren Bedienung öfter begegnet sein soll, daß nämlich des Nachts zwölf Uhr, wenn der Gutsherr nicht zu Hause war, deutlich ein Wagen vor die Hausthür gerollt kam, ohne daß man dabei das Mindeste sehen konnte.

Ob dies nun mit der Ahnfrau, den erwähnten alten wietow'schen Rittern, oder noch mit sonst etwas Anderem zusammenhängen mag, darüber weiß Niemand Bestimmtes zu sagen.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Pferde, indem er sagte: „Züh, hier sitt mien Aex jo noch in den Stemm'n, wo ick sei verlähbn Joahr rin haut heff.“*)

Bei diesen Worten aber war es dem, der beim Steine hockte, als würde ihm etwas aus dem Rücken gezogen; und als die wilde Jagd vorüber war und er sich aufrichtete, konnte er wieder so gerade gehen, wie ehemals in seinen gesunden Tagen.

Von der Ahnfrau und sonstigem Spuk im Herrenhause zu Wietow bei Wismar.

I.

Alle Leute auf dem Hofe und im Dorfe von Wietow wissen's recht gut, daß es dort im Herrenhause spukt und oft nicht recht richtig ist; und viele von ihnen haben's auch selbst schon mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört, was dort zuweilen all vorgeht und passirt. Namentlich ist's die Ahnfrau von Wietow, wovon Alle zu erzählen wissen, und die auch Mancher schon selbst gesehen hat.

Diese Ahnfrau oder „dei Olsch“**), wie die gemeinen wietower Leute sie schlechtweg zu nennen pflegen, zeigt sich namentlich nur in den Zimmern auf der rechten, größeren Seite des alten herrschaftlichen Wohnhauses, wo auch die andern Geister und Spuke vorzüglich ihr Wesen treiben.

Wer sie eigentlich ist, die Ahnfrau, welche Bewandnisse es mit ihr hat, woher sie kommt, wie lange sie schon als Geist

---

*) „Siehe da, hier sitzt meine Axt ja noch in dem Baumstamm, wo ich sie vergangenes Jahr hineingehauen habe.“

**) Die Alte.

umher wandelt 2c.; kurz, über ihr ganzes Wesen und Sein, ihren Ursprung 2c. weiß Niemand recht was anzugeben. Das aber will man bestimmt behaupten, daß sie dem alten Adelsgeschlechte derer von Blücher entsprossen und die Ahnfrau der schon seit mehreren Generationen hindurch auf dem Gute Wietow ansässigen von blücherschen Nebenlinie ist; wie man denn auch ferner weiß, daß sie schon seit einer langen Reihe von Jahren im wietower Herrenhause umgeht, da schon die ältesten Leute im Dorfe in ihrer Jugend von ihren Großeltern über die Ahnfrau erzählen gehört haben.

Hauptsächlich erscheint die Ahnfrau bei oder vor besonders wichtigen Ereignissen, welche die Nachkommenschaft ihrer, der von blücher-wietow'schen Familie betreffen. Wie zum Beispiel in ziemlich neuerer Zeit die als Kind verstorbene Schwester des jetzigen Besitzers krank darnieder lag, war die ängstlich besorgte, Tag und Nacht bei der Kleinen wachende Mutter einmal auf kurze Zeit aus dem Krankenzimmer gegangen, um für das geliebte Töchterchen einen kühlenden Trank zu bereiten. Bei ihrer baldigen Rückkehr lehnt die Ahnfrau, die ihr übrigens früher schon öfter erschienen war, über das kranke Kind gebeugt, erhebt sich jedoch sofort bei ihrem Eintritt, macht mit der Hand und dem Kopfe eine Unheil verkündende Bewegung und verschwindet darauf in der entgegengesetzten Thür. Am andern Morgen früh war das Kind eine Leiche.

Aber auch zu andern Zeiten läßt sich die Ahnfrau in den bezeichneten Zimmern sehen; vielen Personen ist sie dort nicht allein während der Nacht, sondern auch bei hellem, lichtem Tage erschienen. Noch kürzlich soll sie wieder einmal bei Tage am Fenster gestanden, und auf den Hof hinaus geschaut haben; und alle die dort gerade beschäftigten Leute sahen sie klar und deutlich in ihrer gewöhnlichen Tracht, machten sich gegenseitig

Seite

Druckfehlerverzeichniß des ersten Bandes.

Seite	IX	Zeile	6	von	oben	lies:	Hinrichshagen statt Heinrichshagen.
„	11	„	7	„	„	„	heutigen Tages statt heutiges Tages.
„	18	„	7	„	„	„	zu Butter statt für Butter.
„	18	„	11	„	„	„	liebe Mitbürger statt lieben Mitbürger.
„	30	„	5	„	„	„	Unglücksfälle statt Unklücksfälle.
„	30	„	17	„	„	„	daß, als statt als.
„	34	„	22	„	„	„	den Hausflur statt die Hausflur.
„	39	„	10	„	„	„	Feiertag statt Feiertrag.
„	43	„	2 u. 13	von	oben	lies:	Kreuzthor statt wocker Thor.
„	43	„	21	von	oben	lies:	Neu-Rehse bei Penzlin statt Neu-Rhese bei Neu-Brandenburg.
„	50	„	6	„	„	„	adeliges statt adeliches.
„	52	„	2	„	„	„	und endlich, statt endlich.
„	53	„	16	„	„	„	ihn statt ihm.
„	69	„	17	„	„	„	den statt dem.
„	75	„	2	„	„	„	wider statt wieder.
„	93	„	23	„	„	„	nun statt uun.
„	105	„	3	„	„	„	Mecklenburg's statt Meklenburg's.
„	107	„	5	„	„	„	Damast statt Dammast.
„	111	„	23	„	„	„	wider statt wieder.
„	115	„	14	„	„	„	Bewußtsein statt Bemußtsein.
„	120	„	23	„	„	„	dumpfem statt dumpfen.
„	123	„	26	„	„	„	vorüberstürzend statt vorüberstrürzend.
„	123	„	27	„	„	„	Tiefe statt Riefe.
„	127	„	5	„	„	„	obenhin statt obenhinn.
„	130	„	17	„	„	„	Makel statt Mackel.
„	132	„	20	„	„	„	Mühlenanlagen statt Wühlenanlagen.

Seite	134	Zeile	24	von	oben	lies:	reges statt arges.
„	159	„	23	„	„	„	un statt und.
„	162	„	14	„	„	„	den statt dem.
„	162	„	24	„	„	„	mäkeln statt mäckeln.
„	163	„	13	„	„	„	beschmiert statt beschmirt.
„	171	„	7	„	„	„	Johannistage statt Josannistage.
„	183	„	9	„	„	„	Nachtzeit statt Nachtzeit.
„	183	„	16	„	„	„	Herren statt Herrn.
„	191	„	30	„	„	„	Schaalsee statt Schallsee.
„	192	„	19	„	„	„	unsern statt unserm.
„	202	„	5	„	„	„	genas statt genaß.
„	210	„	21	„	„	„	Verwandten statt Verwandte.

Anmerk. Auf eine Berichtigung der vielen Interpunctions-Druckfehler habe ich mich nicht weiter einlassen mögen, da dieselbe zu weit geführt haben würde. Dasselbe gilt auch von mehreren Abweichungen und Verschiedenheiten, die sich hinsichtlich der Schreibweise einzelner Worte 2c. eingeschlichen haben. Sollte meine Sammlung indeß eine fernere Auflage erleben, so wird selbstverständlich vorher eine möglichst gründliche Ausscheidung sämmtlicher Druckfehler und sonstiger Unregelmäßigkeiten stattfinden.

Dr. A. Niederhöffer.